atl. Bibliothek
Regensburg

Philos. 4
(1

~~III. 283.~~ I.

Philos 4. I

Zur

Königl. Bibliothek

zu

C.

Augustenburg.

SBR 069026376666

Der entscheidende Tag.
Ich verspreche dir's! ich will!

Der gute Jüngling, gute Gatte und Vater, oder Mittel, um es zu werden.

Ein Gegenstück zu der Kunst ein gutes Mädchen zu werden.

Von
Johann Ludwig Ewald.

Erster Band.

Mit Kupfern von Jury.

Frankfurt a. M. 1804
bei Friedrich Wilmanns.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Dem

Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten,

menschlichsten

Fürsten und Herrn

Alexander, dem Ersten,

Kaiser und Selbstherrscher

aller Reussen u. s. w.

Allerdurchlauchtigster,

Großmächtigster Kaiser und Herr!

Das menschliche Angesicht hat einen Ausdruk für wahre Herzensverehrung, der nicht nachgeahmt, also durch Schmeichler nicht entweiht werden kann, den Euere Kaiserliche Majestät gewiß zu würdigen wissen. Wie glüklich wär' ich, wenn es einen solchen Ausdruk in irgend einer Sprache gäbe, der wenigstens noch nie entweiht worden wäre.

Mit diesem Ausdruk würd' ich dann sagen:

Eure Kaiserliche Majestät werden verehrt, — nicht nur in Ihrem ganzen großen Reiche, sondern von Einem Ende der kultivirten Erde, bis zum Andern.

Andere Regenten haben Millionen Menschen erobert, und

ihr Reich damit vergrößert; Eure Kaiserliche Majestät haben Millionen Herzen gewonnen, und schaffen aus Unterthanen, Menschen.

Des edlen Storchs

„Rußland unter Alexander den Ersten,"

ist die Kulturgeschichte der größten

Europäischen Nation; so Einzig, wie der, von dem sie zeugt.

Auch ein Mensch in dem entfernten Deutschlande, dessen Kinder jezt unter dem Schuz Eurer Kaiserlichen Majestät, Augen- und Ohrenzeugen dieser allgemeinen Verehrung sind, freut sich mit hoher Freude, Alexanders

des Ersten, und der Mensch-
heit, die durch Sein erhabe-
nes Beispiel, an ihre Würde
erinnert wird, und an ihre
Bestimmung.

Jezt kann ich es nur mit diesen, so oft entweihten Worten sagen.

Wäre nie eine, zu Beförderung der Sittlichkeit geschriebene

Schrift, einem andern Monarchen, als einem würdigen, und immer aus reiner Verehrung zugeeignet worden: so würd' ich mit mehr Muth, diese Schrift vor Eurer Kaiserlichen Majestät niederlegen. Jezt thue ich, was Tausende thaten, aber ohne die Empfindungen, die mich beleben.

Mögen sie, möge der Geist dieser Schrift, von Eurer Kaiserlichen Majestät nicht verkannt werden!

Der heilige Geist der Humanität schüze und segne ihren ersten Priester, Alexander den Ersten, Kaiser aller Russen, und alle Verwandten Seines Bluts, die zu-

gleich Verwandte Seines Herzens sind!

So wünscht

Eurer Kaiserlichen Majestät

allerunterthänigster Verehrer
Johann Ludwig Ewald,
Doktor und Professor in Bremen.

Vorrede.

Ich habe mit den Lesern, wenig, vorher zu reden. Was der Zwek dieser Schrift ist, sagt der Titel deutlich und bestimmt genug. Das Handbuch für Töchter, hat seine Wirkung nicht ganz verfehlt. Mir sind Zeugnisse davon in die Hände gekommen, die mich sehr freuen mußten, und mich auch sehr gefreut haben. Bei der dritten Auflage desselben, die schon erschienen ist, hab' ich so viel verbessert, als ich zu verbessern wußte, und hab' alle Bemerkungen der Rezensenten, die mir gegründet schienen, treulich und dankbar benuzt. Zu jener Schrift wolt' ich ein Seitenstük für Jünglinge liefern. Ich muß zwar offen gestehen, daß ich eine Zeitlang keinen Muth dazu hatte,

weil Jünglinge nicht so leicht Belehrung annehmen, und weil ein gewisser Stolz auf eigene Weisheit, der ziemlich unbelehrbar macht, zu den Verirrungen unserer heutigen Jünglinge gehört. Aber ich sah doch manche Jünglinge, die sich von diesem Stolze frei erhalten hatten, die mir überhaupt noch belehrbar zu seyn schienen. Ich hatte Gelegenheit, auf Andere zu wirken, mehr als ich gedacht und erwartet hatte. Dieß gab mir den Muth, die mehrmals geäußerten Wünsche meines Herrn Verlegers zu erfüllen, und bescheidenen, für Wahrheit offenen Jünglingen, meine Erfahrungen mitzutheilen, und meinen Rath zu geben. Wie ich mir meine Leser unter ihnen wünsche, hab' ich in der Ersten Vorlesung gesagt.

Eigentlichen Plan wird man in einer solchen Schrift nicht erwarten; wenigstens hab' ich geglaubt, daß nur eine — ich mögte sagen — Chronologische Folge der Vorlesungen nöthig sey, wie sich auch in dem

Handbuche für Töchter, nur eine solche findet. In jeder Einzelnen Vorlesung wird man aber einen psychologischen Plan, nicht ganz vermissen.

In der Vorlesung über Religion, und in der Beilage, mußt' ich mich, wegen mancher Jünglinge, auf spekulative Philosophie etwas einlassen, und sie vor die Augen des gemeinen Menschenverstands bringen, so weit es für meinen Zwek nöthig war. Andere, in diese Philosophie nicht Eingeweihte, müssen und mögen diese Blätter überschlagen. Es ist Gewinn für sie, wenn sie ihrer nicht bedürfen.

Die Sprache ist etwas derber, männlicher, als in der Schrift für Frauenzimmer. Mir schien's, als müsse sie bei Jünglingen so seyn.

Solt' auch diese Schrift mehrere Auflagen erleben; so werd' ich alle, mir gegründet-scheinende Bemerkungen in Rezensionen, wieder treu benuzen, und dadurch jedem

billigen Rezensenten die Achtung zeigen, die ich für sein Urtheil und für seine Gründe habe. Ich bitte also — nicht um Nachsicht, sondern um strenge Gerechtigkeit, wie es Jeder solte, dem es nicht zuerst um Schriftstellerruhm, sondern um Wahrheit, und um die gute Sache zu thun ist.

Und das bin ich mir bewußt, daß mir die gute Sache der Jugendbildung, so sehr, wie irgend Einem unserer Schriftsteller, am Herzen liegt.

Jezt hab' ich weiter nichts zu sagen. Meine Wünsche denkt sich Jeder leicht.

Bremen, am Ende Novembers
1803.

Der Verfasser.

Inhalt des ersten Bandes.

Zueignung an Seine Majestät, den Kaiser von Rußland.

Vorrede.

Erste Vorlesung. Anrede an Jünglinge. Sicherung ihrer Freiheit. Ich mögt' Ihnen nur Rathgeber seyn. Was ich verspreche. — Lauter wahre Beispiele; keinen Genuß verkümmern, sondern zu Genuß leiten; nicht ihre Flügel lähmen, sondern sie stärken. Wie ich mir sie wünsche. — Nicht entnervt, sondern offen für Wahrheit. Ausschweifungen tödten den Sinn für Wahrheit. Stelle aus der Schrift: „Für die Familie von Oberau." Auch für überreife Absprecher schrieb ich nicht; sondern für feurige Hörer, redliche Prüfer, entschlossene Befolger des anerkannten Guten. Ich mögte wirken, wie Rousseau auf seinen Emil. Wegen vieler Erfahrung glaub' ich Manches rathen zu können. — Ein Stük aus meiner Lebensgeschichte. — An wem ich den edlen Jüngling und Mann kennen lernte. Was ich fodere — daß man prüfe, nicht gleich entscheide, aber gleich etwas thue, wenn man von der Güte des Raths überzeugt ist; das giebt früh die Toga. . . . . Seite 3

Hierzu das Titelkupfer.

Zweite Vorlesung. Uebergang vom Knabenalter zum Jünglingsalter. Die Verlegenheit, Unbehäglichkeit in dieser Periode wird beschrieben, und ihr Grund entwikelt. — Eine Anekdote aus meiner Jugendgeschichte. — Ich will lieber sterben, als mich lächerlich machen. — Es ist Jungfräulichkeit des Jünglings; also etwas Gutes. Man darf keine Gährung stören; also auch diese nicht. Und man thuts so oft. Unleidlichkeit der nothreifen Knaben-Jünglinge. Wie man Jünglinge in dieser Periode behandeln müßte. Lebensart, ohne Trieb zu Gefallen. Eine Stelle aus Rehberg über die Miniatur-Hofleute. Man lasse Knaben, Knaben seyn, bis sie selbst Jünglinge seyn wollen. Die vier Becher voll Lebensfreuden. Man betrügt die Jugend um den Einen. Das Pränumerationsleben unseres Zeitalters. Warnung davor. . . . . Seite 22

Dritte Vorlesung. Pietät gegen Aeltern. Die Pflichten selbst liegen in dem Herzen jedes Kindes. Sie, als die heiligste Gottesstimme, ehrwürdig zu machen, ist mein Zwek. Pietät gegen Aeltern, die Erste und Einzige Religion des Kinds. Die Mutter bildet das Kind zu einem Menschen, durch Liebe, und durch Liebe, zu Sittlichkeit. — Pietät, ein passender Name für den kindlichen Sinn; Quell aller Frömmigkeit. Was sie zerstört, zerstört den geistigen Lebenskeim. Aeltern sind oft selbst Schuld daran. Freche Jünglinge wollen in Aeltern blos den Menschen schäzen. Für alle Liebe und Aufopferungen sollen sie ihnen also doch — so gut wie Hottentotten seyn. Solche Jünglinge wollen auch frei

seyn. Und eben als freie Wesen, aus freiem Entschluß, solten sie Aeltern folgen. Sie übersehen oft ihre Aeltern weit; ihre Mütter sind schwach worden. Aber die Aeltern haben sie so hoch gebildet; die Mütter pflegten sich schwach an ihnen. Neuer Grund zu Pietät! — Beispiele von Pietät. Scipio der Afrikaner, Thomas Morus, Bertrand dü Guesclin, und Jesus von Nazareth. Auch in lasterhaften Aeltern soll man die Aeltern ehren. Sie reizen manchmal zur Tugend. Büschings Beispiel. Ganze Nationen ehrten die Aeltern, erhoben Pietät gegen Aeltern zur Ersten Tugend. — Die Juden, Römer, Griechen. Sokrates Unterredung mit seinem Sohne. Vaters Fluch, Gottes Fluch! Noah, Oedip nach Stolberg, Herders Ariadne. Es zeigt sich oft. Stelle aus Herder. Erinnerung an eine Anekdote aus Stillings Jugendgeschichte. Respekt vor dem Alter überhaupt. Unarten unserer Jünglinge vom neuesten Ton. Das Alterthum ehrte das Alter. — Mosaische Geseze. Erzälung aus Anacharsis. Anekdote von zwei Offiziers, der höchste Kontrast. . . . . . . Seite 38

Hierzu das zweite Kupfer.

Vierte Vorlesung. Wollust, eine Entweihung der Natur. Erklärter Vorsaz, sehr ernst und feierlich, aber nicht halb-verschleiert, sondern offen zu reden. Ich erwarte, daß man nicht darüber wizeln werde. Vor wem ich meine Leser warne. — Vor schlau-lüsternen Weibern, die mit hohen Sentiments fangen, vor Schauspielerinnen,

die auf (und außer) dem Theater edle Rollen spielen; vor Weibern, die die Wollust in ein System gebracht haben; vor Ninons, Tänzerinnen; vor vertrautem Umgang, auch mit reinen, aber feurigen Mädgen. Gefahr der feinen, anständigen Sinnlichkeit. Ueber die unwürdige Bordelspolizei aus Fichte. Grenzen der Jünglingsenthaltsamkeit, und Gründe dafür, nicht aus der Bibel, sondern aus den natürlichen Anlagen des Menschen. Jede Befriedigung der Wollust außer der Ehe, ist gegen das oberste Prinzip des Sittengesezes. Regellose Wollust ist nicht Naturtrieb, sondern Verwöhnung. Sokrates nennt es das Juken eines Kräzigen. Die Natur that Alles, um Befriedigung der Sinnlichkeit zu einer geheimen Sache zu machen. Sie weiset noch davon ab, durch Ekel und Schaam. Schaam ist Naturtrieb. Schöne Stelle davon, aus Herder. Ueber die Gefahr, nach der Meinung der neuesten Aesthetiker, seinen ästhetischen und sittlichen Sinn sondern zu wollen. — Man erhalte seine Fantasie rein; vergifte sie nicht durch Lektüre, Gemälde, Kupfer, im Schauspiele, besonders in Ballets. Man suche Herrschaft über die Fantasie zu erhalten. Man übe sich, entgegengesezte Scenen hervorzurufen; aber ohne weibliche Figuren. Gefahr unserer Bäle. Man gewöhne sich frühe, sich etwas zu versagen. Vorschlag zu einer sittlichen Gymnastik. Zeugniß von Fichte, daß dieß keine Mönchsascetik sey. Milon von Krotona, ein Symbol! Warnung vor dem Despotismus des Beispiels und der Spötterei. Wunsch früher Ehen. . . . Seite 72

Fünfte Vorlesung. Ueber Umgang mit Frauenzimmern. Anständiger Umgang mit edlen Weibern führt nicht zu Ausschweifungen, hält davon ab; verfeinert den Geschmak an Freuden. Er ist überhaupt nöthig, zu vielseitiger Bildung. Die Natur treibt auch den Jüngling dazu. Dabei ist er sich keiner Sinnlichkeit bewußt. Galanterie gegen Schwestern. Beispiel aus der St—schen Familie. Warum Umgang mit edlen Weibern bilde. Sie sind die natürlichen Richter, von des Jünglings Menschenwerth. — Alle gebildete Völker und Menschen ehren auch die Weiber. Weiber haben oft hohen Enthusiasmus für das Gute. Beispiel an Rousseaus Sophie. Bekanntschaft mit ihnen entzündet zu ähnlichem Enthusiasmus. Beispiel von der Gewalt der Weiber, aus Brantome. Warnung vor Umgang mit männlichen Weibern (maitresse-femmes) und Koketten. Man soll nicht blos mit Weibern umgehen. Der Jüngling soll nicht schmeicheln und nicht kriechen. Sophiens Antwort an die Fakins ihrer Zeit. Kontrast zwischen Kammerherrnpflichten und wahrer Galanterie. Schilderung der lezten. Aechte Galanterie erstrekt sich auf das ganze Geschlecht. Unsere Incroyables sind das gerade Gegentheil. Schilderung ihrer Antigalanterie. Anekdote von einer solchen Unart. Der hündische Incroyable spielt seine Rolle; der menschliche applaudirt. Der Erste wird bestraft; der Andere muß es geschehen lassen. . . . . Seite 104

Hierzu das dritte Kupfer.

Sechste Vorlesung. Wahl eines Standes. Wichtiger Einfluß des Standes auf die ganze Sittlichkeit. Jeder Stand verführt leicht zu gewissen Lastern, übt in gewissen Tugenden. Gefährlich also, wenn die Versuchung mit der Neigung, und vortheilhaft, wenn Anlage mit Gelegenheit zu Bildung, zusammentrifft. Es kommt viel auf Neigung zu einem gewissen Stande an; aber außer bei Künsten ist sie nicht so entschieden, kann es auch nicht seyn. Man wäle sich nicht zu frühe einen Stand. Die allgemeine Menschenbildung, muß vorhergehen. Was dazu gehört. Sie erfodert viel Zeit. Was noch dafür geschehen könnte, wenn Pestalozzis Methode ganz durchgearbeitet wäre. Was man in gebildeten Ständen voraussezt. Es ist keinem Stande nachtheilig, wenn die allgemeine Menschenbildung ausgedehnt wird. Man erwerbe sich nicht blos die nöthigen Kenntnisse, sondern auch die Fertigkeiten und Tugenden, die in dem gewälten Stande nöthig sind. Man kann sehr viel darin leisten. Beispiele von einem Zöglinge und mir selbst. In diesen Fertigkeiten solte man sich gleich Anfangs üben; das Beschwehrliche seines Standes zuerst durchgehen, wie es im Militär- und Kaufmannsstande geschieht. Vortheile davon. Seite 126

Siebente Vorlesung. Warnung vor Spielwut. Erzälung von dem Selbstmord eines jungen, edlen, hoffnungsvollen Schweden, durch Spielwut und Kokettenverführung bewirkt. Mehr traurige Beispiele von den unglüklichen Folgen der Spielwut. — Guido Reni, — eine Erzälung aus the strolling player. Ursache von dem Reize des Spiels. Sitt-

licher Schaden, den es thut, nach Krater. Raserei, etwas so vergiftendes, ein Spiel zu nennen. Rath, um Spielwut zu verhüten. Man muß nie Hazardspiel, und nie hoch spielen. . . . Seite 145

Hierzu das vierte Kupfer.

Achte Vorlesung. Warnung vor einigen Modethorheiten. Jedes Zeitalter hat seine Sitten, Gebräuche und Thorheiten, aus denen sich der Kleinkreisige nicht herausdenken kann, von dem auch der Ausgezeichnete unvermerkt etwas annimmt. Auch unser Zeitalter vergöttert seine Weisheit und Thorheit. Dieß reißt manche Schwache hin. Keine Thorheit ist ganz unschädlich. Man muß also warnen. Gegen das Haschen nach Idealen. Es hat sein Gutes, ist aber schädlich, wenn das Ideal viel Individualität hat; noch schädlicher, wenn es das Götzenbild des Tags ist. Gemälde eines Solchen. Eben so schädlich, wenn man etwas Idealisches blos von Andern verlangt. Gegen Eigensinn. Er ist Schwäche. Beispiele von zwei Jünglingen. Er macht Jünglingsübereilungen unauslöschlich. Gegen Klikengeist. Schilderung des modischen Klikengeists. Er ist schädlich, weil er Einseitig, partheiisch macht. Die Einseitigsten Köpfe neigen am Meisten dazu, Kliken zu stiften. Gegen Unbescheidenheit. Sie findet sich am stärksten bei den Vergötterern der neuen Philosophie, bei jungen Kaufleuten, die viel reiseten und bei jungen Offiziers. Ihre Thorheit. Liebenswürdigkeit der Bescheidenheit. Beispiel von der Unbescheidenheit eines Tonkünstlers. Beschei-

denheit ist nicht Schüchternheit. Gegen die Thorheit, Alles an sich, nach der Mode zu formen. Originalsucht, aus Nachäfferei. Freiheitswut aus Sklavensinn! O weh! — . . . . . Seite 176

Neunte Vorlesung. Freundschaft des Jünglings und des Mannes. Eine Stelle aus Göthes Iphigenie, über den Freund als Gottesgabe, parodirt auf Bedürfniß eines Freunds. Auch dieß Bedürfniß ist Gottesgabe. Es zeigt von dem hohen Rang eines Menschen. Wahl eines Freunds, der Erste freie Gebrauch von unserem Liebesbedürfniß. Wie man dieß Bedürfniß in sich erregt. Der Jüngling kann nur Einen wahren Freund haben. Das Herz muß wälen. Beispiel von Jonathan. Aber der Jüngling solte warten. Kann er nicht, so soll er nicht. Reinheit der Absichten bei der Wahl. Gänzliches Vertrauen. Verschwiegenheit. Uneigennüzigkeit. Nicht immer fodern; auch nicht Herzensgenuß, nicht Aufopferungen. Nicht Rechnen. Keine Eifersüchteleien, noch weniger Mißtrauen. Beschreibung dieses fressenden Krebses. Leider! auch edle, liebevolle Menschen sind nicht frei davon. Alles für den Freund thun, seine Art zu erfreuen. Die Mystik der Freundschaft. Freunde sind meist, geistig genommen, von beiderlei Geschlecht. Zeugniß von Aeschylus. Beispiel von Jonathan. Duldung der Schwächen des Freunds. Sie machen oft wol, weil sie Gelegenheit geben, auch dem Unentbehrlichen — etwas zu seyn. Warnung des Freunds. Bei heftigem Schmerz, ist sie Höllenstein in frische

Wunde; sonst heilige Pflicht. Warnung annehmen. Höflichkeit des Herzens. — Vertheidigung des Freunds, mit Ruhe, kurz und kräftig bei offenbarer Verleumdung. Freundschaft ist keine Leidenschaft; steht in richtigem Verhältniß mit allen andern Pflichten. Abermals Jonathan. Erkältung des Freunds, der schreklichste Tod. Dort, aber nur dort wird's Anders. . . Seite 204

Erste Beilage. Montägne von der Freundschaft. 241

Zweite Beilage. Die Freunde im Leben und Tod, eine Beilage zu Montägne. 253

Zehnte Vorlesung. Etwas Erhebendes ist dem Menschen nöthig, da ihn Alles niederhält, herunterzieht, eine Poesie, die nicht Dichtung, sondern Wahrheit ist; das ist Religion. Nicht blos Religionskenntniß, sondern der Sinn gegen den Allvater, den Kinder gegen Aeltern haben sollen. Philosophie kann nicht Religion ersezen, weil sie sich blos zum Verstande wendet, und der Mensch nicht blos durch Verstand regiert wird. Eine Stelle aus Richter. Warnung vor Gleichgültigkeit in Religion. Ihre Quellen. Rechtfertigung dieser Gleichgültigkeit. Philosophie verträgt sich recht gut mit Religion, auch mit positiver Religion. Dieß sahen unsere Ersten Denker ein, und zeugen zum Theil dafür. Bako, Newton, Leibniz, Fichte, Jakobi. Eine Stelle aus Reimarus. Ein Wort über Schwärmerei. — Warnung gegen Zweifelsucht. Was sie ist, woher sie ent-

steht. Es ist wahre oder affektirte Schwäche. Mittel dagegen. Wahrer Begriff und Werth der Einwendungen. Sextus Empyrikus, Hardouin. Religion muß auf Gründen ruhen. Eine Stelle aus d'Aguesseau. Wie man Vernunft dabei brauchen solle, und wo die Vernunft unvernünftig sey. Religion soll aber nicht blos, Sache der Vernunft seyn, sondern den ganzen Menschen erfassen. Ueber den Werth der Moralpredigten. Sie soll eben so wenig, blos Sache der Empfindung seyn. Christenthum! der Christ schäzt Alles, was den Menschen für Sittlichkeit belebt. Aber Christenthum ist die Einzige, für Menschenbedürfnisse berechnete Religion, auf einer gewissen Stufe von Bildung. Beweis davon, für Philosophen, aus Jakobis Prämissen. Beweis aus unseren Bedürfnissen und unserer Beschränktheit. Stellen aus Schiller, Soden, Sonnerat. Mythologieen. Jupiter und Semele. Sonne ein Bild der Gottheit. Stelle aus Young. Der Mensch, ein besseres Bild. Innige Verbindung zwischen Religion und Sittlichkeit, besonders zwischen Sittlichkeit und Christenthum. Stellen aus Jakobi. Seite 261

Beilage. Die höchste Tendenz; ein dramatischer Dialog. 311

Der
gute Jüngling
oder
Mittel
um es zu werden.

Erste Vorlesung.

Für wen ich schreibe, was ich verspreche und wünsche.

Ich habe Sie um mich her versammelt, Jünglinge, die ich ehre, die jeder Menschenfreund ehren muß, als die Blüte einer künftigen Generation; als die künftigen Gesezgeber, Lehrer, Vertheidiger, Wolthäter Ihres Vaterlandes; als die Beglüker des weiblichen, und die Väter eines künftigen Geschlechts. Ich kann Ihnen keine Geseze geben; und ich wolte nicht, wenn ich auch könnte. Der Jüngling muß sich selbst ein Gesez seyn; sonst wird er nie ein Mann. Aber *was* er sich zum Geseze machen solte,

das darf ein erfahrener Mann rathen, und das nimmt der gute Jüngling an. Der Erfahrene darf väterlich warnen vor Allem dem, was den Jüngling von seinem Ziel ableiten könnte, und ihn aufmuntern, mit unermüdlicher Festigkeit entgegenzustreben diesem Ziele. Er darf ihm Hülfsmittel angeben, wodurch er sich sein Bemühen erleichtern, und Klugheitsregeln, wodurch er sich vor Irrungen bewahren kann. Der geradsinnige Jüngling hört und prüft, und nimmt an, was er geprüft und gut gefunden hat. Kann er Zutrauen zu dem erfahrenen Manne fassen, der ihm räth; so nimmt er auch wol etwas von ihm an, was er eben nicht genau prüfen konnte. Indeß befolgt er nichts, weil er muß, sondern weil er will. Er hat sich kein fremdes Gesez aufdringen lassen; er hat sich Alles erst selbst zum Gesez gemacht. Er folgt, seiner Freiheit unbeschadet, weil er die Gründe des Raths, der Warnung einsieht, oder weil er recht zu thun glaubt, etwas anzunehmen von einem Manne, dessen Rechtschaffenheit, Erfahrung und gute Gesinnungen gegen ihn, er nicht mehr bezweifelt.

Ein solcher Rathgeber möcht' ich Ihnen seyn in diesen Vorlesungen; so wünscht' ich gehört, geprüft und befolgt zu werden. Und verworfen zu werden mit meinem Rath und meinen Warnungen, wenn Sie Grund zum Verwerfen haben, wenn Sie kein Zutrauen zu meinem Worte fassen können.

Wenn Sie Einzelnes oder Mehreres mit Grunde oder aus Mangel von Vertrauen verwerfen; das ist mir lieber, als wenn Sie Einzelnes oder Mehreres ohne Grund und Vertrauen annähmen. Im Ersteren Falle zeigten Sie doch Nachdenken, Prüfung, Interesse, würdigen Gebrauch Ihrer Freiheit; im lezten Falle nichts von Allem diesem.

Aus freiem Entschluß red' ich zu Ihnen, und aus freiem Entschluß sollen Sie mich hören, meinem Rathe folgen — oder gar nicht.

Ich werd' Ihnen Erfahrungen vorhalten, werd' Ihnen Gründe geben, werde sie Ihrer Vernunft, Ihrem sittlichen Sinne vorlegen, und Sie dann wälen lassen.

Wenn ich mich auf Beispiele berufe; es sollen keine erdichtete aus der Romanenwelt, oder

der Welt eigener Fantasie seyn, sondern lauter wahre Beispiele! Keine Grandisons, sondern Franklins, Bernstorfs, Ziethens, Sievekings, Fischers, Lavaters! Nicht Richter, la Fontaine, Engel, sondern Biographieen sollen meine Quellen seyn. Ich denke, Eine wahre Erzälung von den glücklichen Folgen gut durchlebter Jünglingsjahre wirkt mehr, als zehen Fantasiegemälde von Herrmanns und Albano's, mit so glühenden Farben sie auch hingeworfen seyn mögen.

Uebrigens denk' ich Ihnen keinen Genuß zu verkümmern, wenn es wirklicher Genuß ist, und kein Opium, das die Nerven zum Genuß abstumpft. Sie sollen den Becher der Lebenskraft und Lebensfreuden bis auf den lezten Tropfen ausschlürfen, und den lezten Tropfen noch mit frohem Sinne, dem Freudengeber zur Libation hingießen; Sie sollen sich nur nicht erst damit berauschen, und dann darben. Das wäre ja kein Lebensgenuß, weder frühe noch später!

Eben so wenig will ich Ihnen die Flügel lähmen, wenn Ihr Geist sich emporheben will und kann. Im Gegentheil, Sie sollen sich Kräfte

sammeln, Kräfte aufsparen, und Kräfte brauchen, wenn es recht gilt, und wo Anderen längst die Kräfte geschwunden sind. Nur möcht' ich Sie abhalten, daß Sie nicht mit Ikarusflügeln nach einer idealischen Sonne fliegen und herabfallen, und an Muth und Kraft gelähmt bleiben Ihr Lebenlang.

Freilich red' ich also nicht zu entnervten, durch Ausschweifungen jeder Art schon geschwächten Siechlingen, die nur dem Alter nach noch Jünglinge, von Seiten der innern Lebenskraft und des freieren Sinns aber schon Greise sind; Greise, die leider! nie Jünglinge und Männer waren. Auch zu ihnen wolt' ich zwar gerne reden, um sie für Wahrheit und für bessern Sinn zu gewinnen: aber sie haben kein Ohr, Wahrheit zu hören, kein Herz, Wahrheit zu fülen, keine Kraft, der Wahrheit zu folgen. Es ist ein ganz eigener, selten erkannter und fast unersezlicher Schade, den sinnliche Ausschweifungen thun, daß sie Sinn und Liebe für Wahrheit tödten. „Endlich ist's nun mit mir dahin gekommen," schreibt ein Mann, der sich durch Wollust entkräftete, „was ich nie

möglich glaubte, daß ich nicht selten eine Gleichgültigkeit gegen die edelsten Freuden der Wahrheit in mir fühle, der ich fluchen muß; daß mir zu den schweren Arbeiten des Wahrheitforschers Muth und Kraft gelähmt ist; daß ich's nun ganz begreife, wie mir die edelsten Freuden, die kühnsten Unternehmungen, und die feurigsten Triebe der ächten Wahrheitsliebe — Geheimnisse geblieben wären, wenn mein Schicksal mich früher zu einem Opfer ähnlicher Unmäßigkeit und Kräfteverschwendung gemacht hätte. Nun, Bruder, begreif' ich's, wie es tausend Menschen seyn muß, die sich früher und gewaltthätiger, und mit weit mehr Widerspruch ihrer früheren moralischen Ueberzeugung geschwächt, und wie für die Freuden der Wahrheit, so für tausend andere edlere Menschenfreuden stumpfsinnig und gleichgültig gemacht haben. Bedauren kann ich sie um das köstliche Kleinod der Menschennatur, was sie auf diese Weise verdorben — beinahe so gut als verloren haben, wie ich mich selbst eben darum bedauere. Aber fodern kann ich nicht viel von ihnen; erwarten noch weniger! Wie vielmehr sind sie darum zu be-

dauren! — Wenn solche Menschen gegen die Wahrheit ganz gleichgültig werden; oder wenn sie sich ein Gedankengebäude nach ihren Leidenschaften bilden; oder wenn sie aus irgend einer leidenschaftlichen Nebenabsicht, mit Selbsttäuschung, — Ritter irgend eines Systems werden; oder wenn es ihre Lage fodert, — Erzheuchler beim strengsten moralischen und religiösen Glaubensbekenntnisse — Bruder, so ist's Alles nichts anders, als was ich sehr wol begreifen kann, was gewöhnlicher Weise zu erwarten ist; — schlechterdings von Jedem zu erwarten ist, der nicht mit der redlichsten Anstrengung von Neuem anfängt, auf den leisesten Wink der Wahrheit und der Pflicht aufzumerken, da es nemlich Zeit für ihn ist.

Ich finde nun durch meine Erfahrungen folgende Anmerkungen sehr wahr:

Der gesunde, vollständige Mensch liebt die Wahrheit.

Der durch Sinnlichkeit geschwächte, wird gleichgültig gegen die Wahrheit.

Der Lasterhafte hasset sie.

Die Gleichgültigkeit des Sinnlichen geht viel leichter in Haß und Treulosigkeit gegen sie über, als in Liebe.

Sie kann sich aber auch wieder in Liebe verwandlen. Doch dieß Glück erlebt man selten, und die Gefahr, daß der Docht ganz verlöscht, eh' es an die Wiederentzündung der Flamme kommt, ist groß!" *)

Wie könnt' ich also den Muth haben, solchen Jünglingen, Wahrheiten zu sagen, und den Glauben, daß sie von ihnen gefaßt und genutzt werden würden? Wer möcht' auch nur den Versuch machen, ob auf den Armen, Erblindeten, durch ein erhaben-frommes Menschengesicht zu wirken sey?

Eben so wenig hab' ich den satten, allweisen und überweisen Jünglingen etwas zu sagen, die Alles wissen, Alles am besten wissen, keines Menschen Rath oder Warnung bedürfen; die durch ihre Weisheit alle Erfahrung, durch ihren Muth und ihre Kraft alle Klugheit ersezen wol-

*) Bibl. für die Familie von Oberau, I. S. 202. 203.

len; die weder Gefahr für ihr Leben noch ihre Sittlichkeit kennen, weil sie von hohem Muth und Selbstständigkeit — sehr erhaben reden können. Ihnen müßt' ich ja meinen Rath und meine Warnungen aufdringen; und ein aufgedrungener Rath ist schlimmer als gar kein Rath, eine aufgedrungene Warnung ist schlimmer als gar keine Warnung. Der Jüngling voll Selbstgefül oder Selbstdünkel thut gerade das am Ersten, wovor man ihn warnte, und das am Wenigsten, was man ihm rieth, — blos um seine Mündigkeit zu deklariren. Vielleicht hätt' er, ohne Rath und Warnung, Anders und klüger gehandelt. Wär' ich so unglücklich, einen Sohn zu haben, der von einer solchen Weisheit und Kraft überschäumte; ich würde selbst meinen Sohn nicht mehr warnen, ihm nicht mehr rathen, bis er meinen Rath begehrte. Ich würd' ihn ausschäumen lassen; und dann müßte sich's zeigen, ob ein guter, ausgegohrener Wein aus ihm würde, oder ob er eine Pulvertonne wäre, die mit Prasseln in die Luft fährt, und — zerplazt. Manche Menschen können nur durch Schaden klug werden; könnte man allen Scha-

den von ihnen abwenden, so würden sie nie klug. Sie müssen ins Feuer fallen, und sich im Feuer verbrennen, sonst erklären sie jedes Feuer für ein wohlthätiges Licht. Halte sie ja Niemand ab!

Aber wenn Sie so sind, wie ich mir Sie denke, wie ich Sie im Geiste um mich her sizen sehe; voll Jugendfeuer und Jugendkraft, und doch Alles in dem züchtigen Gewande der Bescheidenheit; — Alle ganz Ohr, um etwas Nüzliches zu hören; — Ohr in dem feurigen, mit ganzer Selbkraft sehenden, durchblickenden, oder in dem tieferliegenden, stillforschenden und prüfenden Auge; — Ohr in der hervorgebogenen Stellung, gleichsam um sich näher heranzudrängen zu dem, der Rath zur Veredlung geben will; — Ohr zwischen den zusammengezogenen Augenbraunen, dem Ausdruck angestrengter Aufmerksamkeit; — Ohr in der von Gefüldurst hervorgezogenen Oberlippe, Zeichen, daß auch das Herz mithören, mitfassen will; wenn Sie hören wollen, um zu lernen, und lernen wollen, um auszuüben; wenn Ihre Gesichtsfarbe, Ihr lebendiges Auge, Ihre straffe Muskeln, Ihre

Gewandheit, Regsamkeit, Festigkeit zeigt, daß Ihr inneres Wesen noch gesund ist, daß Ihre Kräfte noch zusammenwirken; daß Sie keine Grübler, Empfindler, Thätler sind, sondern daß Denken, Emfinden und Handlen, bei Ihnen gleichen Schritt hält: dann sind Sie die Wesen, die ich mir zu Hörern oder Lesern wälen würde. Ihnen kann ich Manches sagen; Ihnen getrau' ich mir zu nüzen. Und o! daß ich auf Sie wirken könnte, wie Rousseau die Art, auf seinen Emil zu wirken, beschreibt! „Ich werde mich wol hüten," sagt er, „auf Einmal zu Emil in die Stube zu treten, und ihm langsam eine Rede über den Gegenstand zu halten, worüber ich ihn belehren, den ich ihm wichtig machen möchte. Ich werde erst seine Fantasie in Bewegung sezen; ich wäle die Zeit, den Ort, die Gegenstände, die dem Eindruck am günstigsten sind, den ich machen will. Ich rufe die ganze Natur zum Zeugen unserer Unterhaltung; das ewige Wesen, dessen Werk sie ist, ruf' ich zum Zeugen von der Wahrheit dessen, was ich sage. Ich nehm' Ihn zum Richter zwischen Emil und mir. Den Ort, wo wir sind;

die Felsen, den Wald, die Berge, die uns umgeben; Alles ist mir Denkmal seiner Versprechungen und der meinigen. In meine Augen, in den Ton meiner Stimme, in meine Bewegungen leg' ich die Wärme, den Enthusiasmus, der in mir ist, und den ich in ihm erregen will. Dann werd' ich zu ihm reden; und er wird mich hören; Rührung wird ihn ergreifen. Durchdrungen von der Heiligkeit meiner Pflichten, werd' ich ihm die seinigen ehrwürdig machen. In meiner zärtlichen Liebe wird er den Beweggrund meiner Bemühungen sehen. Nicht von seinem Vortheil werd' ich ihm reden; sondern von dem meinigen. Mit den heiligsten Empfindungen der Freundschaft, der Großmuth, der Dankbarkeit will ich sein Herz erfüllen. Ich habe sie schon in ihm geweckt, und es ist so süß, sie zu nähren. An mein Herz werd' ich ihn drüken, und mit einem Strom von Thränen der Rührung werd' ich ihm sagen: du bist mein Gut, mein Kind, mein Werk. Von deinem Glük erwart' ich das meinige! Wenn du meine Hoffnung täuschest; so raubst du mir die besten Jahre meines Lebens, und du machst

mich unglüklich in meinem Alter!" — O! wenn ich so zu Ihnen reden könnte; wenn Sie es fülten, wie wahr Alles aus meinem Herzen flösse; daß mein Sohn mir Repräsentant von Allen ist, zu denen ich rede; daß ich zu Ihnen Allen so reden würde, wie ich zu ihm rede, wenn ich Sie kennte, wie ihn; — ich weiß, Sie würden mir die Hand reichen; Ihr Mund, und Ihr glühendes Auge, und das Beben Ihrer Hand würde mir sagen: „ich verspreche dies! ich will!".

Ich war selbst Jüngling, feuriger, reizbarer Jüngling. Ich wurde von Ausschweifungen abgehalten, ohne mein Verdienst, durch den großen Leiter meiner Schicksale, der mich durch sie, oft so fülbar, erzog, theils auch durch Schamhaftigkeit und Ekel, diesen mechanischen, aber mächtigen Stüzen weiblicher und männlicher Tugend. Aber ich begieng Unvorsichtigkeiten genug, prallte oft mit dem Kopfe wider die Wand, die mir nicht weichen wollte, und machte die Erfahrung, daß eine Stirn eher als eine Wand zerbricht. Ich erfuhr den Nachtheil auch der feinen, an sich unschuldigen Vergnügungen, wenn

man sich ihnen zu sehr überläßt, an mir selbst; und erfuhr auch, wie der innere Mensch wieder geneset, durch stilles Naturleben, durch Beschäftigung in seinem Berufe und durch vertrauten Umgang mit einigen guten Menschen. Ich ließ mich hineinziehen in die Thorheiten der Puzsucht, der Geschmäckelei, der Eitelkeit auf Wiz, feine Lebensart, Kenntniß der schönen Literatur, auf feines Ohr für Musik, und feines Auge für Malerei, und ich wurde darauf gestoßen, daß es — Thorheit sey. Ich bin von Naturschwärmerei, Kunstschwärmerei, Kraft-, Gefül-, Vernunft- und Religionsschwärmerei, mehr oder weniger angesteckt gewesen, und bin nüchtern worden, und habe mir selbst gestehen müssen, daß es — Schwärmereien waren. Ich bin mit Menschen aus allerlei Ständen umgegangen, vom Fürsten bis zum Bauren, von der Prinzessin bis zu der Magd herab. Meine Lage und mein Beruf erfodert' es, in den fein-gebildetsten Zirkeln und im Kreise roher Naturmenschen zu leben, — als Jüngling und als Mann. Ich hab', als Jüngling, mit den edelsten, trflichsten Jünglingen gelebt, und habe die Versunkensten

in der Nähe gesehen, habe leider! scharf genug beobachten können, wie und wodurch sie stufenweise so versanken. Als Prediger und als Mensch hab' ich das Zutrauen manches Jünglings, manches Gatten und manches Vaters genossen; und durch Zutrauen mancher biedern Jungfrau, Gattin und Mutter hab' ich noch mehr, als durch jenes, Blicke in das Herz und in die oft dicht verhüllte Lebensart manches Sohns, Gatten und Verlobten gethan. Du, mein H. und M. und H—i, und Du besonders, mein P., mit dem ich als Jüngling, als Mann, als Gatte und Vater, so manche Freude genoß, und so manchen Schmerz theilte — Ihr habt mir die schöne Seite des Jünglingsalters gezeigt; Du, mein P—sch, mein verklärter E—ch, mein H—g, mein W., und Ihr Alle, zu deren Bezeichnung ich fast das ganze Alphabet bedürfte, — Ihr habt mir Respekt vor Mannsernst, Mannskraft und Mannstugend eingeflößt; und Ihr — leider! auch Vielen, die ich nicht nennen darf, und nicht nennen möchte, wenn ich auch dürfte, die Ihr gut waret und verdarbet, — durch eine vergiftende

Leidenschaft, ein vergiftendes intrikantes Weib, durch Intrike eines Hofs, einer Parthei, einer Klike von irgend einer Art, — durch Spielsucht, Ruhmsucht, Habsucht, oder eine andere von den Suchten, die schon so lange die Pest des Menschengeschlechts sind; — Ihr habt mich gelehrt, was man zu thun hat, um gut zu werden und gut zu bleiben; welche Abwege, welche reizende, mit Rosen bepflanzte Irrwege es giebt, die dicht neben dem Pfade der Tugend herzuführen scheinen, und doch so schreklich abführen. Durch Euch und durch mich selbst, durch eigenes Fallen und Aufstehen, Verirren und mühsames Zurechtfinden, hab' ich Erfahrungen gesammelt. Ich müßte mit sehenden Augen nicht gesehen, mit hörenden Ohren nicht gehört haben; ich müßte der Stumpfsinnigste aller Stumpfsinnigen seyn, wenn ich Ihnen nicht in mancher verwikelten Lage rathen, Sie nicht auf manchem schlüpfrigen Wege leiten könnte.

Ich wünsche denn nur, daß Sie mir diese Erfahrungen und guten Willen zutrauen; daß Sie mich, aus Respekt vor diesen Erfahrungen, anhören und aushören; daß Sie nichts sogleich

und ohne genaue Prüfung verwerfen, weil es Ihnen vielleicht jezt anders als mir erscheint; daß Sie es sich gesagt seyn lassen, und es aufbewahren in einem feinen guten Herzen, und darauf achten, ob es durch Erfahrungen rings um Sie her bestätigt oder widerlegt wird. Ich wünsche nur, daß Sie — warten mit Ihrem entscheidenden Urtheile, und dann erst entscheiden, wenn Sie nach Prüfung und Beobachtung entscheiden können.

Aber wenn Ihnen ein Rath als zuverlässig gut, oder eine Warnung als durchaus nothwendig einleuchtete; dann hätt' ich noch eine Bitte, deren Erfüllung Ihnen und mir von Ihrer inneren Gesundheit und Energie zeugen, und Sie — ich bins gewis! — eine beträchtliche Streke weiter in Herrschaft über sich selbst, in Unabhängigkeit von Meinungen, Menschen, von Gewohnheit und Lieblingsneigungen bringen wird. Eine Bitte, die Niemand leichter, als der Jüngling erfüllen kann, deren Erfüllung aber den Jüngling gewis eine Stufe höher dem Manne entgegenhebt.

Thun Sie gleich einen Schritt, der diesem Rathe, dieser Warnung gemäs ist. Sagen Sie sich gleich los, von einer gefährlichen Verbindung. Erklären Sie gleich, daß Sie nie wieder diesen oder jenen Ort besuchen, uie wieder spielen, sich nie wieder einen gewissen Spott, gewisse leichtsinnige Reden erlauben, nie wieder, diese oder jene Gelegenheit, sich zu vervollkommenen, versäumen wollen.

Man hat sehr viel gewonnen, wenn man gleich, in der Ersten Wärme der Ueberzeugung, einen Schritt thut, den man nicht leicht wieder zurük thun kann. Es ist eine Krüke unserer Festigkeit. Die Anmaaßung, daß man fest sey, daß man wisse, was man wolle, und wozu man sich entschließe; dieser Jünglingsstolz, der oft so nachtheilig für Sittlichkeit gebraucht werden kann und gebraucht worden ist, kann hier sehr vortheilhaft für Sittlichkeit gebraucht werden. Der Sinn ist freilich noch nicht sittlich; aber er wird es weit leichter, wenn man einmal aus den Banden der Sinnlichkeit, des Lasters los ist. Man hat doch den Gebrauch sei-

ner Freiheit erlangt; und nur der freie Mensch kann sittlich seyn.

Nun, meine jungen Freunde! ich will mein Versprechen halten, erfüllen Sie meine Wünsche. So ist ein Bund geschlossen, der uns beide nie reuen wird.

Zweite Vorlesung.

Uebergang vom Knabenalter zum Jünglingsalter.

Sie erinnern sich ohne Zweifel noch des sonderbaren Zustandes, der eigenen, sich widersprechenden Stimmung, in der Sie im funfzehenten, sechszehenten Jahre, bei dem Uebergange von dem Knabenalter zum Jünglingsalter, waren; wie unbehäglich Sie sich manchmal fülten; wie oft Sie beschämt, gedrükt, in Verlegenheit gesezt wurden, oft ohne daß Sie es wolten und wußten. Es ist eine wichtige Periode des Lebens; und ob ich gleich voraussetze, daß Sie schon darüber hinaus sind, so muß ich Ihnen doch davon reden. Ich möcht' Ihnen einigen Aufschluß darüber geben; möchte den Schleier — nicht wegziehen, aber doch etwas lüpfen, womit

die Natur diese geheimnißvolle Entwikelung, weislich verdekt hat. — Es ist nur ein Schleier, durch den man durchbliken darf, den man aber nicht ganz wegziehen soll. — Sie können Erzieher solcher Knaben-jünglinge werden. Sie selbst werden einst Kinder haben, die zu Knaben und Jünglingen heranreifen. So ist es nöthig, Sie auf diese wichtige Periode des Lebens aufmerksam zu machen.

Es ist eine Zeit, in welcher der Jüngling, besonders in vermischter Gesellschaft, keine liebenswürdige Rolle spielt, und selbst von seiner eigenen Person oft gezwängt und belästigt wird. Er fült sich eingeengt von einer gewissen Schüchternheit, und empfindet zugleich Schaam wegen dieser Schüchternheit, weil sich Kraftgefühl in ihm regt, weil der embryonische Jüngling, wenigstens eine gewisse Ahnung von Kraft hat, die er aber noch auf keine Art, wenigstens in vermischter Gesellschaft, zu äussern wagt. Ist er unter Frauenzimmern; so wächst seine Verlegenheit beträchtlich. In ihm regt sich ein dunkles Gefühl von der Liebenswürdigkeit des andern Geschlechts; und zugleich eine Schaam wegen

dieses Gefühls. Er kann, auch ganz allein für sich, roth werden wegen dieses Gefüls; er schämt sich vor sich selbst. Unleidlich ist ihm der Gedanke, daß man es in ihm entdeken möge. Er thut Alles, um es zu verbergen; sieht kein Mädchen an, würde sie um keinen Preis mit einem Finger berühren. Ein Donnerschlag ist es ihm in den Ohren, wenn er einem Frauenzimmer, auch nur aus gewöhnlicher Höflichkeit, den Arm geben soll. Er ist wol gar barsch, unartig gegen sie, wenn sie mit ihm reden wollen, ob er sie gleich ganz gerne, ungesehen, beobachtet und behorcht, und ihnen gern einen Possen spielt. Aber eben durch diese Furcht, durch diese Bemühung, sein Gefühl zu verbergen, entdekt er, daß er etwas zu verbergen hat. Er ist empört in seinem Inneren; er kann sich kaum halten, wenn man es ihn merken läßt, daß man ihn entdekt habe, oder wenn er es nur wähnt, ob man gleich nichts entdekt hat. Er verbirgt sich dann noch mehr, verräth sich also immer mehr. Sobald es ihm möglich ist, entfernt er sich aus vermischten Gesellschaften, und fült sich frei und glüklich, sobald er heraus ist. Dabei

hat er eine panische Furcht, lächerlich zu werden; besonders sich dem andern Geschlechte lächerlich zu machen. Dieß hat für ihn so etwas Schreckliches, daß er, wenn anders Kraft und Muth in ihm ist, lieber das Aeusserste wagen würde, um keinem jungen Frauenzimmer, die er innerlich achten kann, lächerlich zu werden. Ich erinnere mich aus jener Periode meines Lebens, eines Vorfalls, der mir unvergeßlich geblieben, und mir, als Erzieher und Vater, von mancher Seite lehrreich gewesen ist. Es waren einige fremde Frauenzimmer in meinem väterlichen Hause, und der Thee wurde im Garten getrunken. Es wurde von Musik geredet; eine der Damen sang ein bekanntes Lied, — wie mir es damals schien, sehr gut. Ich konnt' einige Melodieen auf der Geige krazen, und mein Vater verlangte, ich solle auch ein Lied spielen. Eine Scharlachröthe übergoß mein ganzes Gesicht, bis unter die Halsbinde, bei dem bloßen Gedanken, daß ich vor der Dame, die so lieblich gesungen hatte, etwas auf meiner elenden Geige elend krazen solte. Ich schwieg; er bestand darauf. Angstschweis brach mir aus; ich

fühlte, daß es mir unmöglich sey, und sagt' es. Mein Vater war aber nicht der Mann, der Widersetzlichkeit von seinen Kindern duldete; er befahl mir also ernstlich, meine Geige zu holen. Das hieß — mich zu Grunde richten! Ich konnt' es schlechterdings nicht thun. Aber wie ausweichen? Wir standen dicht an einer Mauer, die den hochliegenden Garten an dieser Seite begränzte. Ich war fest entschlossen, die Mauer hinunter zu springen, und erinnere mich noch sehr lebhaft, daß ich es für ein weit kleineres Unglück hielt, ein Bein, einen Arm oder gar den Hals zu brechen, als mich vor der Gesellschaft lächerlich zu machen. So lächerlich-empfindlich kann ein solcher Knaben-jüngling unter solchen Umständen seyn!

Natürlich giebt ihm dieß Alles, zusammengenommen, das linkische, tölpische, muffige, bärenhafte Wesen, wovon dieß Alter einen so plumpen Namen führt.

Indeß ist es offenbar Natur; und was Natur ist, muß uns in seiner Art heilig seyn.

Und einige, auch nur flüchtige Beobachtung zeigt uns, was es ist. Aufgewachtes Ehrgefühl

das nicht lächerlich seyn will, und erwachte Selbstkenntniß, daß man doch leicht lächerlich werden könne. Dunkles Gefühl, daß man bald in der Gesellschaft etwas seyn solte, und bestimmteres Gefühl daß man noch nichts sey. Erwachter Geschlechtstrieb; und Schaam über diese, dem Jüngling selbst, fremde Erscheinung. Schaam, dieser heilige Schleier, womit die Natur das Geheimniß dieses göttlichen und thierischen Triebes verhüllte. Der heranreifende Jüngling fült, daß er seine Unbefangenheit gegen das andere Geschlecht verloren hat; daß ihm das Mädchen nicht mehr folgsame, anstellige, feinunterhaltende Gespielin, sondern daß sie ihm Mädchen ist; und er kommt in Verlegenheit über diese Entdekung. Es ist Jungfräulichkeit des heranreifenden Jünglings.

Also nichts Uebles, sondern eher etwas Gutes! Bescheidenheit bei erwachtem Kraftgefül! Schamhaftigkeit bei erwachtem Naturtriebe! Wer wolte sie stören?

Und wär' es nicht bedenklich, sie zu stören? Beobachtung der physischen wie der moralischen Natur, zeigt uns ohnehin, daß jede Periode

des Uebergangs von Einem Zustande zu dem Andern, jede Gährung von irgend einer Art, eine höchst delikate Periode sey, daß man jezt die Natur am Wenigsten irren und stören dürfe.

Beobachtung der physischen, wie der moralischen Natur zeigt uns, daß jede solche Periode eine Geburtsstunde höherer Entwikelung sey; daß sie schnell und mit weniger Beschwehrde vorübergehe, bei unbedeutenden Wesen, aber langsam und beschwehrlich, bei bedeutenden Wesen; daß man bei ihnen am Wenigsten voraussehe, was aus ihnen werden könne.

Der Most, der in wenigen Jahren schon Wein ist, wird nie ein rechter Wein. Er muß recht und lange gähren; er ist ekelhaft für Geschmak und Geruch, und eine lange Zeit ungenießbar, der Most, aus dem sich der edle Rheingauer-Wein entwikelt.

Er fällt leicht ab und wird schaal, der Wein, den man in seiner Gährung stört. Verdorben für ihr ganzes Leben sind meist die Menschen, die sich selbst störten oder sich stören ließen in der Periode sittlicher Gährung, der Reue und

Sinnesänderung; in diesem wichtigen Zeitpunkte, wo der Most roher, sinnlicher Menschennatur zu dem edlen Weine reiner Sittlichkeit durchgähren wolte.

So solte man den Jüngling also auch in dieser Gährung nicht stören! — Und doch thut man es so oft. Durch hofmeistern, deklamiren, Furcht und Spott, zwingt man den Jünglingsembryonen, allerliebst — oder vielmehr allerunleidlichst — artig, unnatürlich galant und ekelhafter Räsonneur zu werden, vor der Zeit die Miene des gemachten Jünglings anzunehmen. Man reißt die Knospe gewaltthätig auf, daß sie Blume werden soll, ehe sie die Natur dazu entwikelte; und man raubt ihr Farbe, Form und Leben!

O! sie sind mir ein Greuel, die an Seel' und Leib gelekten, nothreifen Knaben, die man durch Treibhauswärme zu Jünglingen, oder wol gar zu altklugen, allwissenden Scheinmännern heraufgetrieben hat; die gebildeten Damen ekelhafte Süßigkeiten vorsagen, die sie über schöne Literatur, schöne Kunst und schöne Natur in nachgeplapperten Phrasen unterhalten, und mit

naseweiser, aber nicht kopfweiser Incroyables-Derbheit, über Bonaparte's Plane und Addingtons Schwäche, über den griechischen Chor und den Steinregen und die gefrorne Musik *) und die religiöse Mythologie, absprechen. Die Bedienten, die in ihren Klubbs Namen, Kleider und Manieren ihrer Herren annehmen, sind mir blos lächerlich: aber wen muß es nicht empören, daß man Knaben durch solche unnatürliche Künste so unheilbar verkrüppelt hat?

O! man hätte sich nicht so viel Mühe zu geben brauchen. Man hätte sie nur frühe zu Ausschweifungen leiten dürfen; so wären sie wol von selbst unverschämt und zudringlich worden.

Nein; wenn Sie je einen Jüngling in dieser Periode zu behandlen haben, so schonen Sie seine Entwikelung. Zwingen Sie ihn nicht in vermischte Gesellschaften, wo es nicht durchaus nöthig ist. Sezen Sie ihn keinem Spott und keiner Verachtung aus; wenden Sie es von ihm ab. Er wird es Ihnen lebenslang verdanken.

---

*) Die Baukunst, nach den neuesten Bezeichnungen.

zwingen Sie ihn nicht zur Artigkeit gegen das andere Geschlecht, die ihm jezt so peinlich ist; auch nicht zu einer artigen Unterhaltung mit Männern, die ihn jezt nothwendig in Verlegenheit sezen muß. Lassen Sie ihn still seyn, bis er von selbst redet. Bewahren Sie ihn vor alten Koketten, die ihr Nez gerade nach solchen unerfahrnen Jünglingen ausspannen, die sich ihnen ernst-mütterlich nahen, sie mit ihren Spinnenfüßen umschlingen, und ihnen allen Saft, wenigstens aus dem jugendlichen Herzen saugen, ihnen durch Empfindelei und Liebelei, wenigstens alle wahre Empfindung tödten. Führen Sie ihn unter gutartige Jünglinge seines Gleichen, unter Männer, die ihn würdigen, sich ernsthaft mit ihm zu unterhalten. Der friedliche Geist des Patriarchenlebens, der hohe Geist edler Griechen und Römer, und der edelste Geist unserer Religion umwehe ihn, aus den besten Schriften jeder Art. Lassen Sie es seyn, daß es ihm jezt noch an dem fehlt, was man Lebensart nennt. Wenn es ihm nur nicht an Feinheit der Empfindung, an Sinn für Anderer Bedürfnisse und an Herzensgüte fehlt; so

Staatl. Bibliothek
Regensburg

wird sich's mit der feinen Lebensart schon geben. Ohne den erwachten Trieb zu gefallen, ist sie eine Schminke, die man auflegt, die unnatürlich läßt, und durch tausend Zufälle verwischt werden kann. Mit dem Triebe zu gefallen, ist sie eine natürliche Röthe, die in Harmonie mit dem Glanze der Augen, und mit dem ganzen Wesen steht, die durch Zufälle erhöhet, aber nicht verwischt wird. „Es ist sehr wünschenswerth," sagt Rehberg, *) „daß die Kinder (überhaupt die Jugend) nicht zu frühe in die Kenntniß dieser unbedeutenden und zu wichtigen Gegenständen erhobenen Dinge (die man zur Lebensart rechnet) eingeweiht werden. Thörichte Männer und Weiber, die nichts Höheres, vielleicht nichts Anders kennen, als diese konventionellen Vollkommenheiten, bewundern zwar den Knaben, der sie schon früh erwarb,

*) In seiner kleinen Schrift: Prüfung der Erziehungskunst, Lpz. 92; einer Schrift, die neben mehreren Paradorieen, große Wahrheiten enthält, die aber eben darum für Manche unserer Pädagogen unangenehm zu hören sind.

die kleine Puppe, in der sie ein Miniaturgemälde ihrer selbst erkennen; aber verständigere Aeltern sehen darin das feine Gift, das den ganzen Charakter im Keime zu erstiken droht, und fassen einen lobenswerthen Entschluß der Selbstüberwindung, indem sie ihr eigenes Vergnügen an dem geliebten Kinde, der verständigen Zuneigung zu ihm, aufopfern — — und es entfernen.“ Dieß gilt denn vorzüglich von dem bedeutenden Zeitpunkte, von dem ich Ihnen redete.

Ueberhaupt wird die männliche Jugend verdorben, wenn man Knaben nicht Knaben seyn läßt, so lange sie wollen, und an dem unschuldigen Knabenleben Geschmak finden. Jedes Menschenalter, jede Stufe der Entwikelung, hat ihren eigenen Sinn, ihre eigene Beschäftigung, Genüsse, ihr eigenes Ehrgefül und Selbstgefül. Das Kind will seine Sinne üben, kleine Spiele spielen, auf seine Art Beschäftigung haben; es will lieben und geliebt seyn. Der Knabe will seine Kräfte brauchen; die Natur treibt ihn, seinen Körper auszubilden. Die freie Luft ist seine Welt; er lebt im Paradiese, wenn er un-

ter Thieren lebt. Bei dem lauten, lärmenden Spiele mit andern Knaben ist ihm wol. Wißbegierde von mancherlei Art regt sich in ihm. Der Jüngling will reiten und jagen, gesehen werden und gefallen; seine Fantasie bedarf Beschäftigung, sein Herz einen Gegenstand, an den es sich hängen kann. Das ist Natur; so soll es seyn! Warum überspringt man denn so oft Knabenbeschäftigung, Knabenfreuden, das ganze, zur Entwikelung des Menschen so nöthige Knabenleben, so viel es nur irgend möglich ist, um den jungen Menschen nur recht frühe zum Jüngling heraufzudrängen? Warum leitet man ihn zu einer oberflächlichen und verwirrten Kenntniß von mancherlei Sachen, die noch nicht für sein Alter sind, die er doch einst tiefer und genauer kennen muß, die dann für ihn den Reiz der Neuheit verloren haben; — zu einer Kenntniß, die ihn jezt nur zu einem eingebildeten Schwäzer, und zum gründlichen Forschen, vielleicht für immer, unfähig macht? Warum erhält man ihn nicht bei Sprachkenntnissen, Gedächtnißübungen, und anderen Fertigkeiten, die sich zu keiner Zeit besser, als gerade in diesem Alter,

erwerben lassen? Warum zieht man ihn in Konzerte, Schauspiele, auf Bälle, in Assembleen, wo er Langeweile hat, so lang' er noch ein unverdorbener Knabe ist, wo er schon verdorben seyn muß, wenn er Unterhaltung finden soll? Warum läßt man ihn nicht laufen, springen, klettern, Ball schlagen, und seinen Körper in der freien Luft ausbilden, so viel er kann und mag? Jene Beschäftigungen und Vergnügungen des Jünglings bleiben ihm ja doch! Er wird die Beschäftigungen des Jünglings nie recht treiben, wenn er sie schon als Knabe trieb, und die Freuden des Jünglings nie recht genießen, wenn er sie als Knabe schon genoß. Und als Jüngling kann er sich die Fertigkeiten, auch mit Mühe und Anstrengung, nicht mehr erwerben, die er sich als Knabe leicht erwerben konnte. Als Jüngling kann er die Freuden nicht genießen, die ihm, als Knabe, ein so großer Genuß gewesen wären. Er ist also um einen Theil seines Knabenlebens und Jünglingslebens gebracht. Man wolt' ihn weiser und glüklicher machen, als die Jugend ehemals war, und man hat ihn weniger weise und weniger glüklich gemacht, als die,

mehr nach der gewöhnlichen Art gebildete Jugend ist. Vier Becher voll Lebensfreuden, sind dem Menschen bestimmt, die ihm die Natur, langsam, nach einander reicht; Einer für die Kindheit, Einer für die Knabenjahre, Einer für das Jünglingsalter, und Einer für das Leben des Mannes. In jedem ist die Mischung auf den Sinn und die Kräfte des Menschen berechnet. Nur wenn der Eine langsam ausgetrunken ist, kann der folgende ohne Nachtheil und mit Geschmak genossen werden. Man schiebt den zweiten zurük, reicht statt dessen den dritten hin, und glaubt die Summe des Genusses vermehrt zu haben!

Das Drängen, Treiben und Uebertreiben, das Vorauskosten, Vorausnehmen, Vorausgreifen, ist überhaupt eine Krankheit unseres Zeitalters. Man will Knabenverstand in der Kindheit, Jünglingsbildung im Knabenalter, Mannskraft und Mannsweisheit in den Jünglingsjahjahren, — den Himmel will man auf der Erde haben. Und so wird Alles verschoben, die ganze Ordnung der Natur zerrüttet. Man ist ein Greis, wenn man ein Mann werden; man hört

auf zu leben, wenn man anfangen solte. Wie lesesüchtige Mädchen und Weiber, bei jedem Roman und jedem Schauspiele, das sie in die Hand nehmen, das Ende überbliken, um vor dem Anfange zu wissen, wie das Ding ausgehe; so sind viele unserer Väter, Mütter, Erzieher. Dazu leiten sie ihre Söhne und Zöglinge; und diese durchlaufen denn folgsam, und so schnell wie möglich, den von der Natur vorgezeichneten Weg, den sie langsam durchwandern, auf dem sie jeden Gegenstand genau bemerken, und jedes nahe Blümchen pflüken solten. Der Mangel von Frohsinn bei unserer Jugend, den so manche Schriftsteller und Nichtschriftsteller schon bemerkten, und den Jeder, der anders Jugend kannte, so leicht bemerken kann, hat gewiß dieses Pränumerationsleben mit zum Grunde.

Hüten Sie sich davor! Alles Uebereilte in Menschenbildung, verkrüppelt an der Menschennatur.

Dritte Vorlesung.

Pietät gegen Aeltern.

Ich lenke heute Ihre Blike auf das Erste, aber auch heiligste Verhältniß, in das Sie von der Natur gesezt wurden, auf das Verhältniß gegen Ihre Aeltern. Ich habe Ihrem Verstande wenig zu sagen. Die Pflichten gegen Aeltern sind so Einfach, so unauslöschlich, durch Gottes Finger, eingegraben in jeden Sinn und jedes Herz, daß man darüber kein Wort zu verlieren braucht. Man kennt sie, wenn man nur auf sein Inneres achtet. Es kommt nur darauf an, daß man sie erfüllen will. Ich habe also zu Ihrem Herzen, zu Ihrem Gewissen, zu dem Heiligsten zu reden, was in Ihnen ist. Ich brauche nur die heilige Schrift in Ihnen zu lesen, Ihnen, wenn es nöthig wäre, zu entziffern; ich darf sie Ihnen in deutliche Worte aussprechen: so hab' ich

Sie schon mit Ihren Pflichten gegen Aeltern bekannt gemacht.

Daß sie Ihnen heilig werden, wenn sie es etwa nicht mehr sind; daß Sie es für die Erste Gottesstimme an Ihr Herz halten, sie zu erfüllen: dazu möcht' ich mitwirken. Hören Sie mich denn! Ich appellire an Ihr Herz, an Ihren Dämon, Ihren guten Genius, an Ihren innern Sinn, an Ihr Gefül von Recht und Unrecht, oder wie es heißen mag. Seinem Urtheil unterwerf' ich, was ich sage.

Mutter, Vater! — sie sind die Ersten Gottheiten, die das Kind verehren, an denen sich seine Fähigkeit zu glauben, zu lieben, aus freiem Entschluß zu folgen, entwikeln kann und soll. Willige Folgsamkeit gegen Aeltern, ist die beste Religion des Kindes, und die Einzige. Ohne Zutrauen und Liebe, ohne Folgsamkeit aus Zutrauen und Liebe, würde das Kind wenig lernen, sich nicht an Andere anschmiegen, von Andern also wenig oder nichts empfangen. Es würde nicht zum Menschen gebildet werden. Die Mutter bildet an ihm zuerst, mit ihrem zarten, anschmiegenden, durch Blik und Kuß, durch

jede Minensprache Liebe wekenden, und das eben aufglimmende Fünkgen Liebe, so sorgsam nährenden Sinn; wie sie durch Milch in ihrer Brust, seinen Körper nährt. Sie schneidet nicht in die Rinde, die sich um das zarte Stämmchen des Kinderherzens zieht. Aber wenn Körperschmerz oder Bedürfniß irgend einer Art davon rißen: dann impft sie das edle Reis der Liebe ein, und veredelt dadurch das Thier zum Menschen. Sie ist zugleich Mittlerin zwischen Kind und Vater. Um ihrentwillen liebt das Kind den Vater; mit um ihrentwillen liebt der Vater sein Kind. Sie ist der Christus, in dem der unbegreifliche Vater, für den kindlichen Zwek begreiflich, der ferne Vater, ihm nahe wird. Sie zeugt ihm von des Vaters Liebe, vertritt, versöhnt, opfert sich selbst auf, als Mensch, und ist neu belebt als geliebte Mutter. Sie herrscht mit Liebe und durch Liebe, bis sie bei erwachsenen Söhnen, besonders, das Reich dem Vater übergiebt, daß Er Alles in Allem sey. *) Die

*) Bibelausdrüke.

Mutter ist dem Kinde eine so mächtige, unentbehrliche, und doch so milde Gottheit; und die Mutter ehrt den Vater so sehr; fragt ihn um Rath, richtet sich nach seinem Willen, sucht nur ihm zu gefallen! Welche höhere Gottheit muß der Vater dem Kinde werden! Jedes kindliche Gefül gegen den Vater, wurde durch die Mutter in Sie gepflanzt. Wie verehrungswürdig muß Ihnen schon deßwegen, für Ihr ganzes Leben, Ihre Mutter seyn!

Und sie hat eben dadurch, und durch das Wirken Ihrer Liebe durch Liebe, den Ersten Keim der Sittlichkeit in Ihre Seele gepflanzt. Urtheilen Sie selbst.

Ohne willige Folgsamkeit, ohne freie Unterwerfung des eigenen Willens, unter einen andern Willen — eines Gesezes oder einer Person — ohne das, sich selbst aufgelegte Gesez, ein gegebenes Gesez zu befolgen, ist keine Sittlichkeit denkbar. Und ohne Aeltern, oder Solche, die ihre Stelle vertreten; ohne den Willen, den sie äußern, das Gesez, das sie geben; ohne die Liebe, die sie durch Liebe einzuflößen, wodurch sie zur Befolgung des Gesezes willig zu machen

wissen, giebt es keine solche Folgsamkeit. Das Kind, wie jeder Naturmensch, folgt nicht Gesezen, Prinzipien, sondern Personen. — Darum hat auch die Natur dafür gesorgt, durch die Hülflosigkeit des Kindes, und durch das angeborene Mitleid mit Hülflosigkeit, daß andere Menschen gleich die Stelle der Aeltern vertreten, wenn das Kind seine Aeltern verliert. Aber es ist Ersaz, wie der Ersaz der Muttermilch, durch andere Nahrung. Sie hat nie das Feine und Gesundnährende, auf Kindesnatur Berechnete, was Muttermilch und Mutterliebe hat.

Alle Pflichten gegen Aeltern werden sehr passend unter dem Ausdruck: Pietät, zusammengefaßt, den wir von den Römern nehmen, weil unsere Frömmigkeit noch nicht in diesem Sinne gebraucht wird. Aber sie verdient den Namen Frömmigkeit, die Gesinnung, die wir gegen Aeltern haben sollen. Dankbarkeit, Zutrauen, Liebe, Ehrerbietung, Unterwerfung, Folgsamkeit, mischen sich hier so schön, wie in der ächten Frömmigkeit, gegen Gott.

Pietät gegen Aeltern ist aber auch die Erste, natürlichste Bildung zu Religiosität, zu Fröm-

migkeit. Aus Liebe, Ehrerbietung und Folgsamkeit gegen die Mutter, den Vater, erzeugt sich allmälig Liebe, Ehrerbietung und Folgsamkeit gegen den Allvater, wenn man ihn als Vater kennt. Und man kann mit Recht sagen: „wer seinen Vater nicht liebt, den er sieht, wie will er den Vater im Himmel lieben, den er nicht sieht?“ Der nemliche Sinn, der sich in ehrerbietiger, zutrauensvoller Folgsamkeit gegen den sichtbaren Vater zeigt, der wird Religiosität, Frömmigkeit, wenn er sich auf den Allvater lenkt. Gefül unbefriedigter Bedürfnisse, und Zutrauen, daß der Vater sie befriedigen könne und wolle, daß er es gut mit uns meyne, und mächtiger und weiser sey, als wir — das liegt beiden zum Grunde.

Sie sehen daraus: es zerstört an dem Heiligsten, Sittlichsten, was in dem Menschen ist; es hindert den Wachsthum seiner innersten Lebenskraft, wodurch er zu einem Menschen herangebildet werden soll, wenn die Pietät gegen Aeltern leidet. Es ist also eine von den verdorbensten Seiten unseres Zeitalters, daß die heiligen Bande zwischen Aeltern und Kindern loser

worden sind. Die epidemischen Krankheiten unserer Zeit, Eigenwille, Eigensinn, unvernünftiger Vernunftstolz, unbändiger, despotisirender Freiheitskizel, kindische Anmaasung von Allweisheit und Allgenugsamkeit, konnte keinen edleren Theil im Menschen angreifen, als die, zum inneren Lebensprozeß so nöthige Pietät gegen Aeltern. Wenn die große Herzpulsader sich verknöchert; so stokt, früher oder später, aller Umlauf des Bluts!

Freilich sind die Aeltern oft selbst Schuld daran, durch ihre verkehrte Grundsäze, man müsse die Kinder gehen, ihr Wesen frei sich entwikeln lassen, damit sie mehr Charakter bekommen. Warum sie nicht auch ihr Sprachvermögen sich frei entwikeln lassen, — damit die Sprachgabe desto origineller werde?!

Man will in Aeltern nur die Menschen schäzen; sie nur ehren, in so ferne man sie als Menschen ehren kann. Das heißt, man will die Gerechtigkeit gegen sie ausüben, die man gegen den Westindier, den Hottentoten ausübt, der uns auf unserem Wege begegnet! Und konntet Ihr denn vergessen, Elende, denen so ein sakri-

leger Gedanke käme, daß Ihr Fleisch von ihrem Fleisch', und Herz von ihrem Herzen seid? Sind sie Euch ein leerer Schall worden, die heiligen Namen: Vater, Mutter, die dem Instinkte der edlen Thierart heilig sind, wenn sie auch die Namen nicht kennt, und in dunklem Bewußtseyn, nur forthandelt, — edler als Ihr? Konntet Ihr es vergessen, daß Ihr nicht wäret, keine Menschen worden wäret, ohne sie? Und wenn Ihr es nicht vergaßet, nicht vergessen konntet; habt Ihr dann aufgehört, Menschen zu seyn, da Ihr sie dem Ersten besten Weltbürger gleich sezet, da sie Euch nicht mehr als der Hottentote und Hurone gelten sollen? Fület Ihr nichts mehr dabei, daß Eure Mütter Euch pflegten, bildeten, für Euch und in Euch lebten, mit heiliger, himmlischer Liebe, die nichts wolte als Euer Glück, und einst hofften, auf Eure Liebe? daß Eure Väter sich mühten, arbeiteten, sorgten, — sich so manchen Genuß entzogen, so manches Schwehre übernahmen, um Euch erziehen, forthelfen, Euch Mittel zum Fortkommen verschaffen zu können? — Dafür, für alle Liebe und Sorgfalt und Aufopferungen, sollen

sie Euch — so gut wie Fremde seyn? Weg, weg aus der menschlichen Gesellschaft, aus der Gesellschaft aller lebenden Wesen! Das ganze Menschengeschlecht kehrt Euch den Rüken. Ihr wolt allein für Euch leben. So suchet Euch auch eine Wüste, wo Ihr allein — essen und verdauen könnet, unter den niedrigsten Thieren des Feldes, wenn sie Euch anders dulden!

Freie Wesen wollt auch Ihr seyn, weil auch Ihr geboren wurdet zur Freiheit? — Nun ja! Und eben aus Freiheit, aus freiem Entschluß soltet Ihr Euren Aeltern folgen, Eure Aeltern ehren, Alles, was Ihr vermöget, für sie thun; nicht weil Ihr müsset, sondern weil Ihr wollet. Wir sind frei, um sittlich seyn zu können; wer nicht sittlich seyn will, verdient nicht, frei zu seyn, wird auch nicht frei bleiben, sondern ein Sklave werden seiner Leidenschaften, seines verkehrten Sinns. Und Niemand kann sittlich werden, ohne Folgsamkeit, ohne freiwillige Unterwerfung seines Willens, unter Anderer Willen. Bei wem würd' uns das aber leichter gemacht, als bei unsern Aeltern, die

jede Faser unseres Wesens in Bewegung sezen zur dankbaren Liebe?

Frei seid Ihr? Ihr könnet hunderterlei thun und unterlassen, wovon doch nur Eins das beste ist! Ihr Unerfahrenen, könntet in hundert Fällen zweifelhaft seyn, was das Beste, was in diesem Falle recht sey; so solltet Ihr Euch freuen, daß es für Euch so lang' Ihr unerfahren seid, nur Ein Gesez giebt, das Ihr zu befolgen habt — den Willen Eurer Aeltern! Ihr wisset nun gleich, Ihr habt recht gethan, wenn Ihr diesen Willen befolgtet; Ihr thatet Unrecht, wenn Ihr ihm entgegen handeltet. Vorstellungen könnt Ihr machen; Gründe könnet Ihr geben: aber am Ende thut Ihr, was sie wollen. Sie werden nichts wollen, was Gott geradezu verboten hat!

Frei seid Ihr! Gut! durch eben diese Freiheit wird Euer Gehorsam gegen Aeltern zur Pietät und sittlich. Wenn Ihr nicht mehr so ganz unter der Gewalt Eurer Aeltern seid, wie es Kinder bei den alten Völkern waren: wenn Eure Freiheit und Euer Leben, nicht mehr in ihrer Gewalt ist, wie es bei den Griechen eine

Zeitlang, und bei den Römern immer war; wenn Euch Aeltern jezt nicht mehr, ohne Eure Zustimmung, eine Gattin aussuchen, wie bei den Ebräern; wenn Ihr ein Eigenthum besizen dürfet, was Kinder bei diesem Volke nicht hatten: was ist die Ursache? Man traut Euch mehr zu. Der große Menschen und Völkererzieher hat Euch emancipirt (freigelassen); nicht, damit Ihr weniger, sondern, damit Ihr mehr an Euren Aeltern thuet. Ohne Pietät gegen sie, verdientet Ihr jezt noch, Römersöhne, Sklaven Eurer Väter zu seyn.

Aber Eure Aeltern sind schwach, fehlerhaft; Ihr seid gebildeter als sie; Ihr übersehet sie weit! — Und kann das ein Grund seyn, sie nicht zu achten? Eure Achtung soll sich ja nicht auf ihren Menschenwerth, nicht darauf gründen, daß sie sehr weise, sehr fest, sehr gebildet — sondern darauf, daß sie Eure Aeltern sind. Und hören sie auf, das zu seyn, wenn sie schwach oder ungebildet wären? Durch sie wurdet Ihr vielleicht stark; sie sezten Euch in den Stand, sie zu übersehen. Sie gaben Euch Gelegenheit, mehr zu werden, als sie selbst sind! Und darum

wollet Ihr sie weniger achten? Sie hätten also, wie Despoten, Eure Aufklärung, Eure geistigen Fortschritte hindern müssen, um sich Eure Achtung zu erhalten?? . . . Hätt' Einem unter Euch, ein Mann von mäsigem Vermögen, in früheren Jahren eine Summe Geldes vorgeschossen; er hätte sich damit ein ansehnliches Vermögen erworben, und wär' ein bedeutender Kaufmann worden: wer wär' er, wenn er stolz herabsähe auf den, der ihm die Summe vorschoß, — weil dieser nur ein mittelmäßiger Krämer, er aber ein bedeutender Kaufmann ist? Und das wäre doch nur ein Fremder; und die, die Euch über sich selbst hoben, sind — Eure Aeltern!

Eure Mütter sind weniger worden! Ihr Geist, ihr Reden, ihr Wesen, ist so alltäglich. Sie haben keinen Sinn mehr, für das Schöne, Große, Edle, was Euch anzieht! Ihr Wesen ist abgestumpft! — Und wodurch? durch Pflegen und Warten, Sorgen und Mühen um ihre Kinder wurden sie's! Und darum wolltet Ihr sie weniger achten? Hätte sich ein Edler die Adern öffnen, und sein gesundes Blut in die

deinigen fließen lassen, aus denen das verdorbene Blut abgezapft werden mußte; wärest du durch seine Lebenssäfte gesund und stark worden; welcher gefühllose, verächtliche Selbstling wärest du, wenn du die Achseln über den Edeln zucktest, der sich schwach verblutete für dich? Und das thust du, in ähnlicher Lage — deiner Mutter!

Ich redete nicht zu Ihnen, meine jungen Freunde. Ich möchte gar nicht mit Ihnen reden, wenn ich Ihnen so reden müßte. Den Geist des Zeitalters wolt' ich Ihnen nur, auch von dieser Seite zeigen, ihm aber zugleich die Charaktermaske abziehen, in der er seine Freiheits- Gleichheits- und Naseweisheitsrolle spielt. So sind Sie gleich vor Ansteckung und Nachahmung sicher, Das Laster muß betrügen, wenn es verführen will. Es verführt den nicht, der es kennt.

Die größten Männer aller Zeiten und aller Länder, haben die tiefste Ehrerbietung vor ihren Aeltern gezeigt; wer und wie sie auch seyn, und

so weit sie im Innern und Aeußern unter ihnen stehen mochten.

Scipio, der Afrikaner, hatt' in der Schlacht am Tesino, seinem Vater mit eigener Lebensgefahr das Leben gerettet. Man wollt' ihm eine Bürgerkrone geben, weil er einem Bürger, einem General, das Leben gerettet habe. Beschämt wies er sie zurück. „Es war ja mein Vater!“ sagt' er. „Ich that nur meine Pflicht.“

Thomas Marus, Großkanzler von England, beugte sich immer mit sichtbarer Ehrerbietung vor seinem Vater, so oft er ihn in der königlichen Bank fand, obgleich dieser nur ein geringer Mann war. Auch da, wo er als Großkanzler erschien, sollt' es Jeder sehen, daß er seinen Vater ehre.

Bertrand dü Guesclin, ein berühmter Ritter seiner Zeit, würde durch die Ehrerbietung gegen seinen Vater, eben so früh, und vortheilhaft, wie durch seine Gewandheit und Tapferkeit bekannt. Bei seiner ersten Erscheinung auf einem Turniere, das sein Vater mit andern Rittern angestellt hatte, und wozu die tapfersten Ritter in England und Frankreich ein-

geladen waren, hatt' er sich auf den Knien, Waffen und ein Pferd von einem abgegangenen Ritter erbettelt, weil ihn sein Vater noch nicht für fähig hielt, mit so erfahrenen Rittern zu kämpfen. Unbekannt kam er in die Schranken, und hob ein Paar Ritter aus dem Sattel. Sein Vater fodert' ihn auf; einer der tapfersten Ritter seiner Zeit. Er nahm zwar die Ausfoderung an: aber, statt seine Lanze gegen ihn zu brechen, senkt' er seinen Speer und machte ihm eine ehrerbietige Verbeugung. Als man ihn nun in der Folge erkannte; als ihm der berühmte Normandische Ritter, gegen den fast Niemand mehr kämpfen wollte, mit seinem Speer den Helm abhob, und er diesen zu Boden strekte; als Jeder begriff, warum er gegen seinen Vater keine Lanze hatte brechen wollen: da erhob sich der laute Jubel des Beifalls. Die Ehrerbietung gegen seinen Vater erwarb ihm mehr Ruhm, wie seine Tapferkeit.

Der Vater des bekannten gelehrten Johnson's, hatt' eine Bude mit Büchern, auf einem gewissen Markte, in der er selbst stand, um zu verkaufen. Einmal war er krank und bat seinen

Sohn, sich statt seiner in die Bude zu stellen. Dieser schlug es ihm aber aus Stolz ab. Funfzig Jahre hernach, kam er in die Gegend. Sein Gewissen warf ihm noch immer diesen Stolz und Ungehorsam vor; und er wollte sich dafür bestrafen. Mit entblößtem Kopfe stellt' er sich eine Stunde lang vor diese Bude, die sein Vater gehabt hatte, zu der Zeit, als die meisten Geschäfte gemacht wurden. Er sezte sich dem Gelächter aller Anwesenden aus, zur Versöhnung für seine Sünde. *) So unvergeßlich ist dem guten Genius eines guten Menschen, jede Verlezung der Pietät gegen Aeltern!

Und kann es für uns ein höheres und nachahmungswürdigeres Beispiel geben, als das Beispiel dessen, dem wir die Erkenntniß der heilsamsten Wahrheiten, Sporn und Kraft zu jeder Tugend, und den haltbarsten Trost im Leiden und Tod verdanken, das Beispiel unsers Herrn! Er hatte gutgesinnte, fromme Aeltern,

---

*) Warner's Reisen durch die Nördlichen Grafschaften von England. Herausg. von Küttner. I. B. S. 105.

die Er aber, wie weit! übersah, die für die Größe seines Geistes, für sein, die Menschheit mit Liebe umfassendes Herz, für die hohen Kräfte, die sich nach und nach in Ihm entwikelten, keinen Sinn hatten und haben konnten. Er fülte sich zu etwas so Einzig — Großem berufen, — zum Reformator, sittlichen Retter und Beglücker der Welt. Alles, was man Ihm erzälte, von den Umständen vor und nach seiner Geburt; Alles, was Er in den heiligen Schriften seines Volks las und sich erklären ließ, bestärkt' Ihn in dem Glauben an diesen Beruf. Es läßt sich denken, welche Kräfte sich in Ihm aufregten; welcher Trieb in dem Jüngling stürmen mußte, der als Mann gleich so wirkte und so lehrte, Himmel und Erde so unter Einen Gesichtspunkt fassen, die Kräfte der Geister- und Körperwelt so in Eine Kraftmasse zusammen drängen konnte. Wie war es Ihm wol oft zu Muthe, wenn Er Tagelang die Zimmerart oder die Säge führen, Wasser fürs Haus herbei tragen, und andere solche geistlose Arbeiten thun mußte! Wenn Ihm oft in der ganzen Woche nur der Sabbat, zum Nachdenken und Nach-

lesen der heiligen Schriften, zum stillen Betrachten der Natur blieb! Wie mußt' es in Ihm gähren und brausen, wenn Er das Mükendurchseigen und Kameelverschluken des Pharisäergeistes, den rohen Erdensinn des Sadduzäismus, das Schmachten und Dürsten nach Wahrheit, seiner, von blinden Führern irregeführten, belasteten, leer und arm gelassenen Nation sah; — wenn Er fülte, daß Er sie besser leiten, sätigen, ihre Lasten erleichtern konnte, und doch, bei allem Drang der heisesten Liebe — schweigen und Holz haken mußte! Ein Van Hope, Sieveking, Bethmann, die in Tabakswinkeln arbeiten; ein Herzberg, Albini, Dohm, die Strümpfe striken; ein Kant, Bonaparte, Moreau, oder Hohenlohe, die in Druckereien Correkturbogen von neuaufgelegten Rechenbüchern lesen müßten, — auf ihrer Aeltern Befehl! — Sie fülen, es gehörte bei Jesus mehr Kraft dazu, in seiner Jugend seine Kräfte zurük zu halten, als im männlichen Alter, seine Kräfte zu brauchen. Und doch hatt' Er keinen Willen, als seiner Aeltern Willen. Seine Jugendgeschichte ist beinahe ganz in den

wenigen Worten enthalten: „Er war seinen Aeltern unterthan!“

Die beste Lebensgeschichte, die man von einem guten Kinde schreiben kann: es war seinen Aeltern unterthan! Dann hat es ganz seinen Beruf erfüllt; und das ist das Beste, was man von einem Menschen sagen kann.

Hohes Vorbild sey Er, der Einzig-Große, Einzig-Genialische, allen talentvollen, genialischen Jünglingen, die gute, aber alltägliche Aeltern haben, — um zu wissen, welche Richtung sie ihrer Kraft geben sollen, wie Sie zu großen Männern heranreifen können! Zurükhalten ihrer Kräfte, wenn es Pietät gegen Aeltern erfodert, bereitet die Mannsreife, wodurch allein, bleibend - Großes und Gutes - gewirkt werden kann.

Selbst wenn Sie fehlerhafte, verkehrte, dem Einen oder andern Laster ergebene Aeltern hätten; — es sind Ihre Aeltern, und hören nicht auf Aeltern zu seyn. — Welchen andern Grund kann ich Ihnen geben, brauch' ich Ihnen zu geben, um sie zu achten, ihre Fehler zu verbergen, ihnen zu folgen, und Alles zu

thun, was ihnen Freude machen kann! Auch lasterhafte Aeltern leiten ihre Kinder selten zum Laster, wenn es nicht durch ihr stilles Beispiel geschieht. Sie fülen selbst zu sehr, und wenn sie es auch sich selbst nicht sagen, daß das Laster unglüklich macht; und unglüklich wollen sie doch ihre Kinder nicht machen. Oft werden Kinder, eben durch die fehlerhaften Gewohnheiten ihrer Aeltern, davon abgehalten, weil sie die üblen Folgen davon recht in der Nähe sehen. So sagt der seelige Büsching in seiner Lebensbeschreibung selbst, er habe sich ohne andere Ermahnungen, schon in seiner frühen Jugend vorgenommen, sich nie Branntewein, Rauch- und Schnupftabak zu erlauben, auch wenig Wein und Bier zu trinken, weil er die üblen Folgen dieser Angewöhnungen, an seinem Vater gesehen habe.

Allein nicht Einzelne gute Menschen, große Männer, sondern ganze Völker haben Pietät gegen Aeltern zur Ersten Tugend der Kinder erhoben, und Ungehorsam gegen Aeltern zum Ersten Laster gebrandmarkt. Nach göttlichen Gesezen war bei den Juden Pietät gegen Aeltern, das Erste Sittengesez, mit dem eine Verheisung

verbunden war. „Du wirst dann lange leben, ein hohes Alter erreichen, in dem Lande, das Jehovah dir geben wird!“ Das Schiksal des ganzen Erdenlebens war hiemit, an Folgsamkeit gegen Aeltern geknüpft. Gott hatte selbst die Sanktion des Gebots übernommen; wie ein strenger Richter, wolt' Er über die Erfüllung desselben wachen. Jedes unehrerbietige Schimpfwort, jeder Fluch, den ein Kind gegen seine Aeltern ausstieß, wurd' auch mit dem Tode bestraft. *) Bei den Römern konnte der Vater seine ungehorsamen Kinder, wie Sklaven verkaufen, oder ihnen gar das Leben nehmen. Mangel von Ehrerbietung gegen die Aeltern löschte bei den Griechen alle andere Tugenden aus. Wenn ein Mann zur Ersten Stelle im Staate, zur Archontenwürde bestimmt war; so wurde vor seiner Wahl öffentlich herumgefragt, ob er auch seine Aeltern im Leben und Tod geehrt habe; und er wurde sogleich verworfen,

---

*) 2. Buch Mos. 21; 15, 17. 3. Buch Mos. 20; 9.

wenn man ihn eines Mangels von Ehrerbietung beschuldigen konnte. *)

„Darum mein Sohn, wenn du vernünftig bist," so beschließt Sokrates die Unterredung mit seinem Sohne Lamprokles, „wirst du die Götter bitten, daß sie dir verzeihen, wenn du dich auf irgend eine Art, gegen deine Mutter vergangen hast;" — und das war doch die berüchtigte Xantippe — „damit nicht auch sie dich für undankbar halten, und abgeneigt werden, dir wol zu thun. Hüte dich ja, daß die Menschen dich nicht als einen Verächter deiner Aeltern kennen lernen, damit sie dich nicht insgesamt verachten, und du dich dann von allen Freunden entblößt sehen möchtest. Denn wenn

---

*) Ob Einer auch das Grabmal seiner verstorbenen Aeltern zu schmüken versäumt habe, untersuchte der Staat, bei Prüfung der Archonten. Sokrates bei Xenophon. Memor. II. 2. Die Geseze des Solon erklärten die für ehrlos, welche ihren alten Aeltern Unterhalt und Wohnung versagten. S. Pollux VIII. 6, 44. Die allgemeine Stimme des Publikums thut es noch jezt, ohne alles Gesez, und kräftiger als alle Geseze.

sie dich für undankbar gegen deine Aeltern hielten; so würde Niemand glauben, für seine dir erwiesenen Wolthaten, Dank zu erhalten." *) Wirklich ist nichts von Edelsinn, nicht einmal Gerechtigkeit, dem Menschen oder Unmenschen zuzutrauen, der seine Aeltern verächtlich behandelt. Pietät gegen Aeltern — das sezt man voraus — ist die lezte Pietät, die in dem Herzen ausstirbt.

Vaters Fluch, Gottes Fluch, Vaters Segen, Gottes Segen! Das war ein schöner Glaube des Alterthums. Schauerlich ergreift uns bei diesem Glauben, Noahs Weissagung gegen seinen Sohn, den Spötter Cham:

Fluch über Cham und Chams Geschlecht!
Er wird der Brüder Sklav!
Der Gott, der Sem beglükt, sey hochgelobt!
Sems Sklav sey Kanaan!
Weit breite sich mein Japhet aus!
Sems Sklav sey Kanaan!

Es durchbebt uns neuer, stärkerer Schauer, daß sich die Weissagung durch Generationen schreklich erfüllte.

*) Bei Xenophon am angef. Orte.

Von Oedips Fluch singt Stolberg schreklich-schön.

Schwehr lag der wolverdiente Vaterfluch,
Ein Fels, auf beiden Söhnen Oedipus.
Der Aeltre, Polüneikäs, zog im Heer
Der sieben Helden, ihrer einer selbst,
Zu stürmen Kadmos Burg, vom Herrscherthron
Zu stoßen seinen Bruder. Donnernd scholl
Der Kampf; schon bebten in der Angeln Erz
Die sieben Thore, schon der Felsengrund
Der thurmbewehrten Mauern. Schnell hinaus
Stürzt Eteokläs durch die Hemmenden,
Der Lechzende nach Bruderblut; wie er
Von Freveldurst entbrannt, tobt Jener ihm
Entgegen; wütend stürmet beider Brust
In beider Speer; dumpf rasseln sie zugleich
Zur Erden, und zugleich, doch weggewandt,
Flieh'n ihre schwarzen Schatten zu dem Stür. *)

Fürchterlicher konnte ja wol die Erfüllung keines Vaterfluchs dargestellt werden, als durch solchen Bruderhaß. An den Früchten erkennt man den Baum.

---

*) Im Prolog zu der Uebersezung der Antigonä, von Sofokles, durch Christian, Graf zu Stolberg.

Wie ist es aus jedes ungehorsamen, und auf irgend eine Art unglüklichen Kindes Herz gesprochen, was Herder seine Ariadne sagen läßt:

— — Auf mir lag die Schuld
Des Ungewitters, das Ihr littet, dem
Ihr kaum entgangen seid; auf mir! auf mir!
Schreklich wälzten sich die Wogen,
Die Winde des Meeres heulten laut;
In meinem Busen tobten
Wildere Stürme, die ich dir verbarg.
Meer, Himmel, Erd' und Luft verkündigten
Die Wahrheit, die in meinem Herzen ruft:
„Ich trage Schuld auf mir."

Theseus.

Und welche Schuld?

Ariadne.

Nicht jene, daß ich dich mit Staunen,
Bewundernd und voll Liebe sah.
Wer liebte nicht den Retter seines Volks,
Der für Unschuldige
Sein Leben wagt? Mein Vater that es auch.
Daß ich dem Labyrinthe zu entkommen,
Den künd'gen Faden dir, o Theseus, gab,
Gereut mich nicht. Ich gäb' ihn heute dir
Und tausendmal ihn wieder, den Tribut,
Der Menschen, Kreta's Schimpf hinweg zu thun
Gebot mein Herz.

Theseus.

Und was denn ängstet dich?

Ariadne.

Daß ich dir folgte, daß ich meinen Vater,
Daß meine theure Mutter ich verließ,
Die Hand dir reichend. — Götter! hier,
Hier steh' ich unbeflekt, wie der Diana
Geweihte Jungfrau; dennoch sehr beflekt,
Ein Opfer großer Schuld. Mir folget
Der liebsten Aeltern Fluch; und fluchten sie,
Die Gütigen, mir nicht, so eilt mir nach
Der Unentweichliche, der Götter Zorn.
In seinen Nezen hang' ich. Auf mich zürnte
Das Meer, und öfnete den Rachen laut. —

Und wenn das Chor der Oreaden, der Stimme ihres Gewissens immer nachhallt:

Verlasserin!
Sie wird verlassen werden; — *)

es ist, als ob die Trommete des Gerichts ertönte, und die Bücher aufgethan würden, damit sie empfahe, nachdem sie gehandelt hat, an

---

*) Ariadne — Libera, ein Melodrama, das eher, als unsere meisten Opern, aufgeführt zu werden verdiente, wenn unser Publikum, nicht blos Schau- und Ohrenspiele wollte.

ihren Aeltern, deren Fluch sie, über das Meer hin, verfolgt.

Und der Glaube des Alterthums war und ist nicht ohne Grund. So wenig ich die Folgen der Tugend und des Lasters auf diese Erde beschränke, und hier den Schauplaz der göttlichen Gerechtigkeit suche; so muß es doch dem stillen Beobachter auffallen, welche Folgen das üble Betragen gegen Aeltern, oft spät, im männlichen Alter hat. „Sie verdient insonderheit Aufmerksamkeit," sagt Herder, *) „die sonderbare geheime Wiedervergeltung in dieser Welt, die ich im Guten und Bösen, für den knechtischen und kindlichen Sinn, so allgemein, und bei jedem einzelnen Menschen so auszeichnend bemerke; wenigstens hab' ich sie an mir bemerkt, und an allen denen, die ich näher kannte." (Und wer, der mit regem Gewissen, auf seine Schiksale merkt, stimmt nicht ein?) „Christus entdekt uns die

*) Briefe, das Studium der Theologie betreffend, 3. Th. S. 91.

moralische Regierung Gottes in der Welt, als eine große, unsichtbare Wage der That und der Folgen. Du kannst nichts, weder Gutes, noch Böses, in die Eine Schale legen, ohne daß sich die andere mit gleichem, aber progressivem Maaß der Schwehre in guten und bösen Folgen rege. Vielleicht empfindest du es jezt nicht, weil du dein Gefül abgestumpft hast: aber fahre fort! du wirst's, und vielleicht dann empfinden, wenn du von dem Arm der vergeltenden Wage erdrükt wirst." Nie wirft der Mensch ein schwehreres Gewicht Böses, auf diese Wage, als wenn er sich gegen seine Aeltern vergeht; und darum regt sich die Wage auch nie stärker, sichtbarer, auffallender, als bei dieser Impietät. Oft wird der, der das häusliche Glük seiner Aeltern störte, auch in seinem eigenen Hause, durch ein böses Weib, durch ungerathene Kinder gemartert; und die Richterstimme in seinem Innern, ruft ihm laut und jeden Tag, und bei jeder neuen Marter zu: das hast du an deinem Vater, deiner Mutter verschuldet! Die schauderhafte Geschichte, die Jung in Stillings Jugendjahren erzält, daß ein Vater seine Vor-

tion Suppe, aus einer hölzernen Schüssel, mit einem hölzernen Löffel, hinter dem Ofen essen müssen, und als man ihn beklagte, mit einem — ach! mit welchem — Seufzer gesagt: „ich hab' es meinem Vater eben so gemacht!" — glauben Sie mir, meine jungen Freunde, sie ist nicht Einzig in ihrer Art; nicht einmal so selten, wie Sie wol denken. Ich selbst sah so manchen Sohn, der Gatte und Vater geworden war, und an dem die Weissagung erfüllt ward, die ihm keine Ariadne, aber sein Gewissen, wol früher zugerufen hatte: „du Spötter wirst verspottet! du Verlasser deines Vaters, wirst von deinen Kindern verlassen; du Vater- und Mutterquäler, wirst von deinem Weibe, deinen Kindern gequält werden!" Ich könnt' Ihnen schauerliche Beispiele davon erzälen, wenn die Personen nicht noch am Leben wären, und leicht erkannt werden könnten, da ich Ihnen keinen Roman dichten, sondern nur wahre Geschichte, mit den wahren Umständen erzälen will.

Doch; das Alles bedarf es bei Ihnen nicht, um Sie vor dem unnatürlichsten aller Laster, vor Impietät gegen Aeltern zu verwah-

ren. Nur durch falsche Grundsäze, über Menschenrecht und Menschenfreiheit, dem epidemischen Fieber unserer Tage, könnten Sie zu etwas der Art verführt werden, wie der ehrliche Mann nur darum zu viel fodert, weil er sich verrechnet hat. Und ich denke, Sie sind überzeugt worden, daß Sie Ihre Aeltern ehren sollen; eben darum, weil Sie frei sind, und weil Sie Menschenrechte haben; daß Folgsamkeit gegen sie, die schönste und reifste Frucht Ihrer Humanität ist.

Wüßt' ich nicht, wie leicht Jünglinge von dem Ton ihres Zeitalters hingerissen werden, und modische Unarten sich angewöhnen, wie sie dike Halsverbände tragen, ohne eben Geschmak daran zu finden; ich würd' es nicht einmal für nöthig halten, Sie vor einer andern Unart zu warnen, die auf Einem Stamm mit jener Impietät gegen Aeltern wächst, nur daß sie weit weniger frech empor geschossen ist; ich meyne den Mangel von Ehrerbietung gegen das Alter, in dem sich unsere modische Jünglinge gefallen, den sie oft nur aushängen, zum Zeichen, daß sie auch wissen, was guter Ton ist. Jeder Mann

und jede Frau, die anfängt schwach zu werden, ist ein Gegenstand ihrer Verachtung. Je mehr das Alter Schonung verdient, je eher wird es ihnen lächerlich; und sie halten eher einem Jüngling oder einem Mädchen, alle Thorheiten und Unarten zu gut, als einer bejahrten Person, irgend eine Schwachheit, wenn es auch nur eine körperliche wäre. Wenn sie auch die höchste Gewalt über sich ausüben; wenn der Stand oder die sonstigen Verhältnisse, ihnen keine Unart erlauben; so übersehen sie wenigstens das Alter, als ob es gar nicht gegenwärtig wäre. Sie nehmen keine Notiz von dem Greis, der Matrone, und betreiben ihr jugendliches Unwesen mit ihres Gleichen, als wären sie allein mit ihnen. Wie sehr dieß gegen alle gute Sitten und alle Sittlichkeit ist; wie sehr jedes unverdorbene Menschengefül dadurch empört wird: brauch' ich Ihnen wol nicht zu beweisen. Das Alter hat einen natürlichen, von Gott verliehenen Rang; und graue Haare sind ein Ordenszeichen, das von allen Völkern in allen Zeiten anerkannt wurde. Wenn ein Jüngling seine Kraft zur Verachtung oder gar Beleidigung des Alters

mißbraucht; so ist das eine so unedle Feigheit, als ob er einen Geistlichen bravirte, der sich nicht vertheidigen darf, oder einen Kranken, ein Weib, die sich nicht vertheidigen können. Auch hat das ganze Alterthum das Alter geehrt, und zu ehren befolen.

Schmukvolles Diadem sind graue Haare, sagt ein alter Weiser; *) und in jener allweisen Gesezgebung der Israeliten, die mehr Menschliches, als irgend eine Andere enthält, war ausdrüklich befolen, daß man vor einem grauen Haupte aufstehen, und das Alter ehren solle. **) „Wir waren Zeugen von einer noch rührenderen Scene," sagt Barthelemy. ***) „Ein Greis suchte sich einen Plaz (bei den Olympischen Spielen). Er kam zu den Sizen der Lacedämonier. Alle jungen Leute und fast alle Männer standen ehrerbietig auf, und boten ihm ihre Pläze an.

*) Sprüche 16; 31.

**) 5. Buch Mos. 19; 32.

***) Voyage du jeune Anacharsis. T. IV. S. 86. Lüttich. Ausg. 1790.

Unzälige Hände klatschten ihnen Beifall zu; und der gerührte Greis konnte sich nicht enthalten, zu sagen: die Griechen kennen die Regeln des Wolstands; aber die Lacedämonier üben sie aus." So war es wirklich bei den Lacedämoniern. Jezt wären die humanen Leute in Gefahr gewesen, von unseren Incroyables öffentlich ausgepfiffen zu werden, weil sie so schülermäßig höflich gewesen wären.

Nie empörte mich diese Insolenz gegen das Alter mehr, als auf einer Promenade in ..r..; nie sah ich aber auch je einen schöneren Kontrast, daß nicht alle unsere jungen Leute von dieser schändlichen Modetollheit angestekt sind, als hier. Ein junger übermütiger Offizier sprengte mit seinem raschen Engländer dahin; — natürlich mit ein paar großen Hunden vorher; (der Unterschied zwischen einer Hasenjagd, und einem solchen Aufzug ist nur der, daß bei der Hasenjagd die Hauptperson voraus, und bei der Kavalkade die Hauptperson hinten nach sprengt.) Ein Fußweg gieng neben einem ziemlich ebenen, aber etwas kothigen Fahrwege her; und ein Paar alte Leute giengen ruhig und sicher auf diesem

Fußwege, den nur ein so unglaublich — roher Mensch unsicher machen konnte. Sie ahneten nichts, weil sie nach der nämlichen Seite hin giengen, die der Offizier reiten wolte, bis sie von den Hunden fast umgerennt wurden, und dem maitre-chien nicht mehr entfliehen konnten. Sie eilten und fielen halb in den kothigen Fahrweg, und der Offizier gab seiner Heldenthat selbst Beifall, durch ein lautes Lachen, das für die Phonogmomik, *) wenn wir Eine hätten, sehr wichtig gewesen wäre. Ein anderer Offizier war durch den Fahrweg gesprengt. Sein muthiges Roß eilte dem Ersten nach; aber ein alter Mann war in den Fahrweg gefallen, und es war ungewiß, ob er sich keinen Schaden gethan hatte. Der Offizier sprang — wirklich mit einiger Gefahr — von seinem fliegenden Rosse, hielt das rasche Thier mit Einer Hand fest, und hob mit der andern den alten Mann auf, — so sorgfältig, so theilnehmend, wie Jener schwehrlich seinen Vater aufgehoben hätte. Zu meiner

*) Kenntniß des Menschen, aus der Stimme.

großen Freude bemerkte ich, daß der General R . . . den ganzen Auftritt aus einem benachbarten Garten mit angesehen hatte. Er sah sehr unwillig aus, und drohte jenem Offizier mit aufgehobenem Stok. So sehr war er aufgebracht! Man sagte mir nachher, er habe jenen Offizier auf eine Art bestraft, bei der er es selbst empfinden müssen, wie weh es thue, etwas Unangenehmes von einem Jüngern zu erfahren. Ich mag die Strafe nicht genauer beschreiben, um Niemand kenntlich zu machen.

Sicher bin ich indeß, daß sehr Wenige aus diesem Stande, sich zu einem so rohen Betragen herabzuwürdigen fähig wären; und daß weit Mehrere, einen alten Mann aufrichten würden, statt ihn nieder zu reiten. S i e, zu denen ich rede, wären nur zu dem Ersteren fähig. Allein es ist immer gut, einen offenen Krebsschaden zu zeigen, damit man sich desto sorgfältiger vor dem kleinsten Krebsknoten hüte.

Vierte Vorlesung.

Wollust, eine Entweihung der Natur.

Mit all' dem Ernst und der Feierlichkeit, die ein schändlich mißbrauchter, aber darum nicht weniger ehrwürdiger Gegenstand erfodert, red' ich Ihnen, meine jungen Freunde, von der innigen Vertraulichkeit mit dem andern Geschlechte, die der Entstehung eines Menschen vorhergeht, und die so unübersehbar-große Folgen hat. Getreu der Natur, die diesen Gegenstand als Geheimniß behandelt, und von dem Geheimnisse noch durch mächtige Empfindungen abwinkt, werd' ich Ihnen nur andeuten, was angedeutet werden muß; aber nichts von jenen ästhetischen Bulerkünsten brauchen, die halb verschleiern, um nur lüsterner zu machen. Lieber will ich Ihnen die Sache gerade bei ihrem wahren Namen nen-

nen, wenn sie bezeichnet werden muß, als durch Umschweifung, blos die reizende Seite zeigen, oder durch Aufregung der Fantasie, ihr einen Reiz leihen, den sie gar nicht hat. Und wenn Sie darüber wizeln, spötteln könnten, wenn er Ihnen keines ernsthaften Nachdenkens werth ist, der Mißbrauch, der von dem geheimnißvollsten, heiligsten Triebe gemacht wird: so hätt' ich Ihnen nichts mehr zu sagen; so gehören Sie nicht unter die Zuhörer und Leser, die ich mir wünsche. Ueber etwas blos zu wizeln, was schon vielen Tausenden, Gesundheit des Leibes und der Seele zerstört, Kräfte des Geistes und des Leibes verschwendet, das Unglük von tausend unglüklichen Ehen und das Elend von tausend elenden Kindern verursacht hat; was die Einzige Ursache von dem Verlust der Gemüthsruhe, des guten Namens, des Glüks und der Glükseligkeit von unzäligen Menschen war: das sezt einen Leichtsinn voraus, bei dem jede ernste Belehrung unnüz wird. Jünglinge, die das können, sind schon so verdorben; sind eben durch ihr Wizeln, so sprechende Beispiele von der verwüstenden Macht der Wollust, daß man nur auf

sie hinweisen darf, und kein Wort hinzuzusezen braucht. Sie selbst können wol nicht mehr durch Warnungen und Worte, — sie müssen durch Schaden, durch Gefül der Zerstörung in ihrem Inneren und Aeußeren — gewarnt. Nein; gewarnt können sie nicht werden, denn der Schaden ist geschehen, nur zur Erkenntniß ihrer Herabwürdigung gebracht werden, wenn sie deren noch fähig sind.

Manche könnten zwar darüber wizeln, blos darum, weil es der herrschende Ton ist. Wähnt ja mancher schwache Jüngling, er müsse sich wenigstens das Ansehen eines Wüstlings geben, wenn er es auch wirklich nicht ist. Aber auch von dieser Schwäche ist so wenig Gutes zu erwarten, und so viel Uebles zu fürchten, daß ich auf sie, bei dieser Vorlesung nicht rechne.

Aber zu Ihnen red' ich, unverdorbene, in guter Gesellschaft gebildete, nach Veredlung Ihrer Natur strebende Jünglinge; die sich von dem frivolen Zeitgeist kein Joch über den Naken werfen lassen, sondern den Muth haben, einer ganzen Schaar verdorbener Jünglinge, ins Gesicht zu sagen: ich gehe meinen Weg! —

und ihn wirklich gehen, vor ihren Augen, zum Zeichen, daß sie nicht Sklaven, sondern freie Menschen sind. Sie möcht' ich warnen!

Natürlich warn' ich Sie nicht vor feilen Dirnen. Ihr natürlicher Ekel bewahrte Sie schon vor diesen Kloaken der Verworfenheit; und die freche Schaamlosigkeit dieser Geschöpfe würd' Ihnen jedes Vergehen der Art, unmöglich machen, und wenn es auch Tugend wäre. Ich warne Sie vor den schlau-lüsternen Weibern, die mit hohen Sentiments, eine Verbindung anknüpfen, und mit grober Sinnlichkeit enden; vor verführerischen Schauspielerinnen, die durch ihre edle Rollen auf dem Theater einnehmen, und nur in wolberechneten Abstufungen, zu der unedlen, einer Lais übergehen; vor Weibern, die die Foderungen ihres Temperaments, oder ihrer Verwöhnung in ein System gebracht haben, und sehr gründlich zu beweisen wissen, daß und warum es ein Verbrechen gegen die Natur sey, wenn ein Weib ihre geheimsten Gunstbezeugungen irgend einem Manne verweigere, den sie liebt und von dem sie geliebt wird. Ich warne Sie vor den Ninons aller Art, die ohne

ein solches verführerisches, ohn' irgend ein System, durch noch verführerische als feine Sinnlichkeit, sich dem Manne hingeben, an dem sie jezt gerade hängen, die aber vielleicht an zwanzig nach einander hängen; vor den Tänzerinnen, die durch alle Reize der Form, des Anzugs und der Stellung, alle Sinne verwirren, und Sinne und Fantasie zum Genusse reizen. Ich warne Sie am meisten, und die besten unter Ihnen, vor Vertraulichkeit mit Mädchen, die Sie wirklich achten und achten können, mit deren Geschmak, feinem, edlem Sinne, mit deren Religiosität wol gar, Ihr Inneres zusammenfließt, deren Herz sich zugleich mit dem Ihrigen erwärmt, deren Sinnlichkeit zugleich mit der Ihrigen entzündet wird; bei denen Niemand zu sagen weiß, wer verführt hat und wer verführt ward, weil Eins immer das Andere verführte.

Vor diesen Arten von Weibern warn' ich Sie besonders, weil Sie bei ihnen einen blos ästhetischen, geistigen, wol gar sittlichen, religiösen Genuß suchen, und zu dem sinnlichen unvermerkt so weit gereizt werden, daß Sie dem Reize nicht mehr widerstehen können.

Es ist nicht besser, sondern schlimmer, nicht unbedenklicher, sondern weit bedenklicher, gefährlicher, für die Theilnehmerin Ihres Vergehens, und für Sie, wenn sich bei solchen Weibern, Befriedigung der Sinnlichkeit findet. Das nakte, schaamlose, schaamtrozende Laster, kann nur etwa in Augenbliken hochaufgeregter Sinnlichkeit, und auch dann nicht einmal, den Mann von einigem Zartgefül hinreissen. Die verschleierte, schönmaskirte Sinnlichkeit verführt auch den besseren, delikateren Jüngling. Es empört sein ästhetisches Gefül nicht, und sein sittliches zu spät. Es vergiftet an seiner Fantasie, an diesem ästhetischen Gefül, und an seinem sittlichen, zulezt, und in so kleinen Abstufungen, daß man das Verderbniß weniger bemerkt. Da alles Laster Gift ist, so will ich lieber Arsenik, als Aqua Toffana; die gutmütige Sorgfalt mancher Polizei, für die Gesundheit der Bewohnerinnen feiler Wollusthäuser, kömmt mir darum gerade so vor, als ob sie für ächte Aqua Toffana sorgen wolte, damit, wenn

jemand sich oder andere zu vergiften Lust hätte, es doch — ohne Schmerzen geschehe. *)

Und ist es gar ein unschuldiges Mädchen, das verführte, indem sie verführt ward; und verführt ward, indem sie verführte; welche schrekliche, Ruh' und Glükseligkeit dieser harmlosen, Unglüklichen, ohne Zweifel, auch Ruh' und Glükseligkeit ihrer ganzen Familie zerstörende Folgen, hat dieser sinnliche Genuß! So empörend theuer ward gewiß keiner erkauft!

Ich warne Sie vor Ausschweifungen in Wollust. Nicht blos vor Unmäßigkeit, die Ihren Körper zerstört, und Ihre Kräfte vor der Zeit aufreibt, davor wird Sie jeder Hippias, jeder Schüler des Helvetius warnen. Nein; ich möchte Sie überzeugen, daß Sie sich Ihrem Geschlechtstriebe, bis zu den Jahren der Männ-

---

*) Auch Fichte in s. Grundlage des Naturrechts, S. 200, 201 sagt: „die Aufsicht über die Gesundheit jener Prostituirten, ist gar kein Zweig der Polizei; und ich gestehe, daß ich sie eines rechtlichen Staats für unwürdig halte. Wer liederlich seyn will, der mag denn doch auch die natürlichen Folgen seiner Liederlichkeit tragen."

lichkeit, gar nicht überlassen, sondern ihn nur in der Ehe befriedigen sollten. Ich weiß wol, wie viel ich damit von Ihnen fodere, — in unserer Zeit, — bei unserer Lebensart, — bei den Verführungen, die sich von allen Seiten zu dem Jünglinge drängen, — und bei den vielen Hindernissen einer frühen Ehe. Aber ich weiß noch gewisser, daß das hohe Gesez der Sittlichkeit es schlechthin fodert; daß es durch Zeitsitten und Zeitumstände nicht beschränkt werden kann und darf; daß Zeitsitten und Zeitumstände sich nach diesem Sittengeseze, und es sich nicht nach ihnen bequemen muß. Ich weiß, daß die Natur deutlich, und dem Sohne der Natur unmißverstehbar darauf winkt, die vertrauteste Umarmung eines Weibs solle bei dem Menschen nicht blos und zuerst sinnlicher Genuß; sondern ein reiner Akt göttlicher, von der Gottheit mitgetheilten Schöpferskraft zu Hervorbringung eines Wesens unserer Art, verbunden mit sinnlichem Reize, seyn. *) Daß es ungewöhnlich ist, diesen

*) Fichte sagt: „die Bildung eines Wesens seiner Art, ist die lezte Stufe der bildenden Kraft in der organischen Natur. Grundlage des Naturrechts, S. 160.

Gegenstand von dieser, doch so auffallend richtigen Seite anzusehen; daß man ihn kaum ohne unreine Nebenideen zu haben, zu erregen oder zu befürchten, so vorstellen darf: das zeugt laut genug von der Verdorbenheit unseres Zeitalters, wodurch etwas so Heiliges, zu einem unreinen Sinneskizel herabgewürdigt ward. Ich achte Sie, für die ich schreibe, zu sehr, als daß ich bei Ihnen diese Schonung zu bedürfen glauben solte. Nein; ich will Sie und mich, nicht dadurch entehren, daß ich der Stimme der Natur in der menschlichen Organisation, Stillschweigen gebieten solte, um unserer höflich-akommodirenden Zeitmoral, oder um des Zartgefüls derer Willen, die durch Keuschheit ihrer Ohren, jede andere Keuschheit zu ersezen suchen.

Ich red' Ihnen nicht von den Gründen, die aus unseren heiligen Urkunden hergenommen sind. Weiß ich doch nicht, ob sie Allen, für die ich schrieb, so heilig sind, was man in unseren Zeiten, besonders bei Jünglingen, bei gebildeten Jünglingen nicht voraussezen darf! Wären sie Ihnen aber das; so darf ich sicher voraussezen, daß sie Ihnen bekannt seien.

Lassen Sie mich nur Einen berühren, auf den ein sehr scharfsinniger Mann unter den Ersten Schülern Jesus winkt, *) daß Jeder, der blos Befriedigung seines Geschlechtstriebes, und auf jedem Wege suche, sich an dem eigenthümlichen Theile seines Körpers, oder an dem, was auch einst sein Seelenorgan bleiben wird, schade. Ein Gedanke, der Jedem, auch in jener Welt, Veredlung seines Wesens, Suchenden, höchst wichtig seyn muß.

Jede, auch blos philosophische Sittenlehre, verbietet die unregelmäßige Befriedigung des Geschlechtstriebes. Wenn Sie keinen Menschen blos als Mittel, sondern Jeden als Selbstzwek ansehen und behandeln müssen; dürft' Ihnen denn wol die heiligste Persönlichkeit irgend eines Weibs blos Mittel zu Befriedigung Ihrer Sinnlichkeit seyn? Und würdigen Sie es nicht dazu herab, und sich selbst, wenn Sie sich ihm blos darum nähern, um Ihren Geschlechtstrieb zu

---

*) Paulus, im Ersten Brief an die Christen zu Korinth, Kap. 6; 18.

befriedigen? Wenn Ihre Handlungsart so seyn soll, daß der Grundsaz, nach dem Sie handlen, Grundgesez für alle denkende Wesen, wenigstens für alle Menschen seyn könnte: dürften Sie das auf die unregelmäßige Befriedigung Ihrer Sinnlichkeit anwenden? Der Grundsaz, nach dem Sie handelten, lautet etwa so: Jeder Jüngling kann seinen Geschlechtstrieb befriedigen, wann und wo er will, wenn nur das Weib dazu willig ist. Könnten Sie denn wünschen, daß dieser Grundsaz, Grundgesez aller Menschen wäre? Wünschten Sie ihn auch in der Welt eingeführt, wenn Sie Schwestern, oder einst, wenn Sie eine Gattin, wenn Sie Töchter hätten? Würden Sie es für Recht halten, wenn man Ihre Schwestern, Ihre Gattin, Ihre Töchter, nach diesem Grundsaze behandelte? Und welches Recht haben Sie denn, die Tochter irgend eines Vaters, die Schwester irgend eines Bruders, die Gattin irgend eines Mannes, so zu behandlen? Oder wolten Sie etwa, daß einst Ihre Söhne, willkührlich, ohne Gesez und Regel, ihren Geschlechtstrieb befriedigten? Es bedarf keiner Antwort. Ihre Schaamröthe, Ihre

Verlegenheit zeigt mir schon deutlich genug, was Sie antworten müssen.

Und eben diese Schaamröthe, diese Verlegenheit, wenn von diesem Gegenstande ernstlich geredet wird, die sich bei allen, nicht ganz verdorbenen Menschen findet; was zeigt sie? Ich muß gestehen, nichts empört mich mehr, als wenn man sagt, was man jezt so häufig sagt: Befriedigung des Geschlechtstriebs, so bald er sich rege, sey Naturwink! — Ja; es mag Natur des aufgereizten, durch unreine Fantasie und Verwöhnung, unnatürlich aufgespannten Wollüstlings seyn, wie es Natur des Säufers ist, daß er saufe, und Natur des Spielers, daß er spiele, und Natur des Kräzigen, daß er sich juke *): aber unverdorbene, ungereizte Natur ist es gewiß nicht, wie man an jedem, einfach erzogenen, vor jeder Verführung bewahrten Jünglinge sehen kann. Es ist vielmehr Entwei-

*) Dieß ekelhafte Bild braucht Sokrates, von Menschen, die ihre sinnliche Begierden aufgeregt haben, und nun ihre Befriedigung für Bedürfniß der Natur halten. S. Plato, im Gorgias.

hung der Natur, wie man sehr bald sehen kann, wenn man auf das merken will, was vor Augen liegt.

Die Natur hat in der Bildung des Menschen gewiß das ihrige gethan, um das Geschäfte der Fortpflanzung zu einer recht geheimen, verborgenen Sache zu machen. Sie maskirte die Organe desselben durch ein anderes Geschäft, als ob sie allein dafür geschaffen wären; durch ein Geschäft, das nicht verschiedener davon seyn konnte. Entladung von Unreinigkeiten, blos um den Körper davon zu entladen, und die allerwichtigste unter allen physischen Handlungen, deren der Mensch fähig ist, haben Ein Organ. Noch mehr; sie riß von dem Geheimnisse noch weg, durch zwei mächtige, manchmal von dem ganzen Willen des Menschen nicht zu überwältigende Empfindungen, durch Ekel und Schaam. Ekelhaft sind dem Menschen die Organe der Fortpflanzung, wenn sich gerade kein Geschlechtstrieb in ihm regt, und müssen es nothwendig seyn. Es ist offenbar darauf angelegt, daß sie es ihm, in seinem natürlichen Zustande seyn sollen. Ist also seine Fantasie rein, so wird er

sich ihnen nicht nähern, ohne von seiner Sinnlichkeit getrieben zu werden; und nun hält ihn die Schaam ab. Sie ist nicht etwas, dem Menschen Angebildetes, Aufgepfropftes, wiewol man es thun solte, wenn man könnte. Sie ist so natürlich, die zarte Empfindung, die die Wange röthet; das feine Gefül des Unschiklichen, zu dem ekelhaftesten, verborgensten Theil des Körpers, Zutritt zu lassen; natürlich bei dem Jünglinge, wie bei dem Mädchen, wenn beide noch im Paradiese der Unschuld leben. Diese Schaam ist wenigstens eine Empfindung; und die Schamlosigkeit, der Mangel einer Empfindung. Und diese Empfindung halten Sie doch gewiß für schöner, für Beweis einer zärteren Seele, als ihren Mangel? Das volle Gegentheil, die schaamtrozende Wollust wird doch wol Niemand, einen *schönen* Zug der männlichen oder weiblichen Seele, und die zarte Schaamhaftigkeit, Niemand niedrig, unwürdig, unflätig nennen? Je weniger Schaam; je mehr Annäherung an das Thier, bei dem Geschäfte der Fortpflanzung: je mehr Schaam, je mehr Entfernung von dem Thiere. Hätten Sie denn Lust, die *Gefüllo*-

sigkeit oder das Gefül, den Mangel oder das Daseyn einer schönen Empfindung zur menschlichen Natur zu rechnen? Die Antwort giebt sich von selbst.

„Wunder der Natur," sagt Herder, *) „du Engel am Paradiese, mit dem Flammenschwerdte, heilige Schaam! Der Ruchlose leugnet dich, der Spötter verachtet dich, der Fühllose kennet dich nicht; denen Allen bist du, wie jener Cherub, ein Mährchen. Dem guten Kinde aber, dem fühlbaren Geschöpf, der aufgeopferten Unschuld, ihr bist du Gottes Kleinod und Bote, Flamme seiner Gegenwart im Busen, die Hand des Vaters, die uns mit dem Finger der Liebe, die Wangen berührt: „Kind, du bist verloren!" (Und eben so gut: „Kind, tritt zurük!") Können Engel mitleidige Freudenthränen vergießen; so ists, wenn sie Verirrte und Liebende in diesem Hochzeitgewande sehen. — Nicht mehr das Liliengе-

*) Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts. 2. Band, S. 103.

wand der Schwesterliebe; aber Kleid der errö- thenden Rose."

Diese Schaam hält mächtig von Befriedi- gung des Geschlechtstriebes zurük. Sie ist oft unüberwindlich, wenn sie der Mensch auch gern' überwinden will. Wol ist sie, wie sie Herder nennt, „die liebenswürdige" und doch am Schwehrsten zu besiegende „Wächterin der Un- schuld, der Tugenden Lezte, und zur Rükkehr die Erste." Wahrlich! der unschuldige Jüngling, das ganz jungfräuliche Mädchen, sie müssen ihrer Natur Gewalt anthun, wenn sie ihren Geschlechtstrieb befriedigen wollen, blos um ihn zu befriedigen. Sie sind schon verdorben, ge- fallen, aus dem Paradiese vertrieben, wenn sie ohne Widerstreben ihrer Natur fallen können.

Es ist wahr: dieser Geschlechtstrieb ist bei Manchen stark, und scheint oft unwiderstehlich. Aber das kommt nicht ganz auf Rechnung der Natur, sondern auf Rechnung verdorbener Sit- ten, erhizter Säfte, eines geerbten Tempera- ments, hauptsächlich aber auf Rechnung einer gereizten, verunreinigten Fantasie, woran unsere Lektüre, unsere Schauspiele, unsere Gemälde

und Kupferstiche, der Anzug unserer Damen, kurz: unsere ganze Art zu seyn, den größten Antheil hat. Je weiter Sie sich davon entfernen können, je leichter wird es Ihnen werden, sich selbst zu besiegen, oder ihrer bessern Natur treu zu bleiben; je mehr Sie sich hineinbegeben, je schwehrer wird es Ihnen seyn, den leisen Winken Ihrer menschlichen Natur, die thierische zu unterwerfen.

Wenigstens wird es Ihnen ja nie einfallen, Ihren ästhetischen und sittlichen Sinn, in sich so sondern zu wollen, als ob der Erste nicht auf den lezteren wirkte. Diese Meinung einiger unserer neuesten Aesthetiker, ist durchaus nicht auf die Natur des Menschen, wenigstens gewiß nicht auf die Natur des Jünglings berechnet. Man kennt wahrlich! den reizbaren Jüngling nicht, wenn man wähnt, er werde den Ardinghello oder die Lucinde *) lesen, manche Venus oder Magdalena, im Gemäld' oder Kupferstich' ansehen; er werde die griechische Nacktheit so vieler unserer Damen, recht mit Muße in der

*) Zwei Romane von Heinse und Schlegel.

Nähe betrachten, und die Eindrüke davon blos für seinen ästhetischen Sinn, isoliren. Unter Zehen würd' es kaum Einer wollen, wenn er auch könnte; und Keiner kann es, wenn er auch will. In dem Menschen fließt Alles zu sehr ineinander; Bilder, die man durch oder ohne die Sinne, der Einbildungskraft eindrükt, wirken unvermeidlich auf das Seelenorgan, und dadurch auf die Sinnlichkeit; und je reizender der Gegenstand ist, von dem die Fantasie ein Bild empfängt, desto stärker wirkt dieß Bild auf die Nerven. Der Jüngling sieht die Szene der Wollust immer vor sich, in ihrem ganzen verführerischen Reize; in jedem blühendem Mädchen, erscheint ihm die Lucinde, die Venus, die Magdalene auch äußerlich, — und Alles treibt ihn, die Szene selbst zu spielen, die so reizend in seiner Fantasie lebt. Dem Jüngling, der nichts besseres, als das, will, hab' ich nichts zu sagen: aber den, dem es Ernst ist, rein zu bleiben, bitt' ich, nur einigemal auf sein Inneres zu merken, wen sich ihm eine wollustathmende Schönheit oder Szene, unvermeidlich aufgedrungen hat, — denn suchen wird er sie

gewiß nicht — und er wird bald überzeugt seyn, daß er durch diese Schönheit oder Szene, so sehr sie seinem ästhetischen Gefül entsprechen mag, und je mehr sie ihm entspricht, von Seiten seiner Sittlichkeit, verunreinigt werde. Der nemliche Sinn, der Ihnen eine Grazie als Grazie, eine Aspasie als Aspasie zeigt; der regt auch Lüsternheit nach dem Genuß dieses lieblichen Wesens in Ihnen auf, und wenn Sie sichs auch nicht bestimmt entwikeln solten; das ästhetische und das sittliche Gefül wirken so unvermeidlich auf einander, wie der Körper auf die Seele, oder die Seele auf den Körper wirkt.

Hauptsache wär' und blieb' es also immer, daß Sie Ihre Fantasie rein zu erhalten suchten. Meiden Sie Alles, was Sie in Ihrer Lage meiden können, was Ihnen Bilder der Ueppigkeit, der gröberen oder feineren Wollust, darstellen könnte. Lassen Sie jeden Roman ungelesen, der nicht von einem, in dieser Hinsicht, ganz unverdächtigen Manne herrührt. Auch die meisten Wielandschen muß ich Ihnen abrathen, so reizend sie auch sind, und eben

darum, weil sie es sind. Und wenn der Roman auch eine sittliche Tendenz hat oder haben soll; sind die Szenen der schwehrbestraften Wollust nur etwas ausgemalt, so bleiben diese Szenen, in der Fantasie des Jünglings, wenn er die Bestrafung schon längst vergessen hat. Ein Freund gestand mir, daß in seinen Jünglingsjahren, der Wielandsche Agathon ihm gerad' am gefährlichsten gewesen sey; daß die halb verschleierte Wollust darin, weit schlimmer auf ihn gewirkt habe, als wenn sie ganz nakt wäre hingestellt worden. Wen eine Lucinde noch empört, der ist darum vor einer schönen Danaë nicht sicher. Versagen Sie sich die genaue Betrachtung von Gemälden und Kupferstichen, die Szenen der Wollust darstellen, so viel sie auch als Kunstwerke gelten mögen. Ihr Kunstsinn, und überhaupt Ihr ästhetischer Sinn, kann ja wol durch andere, minder gefährliche Produkte gebildet werden. Herrmann und Dorothea, Luise und Jukunde, können Ihre Fantasie harmloser und doch eben so zwekmäßig beschäftigen, wie Idris, manche Bände von Thümmels Reisen, und Göthes Elegieen. Eine

heilige Jungfrau von Guido Reni, kann Ihren Kunstsinn eben so gut bilden, als eine Venus Aphrodite, von wem sie auch sey; und noch besser, weil jenes Bild reiner, heiliger, also erhabener ist. In Schauspielen hüten Sie sich besonders vor den Ballets, wo bei den Tänzerinnen die Naktheit durch Trikots oft so täuschend nachgeahmt ist, und wo die reizenden, nicht selten auch Begierde verrathenden Stellungen, nicht anders, als Begierden erregen können. Leben Sie auch an einem Orte, wo Sie Schauspiele nicht gut vermeiden können, oder sich dieß Vergnügen nicht ganz versagen wollen; Sie können doch viel thun, um die gefährlichen Eindrüke des Schauspiels zu meiden oder zu schwächen. Der Jüngling, dem es voller Ernst ist, rein zu bleiben, kann viel; und wer den Zwek will, muß und wird auch die Mittel wollen.

Es kömmt nemlich darauf an, daß Sie die Eindrüke, die Ihre Fantasie erhalten hat, nicht beschauen, bei ihrer Betrachtung sich nicht verweilen, und sie auf diesem Einzigen Wege, nach und nach aus Ihrem Bewußt-

seyn auslöschen. Dieß sezt aber voraus, daß Sie die Macht haben, sich von Ihrer Fantasie wegzuwenden, und sich mit der Zeit, die Macht erwerben, Bilder ganz anderer Art, in ihr hervorzurufen. Die Fantasie muß in den Diensten Ihres besseren Selbst, dieß bessere Selbst aber nicht in den Diensten Ihrer Fantasie seyn. Wenn Sie der Eindruk einer wollüstigen Szene verfolgt; wenn die Bilder derselben, unwillkührlich, Ihrem inneren Auge erscheinen: daß Sie sich ja nicht dieser süßen Träumerei überlassen! Sie ist das feinste und doch zugleich das wirksamste Reizmittel der Sinnlichkeit! Sie bringt eine gewisse Poesie in die Wollust, die gerade dem fein-organisirten Jüngling' am gefährlichsten ist. Wenden Sie Ihr Bewußtseyn ernstlich von diesen Bildern ab. Geht es an; so nehmen Sie ein Geschäft vor, das volle Aufmerksamkeit erfodert, oder eine Lektüre, die Ihre Vernunft in Thätigkeit sezt. So schwinden die Bilder der Fantasie, wie die Nebelgestalten nach aufgegangener Sonne. Geht dieß aber nicht; drängen sich jene Bilder zu Ihnen, auf Ihrem Lager, in einer schlaflosen Nacht, oder im halb-

träumenden Morgenschlummer: so verlassen Sie im lezteren Falle sogleich Ihr Lager. Dieser Halb-schlaf am Morgen, der so viel Reize für die Sinnlichkeit hat, ist eben darum dem Jüngling' am gefährlichsten; er solte sich ihm nie überlassen. In der Nacht üben Sie sich, Herr über Ihre Fantasie zu werden, d. h. unwillkührlich erscheinende Bilder der Fantasie durch willkührlich-hervorgerufene zu verdrängen. Ich weiß es wol, daß dieß bei dem besten Willen, nicht gleich gelingt; aber ich weiß auch, daß es gelingt, wenn man sich anhaltend übt. Und diese Uebung ist durchaus nöthig. Nie wird ein reizbarer Jüngling, Herr über seine Sinnlichkeit werden, wenn er nicht Herr über seine Fantasie ward. Vergegenwärtigen Sie sich dann Bilder, die einen ganz entgegengesezten Eindruk machen; das Todbett eines Geliebten, die geweihte Stunde eines Weisen, den Sieg eines Helden über sich selbst. Ihren Vater, der Sie mit verhaltenem Schmerz, aus dem väterlichen Hause entließ; Ihren Lehrer, der Ihnen seinen Segen gab; den Tag Ihrer Konfirma-

tion, Ihres Ersten Abendmals! Ein ecce homo, ein Christus am Kreuz, aus dem Vorrathe der Fantasiebilder hervorgerufen, hat schon mehr als Einmal, bei manchen Jünglingen, unreine Bilder der Fantasie verdrängt; ein Kodrus oder Regulus, die sich für das Vaterland opfern, ein Sokrates, der den Giftbecher nimmt, oder Alexander, der mit festem Glauben an seinen Arzt, die Arzenei trinkt, die ihm als Gift angekündigt war, können es bei Anderen thun. Nur lassen Sie keine weibliche Figur in der Gruppe erscheinen. Und wenn es eine Madonna, eine Atilia, *) eine Xantippe wäre; die Fantasie wird sie unvermerkt blos in ein reizendes Weib umzuzaubern wissen. Ein Herkules am Scheidewege zwischen Tugend und Laster, mag immer, der, blos geistig-schönen Tugend die Hand reichen; Sie sind stark in Versuchung, dem sinnlich-reizenden Laster, den Arm zu bieten. Keine Form, kein Umriß, den die üppige Fantasie nach ihrem Interesse ausfüllen kann!

*) Die Gattin des Regulus.

Doch, troz allen Ihren Bemühungen, ist es kaum zu hoffen, daß sich Ihre Fantasie ganz rein erhalten werde, wenn Sie unter Umgebungen leben, die unaufhörlich, üppige Bilder aufregen müssen. Unsere gewöhnlichen Bäle zum Beispiel, denen Sie sich nicht immer entziehen können, wenn Sie wolten, und nicht entziehen wollen, wenn Sie könnten, sind durch die herrschende Sitten, ohne Vorsaz, doch darauf berechnet, die Sinnlichkeit des Jünglings zu entflammen. Diese Halb-naktheit, diese, wie nasses Gewand sich anschmiegende Kleidung, die alle Formen des Körpers bedekt aber nicht verdekt; der rasche Tanz, der das Blut durch die Adern jagt; die hizigen Getränke, wodurch es entflammt wird; die Annäherung, das Anschmiegen der reizend-drappirten weiblichen Figuren; das erhöhete Feuer, das aus ihren Augen funkelt, auf ihren Wangen glüht; die hebende, belebende Musik: — das Alles muß ja auf den Jüngling wirken. Er müßte kein Jüngling, kein Mensch seyn, wenn es nicht wirkte; oder ein so entnervter Jüngling und Mensch, wie es leider! Manche sind, die der Tanz gar

bald ermüdet, die sich an den gemächlichen Spieltisch zu den Alten sezen, und es dadurch deutlich genug verrathen, zu welchem Alter sie sich schon herabgeschwelgt haben. Was ist hier dem Jünglinge zu rathen, der diese, an sich so natürliche Freude der Jugend, den Tanz mit genießen, und doch rein bleiben will? Er wird freilich ganz Anders wie der Lüstling, der Wüstling, tanzen. Er wird die preisgegebene Reize der Weiber, nicht mit den Augen verschlingen; er wird tanzen um zu tanzen, ganz im Tanze leben; jugendlicher Frohsinn wird sein Zwek und sein Mittel seyn. O! wenn Sie tanzen können mit dieser kindlichen Unbefangenheit, mit diesem inneren, paradisischen Jübel, dessen natürlichster Ausdruk Tanz ist; wol Ihnen! Sie kommen dann gewiß am Reinsten von einem Bale zurük.

Am Reinsten, vergleichungsweise; aber darum doch nicht ganz rein! Nach Bälen, und bei gar manchen andern Gelegenheiten nicht. Darum ist es nöthig, daß Sie sich frühe gewöhnen, sich etwas zu versagen, wozu Sie auch Lust haben. Sie müssen Herr über

Ihre Sinnlichkeit werden, auf den Fall, daß Sie manchmal nicht ganz, Herr über Ihre Fantasie seyn können. Diese, von den meisten Jünglingen und Erziehern, so sehr vernachlässigte Uebung, ist mehr als je nöthig; und wenn unsere Jünglinge so verwöhnt und verweichlicht, eine Menge Bedürfnisse haben, ohne deren Befriedigung sie gar nicht existiren können; so ist größtentheils der Mangel dieser Uebung schuld. Gutsmuts hat ein sehr nüzliches Buch, eine Gymnastik, geschrieben, in der er zeigt, wie man dem Körper Stärke und Gewandheit geben, wie man alle Körperkräfte üben und ausbilden könne. Hätten wir doch einen andern Gutsmuts, der eine Gymnastik der sittlichen Kräfte, eine recht anwendbare, auf den wahren Zwek berechnete Aszetik schriebe! — Sie wissen, daß alle unsere geistigen und körperlichen Kräfte geübt werden müssen, wenn sie sich verstärken sollen. Ungeübten Kräften ist Manches ganz unmöglich, was den geübten leicht ist. Solten wir denn nicht die Kraft der Enthaltsamkeit, so gut wie andere Kräfte üben, die uns, wenn wir in Sittlichkeit wachsen wollen, so nöthig ist? Solten

wir uns nicht manchmal, eine gewohnte Lieblingsspeise, ein gewohntes Lieblingsgetränk, ein gewohntes Vergnügen versagen, blos um von der Lieblingsspeise, dem Lieblingsgetränk, dem Lieblingsvergnügen nicht abhängig zu werden, und Herr zu bleiben, oder immer mehr Herr zu werden über unsere Sinnlichkeit? Solten Sie nicht manchmal etwas Angenehmes absichtlich verleugnen, gerade dann, wenn Sie am meisten Lust dazu haben; — gar nicht, als ob der Genuß etwas Unerlaubtes, oder die Lust dazu Sünde wäre, sondern um auch diese Lust in Ihrer Gewalt zu haben? Sagen Sie nicht, das sey Mönchsaszetik. Das wäre nur dann, wenn dieß Kasteien Zwek wäre; wenn man in dem freiwilligen Versagen, etwas Verdienstliches suchte: aber es ist sehr vernünftig, weil es blos Mittel ist, zu höherem Zwek. Sie sollen sich manchmal etwas Unschuldiges freiwillig versagen, damit Sie die Kraft haben, es sich zu versagen, wo es nicht mehr unschuldig wäre. Sie sollen manchmal Herrschaft üben über Ihre Sinnlichkeit und Lust, wo es die Pflicht nicht gebietet, damit Sie dieser Herrschaft sicher sind,

wo sie es wirklich gebietet. Wenn Sie Fichte, den Verfasser des „Versuchs einer Kritik aller Offenbarung" kennen; so werden Sie ihn gewiß zu keiner Mönchsaszetik fähig halten: aber auch, er sagt *): „man ist in den neueren Zeiten, in Verwerfung vieler aszetischen Uebungen, aus Haß gegen den, in den ältern damit getriebenen Mißbrauch, zu weit gegangen, wie mirs scheint. Daß es überhaupt gut und nüzlich sey, seine Sinnlichkeit auch zuweilen da, wo kein ausdrükliches Gesez redet, zu unterdrüken, blos um sie zu schwächen und immer freier zu werden, weiß Jeder, der an sich gearbeitet hat." Die bekannte Erzälung von einem gewissen Milon aus Krotona, der sich in der Jugend gewöhnte, täglich ein Kalb zu tragen, und am Ende den Ochsen trug, solte wol nur darauf winken, was der Mensch durch Uebung seiner Kräfte vermag. Ich selbst kenne einen Jüngling, den Sohn meines ältesten Freunds, der sich von Jugend an, in der Enthaltsamkeit übte. Ich wußte, daß er sehr gerne Fleisch aß.

*) S. 122. in der Note.

An einem Mittag kam ich in das Zimmer, in dem er mit seinen Geschwistern die Mittagsmalzeit einnahm. Er legte diesen von dem aufgetragenen Braten vor; er aber aß blos Gemüse. Als ich ihn fragte, warum er keinen Braten esse, antwortete er mir verlegen: er bekäm' ihm nicht gut. Ich merkte gleich, daß ein Geheimniß dahinter steke, und fragt' ihn noch einmal allein nach der Ursache. Hier gestand er mir denn, aber mit einer schönen Schaamröthe, daß die Lust, Fleisch zu essen, den Meister über ihn spielen wolle, und er sie deswegen „unter die Füße kriegen" müsse. „Wär's ja doch eine Schande," sezt' er hinzu, „wenn bei mir das Fleisch über den Geist herrschte!" Mögten Sie doch Alle, diesen edlen Stolz haben! Und den, eben so edlen, sich nie von Lachern und Spöttern despotisiren zu lassen! Hundert Jünglinge werden verdorben — nicht durch ihr Temperament, ihre Sinnlichkeit, nicht durch verworfene Jammerdirnen, die ihnen ein Greuel sind, sondern durch andere Jünglinge, die ihrer Neuheit spotten, die all' ihren erbärmlichen Wiz aufbieten, um sie lächerlich zu

machen, weil sie nicht versunken wie jene Spötter sind. Sie kommen zum Laster, wie so Viele zum Tabakrauchen kommen; — mit Widerwillen, blos, weil alle Andere rauchen. Sie nicht so! Es ist Schande, der freiwillige Sklave irgend eines Menschen, und doppelte Schande, der Sklave von Wüstlingen zu seyn.

Mögten doch alle Väter der Staaten und der Familien, solche Einrichtungen treffen, daß Ihre Söhne frühe Familienväter werden könnten! Mögte doch diesen Vätern, und auch Ihnen, meine jungen Freunde, Reinheit der Sitten, mehr als äußerer Glanz, mehr als Mittel zu Befriedigung aller Bedürfnisse des Luxus, mehr als eine sehr zweideutige Familienehre gelten! Mögten Sie sich doch auf weniger Bedürfnisse beschränken lernen, um früher die ehelichen Freuden genießen zu können, die am besten vor jeder Ausschweifung der Sinnlichkeit bewahren, und sehr reichlich dafür schadlos halten können! Dann würden wir wieder deutsche Männer sehen, da man jezt nur Jünglinge oder Greise, oft beides in Einer Person sieht.

Fünfte Vorlesung.

Ueber den Umgang mit Frauenzimmern.

Ich habe Sie, meine jungen Freunde, vor Ausschweifungen der Sinnlichkeit gewarnt, und vor Allem dem, was dazu verführen kann, wenn es auch an sich unschuldig seyn solte. Dazu rechne ich aber gar nicht, den Umgang mit sittlichen Frauenzimmern; sondern ich glaube vielmehr, daß er Sie davon abhalten könnte. Wenn Sie bei diesen, die reine feine Weiblichkeit, etwas in der Nähe kennen lernen; dieß bescheidene, züchtige, jungfräuliche, und doch so freundliche, trauliche Wesen, das jeden unverdorbenen Menschen, und oft sogar Lüstlinge, so sehr anzieht: so muß es Ihnen nothwendig ekeln, vor der schaamlosen, zudringlichen Frechheit der Dirnen, und vor den Künsten der Koketten,

womit sie Ihnen ihre Reize zeigen, und zu den Reizen hinloken wollen. Wer an reine, von dem lieblichsten Blumenduft erfüllte Luft gewöhnt ist, der hält es in einer dunstigen, mit Parfüms nicht zu verbessernden Atmosphäre nicht leicht aus. Sie werden in dem Umgang mit reinen, frohen, lieblichen, weiblichen Wesen, etwas Besseres kennen lernen, als groben Sinnesgenuß; Ihr Geschmak wird sich veredlen, und Sie werden gewissen unedleren Vergnügungen entsagen, aus Hang zum Vergnügen. Haben Sie Einmal, mit feinsinnigen, liebenswürdigen Personen des andern Geschlechts, eine große Naturszene genossen; hat sich Ihnen Einmal, ihr zarter, schöner Sinn für Kunst in Dichtung oder Musik geöfnet, oder ihr Herz, zu einer unschuldigen Vertraulichkeit: — ich weiß, Sie ziehen diesen Genuß Ihres ganzen Wesens, jedem thierischen Genusse vor; und das Zutrauen eines zarten Gemüths, das vor dem Unreinen zurükbeben würde, macht es Ihnen unmöglich, seiner unwerth zu handlen. Noch Einmal: den Jüngling, der Sinn und Geschmak für feinere Freuden des Lebens hat, be-

wahrt nichts sicherer vor Ausschweifungen mit den Verworfenen des anderen Geschlechts, als Umgang mit edlen.

Aber auch an sich ist Ihnen ein solcher Umgang nöthig, weil gewisse Seiten des Jünglings, nur dadurch ausgebildet werden können. Einseitiger Umgang, blos mit Ihres Gleichen, kann Ihnen Festigkeit, Kraft zu Widerstehen, Muth und mancherlei Kenntnisse geben; aber er wird Sie leicht roh, barsch, eigensinnig machen. Einseitiger Umgang mit älteren Männern flößt Ihnen Ernst ein, macht Sie weiser, vorsichtiger, gesezter; aber Sie können dadurch leicht zu ernsthaft weroen; die Poesie Ihres Geists und Sinns wird sich zu Prose verwässern. Sie werden die Jünglingsjahre überspringen, und vor der Zeit Männer seyn wollen. Darum treibt auch die Natur, den vollendeten Jüngling, zu dem Umgang mit dem andern Geschlecht; die Natur, deren Winke immer auf die vielseitigste Entwikelung unserer Kräfte leiten, wenn wir nur recht darauf merken. Er sucht sich beliebt zu machen durch kleine Gefälligkeiten, durch Ausspähen und Abhelfen kleiner Bedürf-

nisse, durch Veranstalten und Würzen kleiner Freuden, wenn er jenes Geschlecht und sich selbst schäzt; oder durch Schmeicheleien, Jünglings-koketterieen und Elendigkeiten, wenn er nichts Besseres zu Tage bringen kann. Und schon dieß Streben zeigt, was an ihm, durch diesen Umgang gebildet werden soll; — Gefälligkeit, zuvorkommendes Wesen, Gewandheit des Geists und des Körpers, — der Scharfsinn — des Herzens mögt' ich sagen, Bedürfnisse zu ahnen, Wünsche in der Seele zu lesen, und die Bereitwilligkeit sie zu befriedigen. Ohne Umgang mit achtungswerthen Weibern würden diese zartere Seiten, diese fein-humane und zu der schönsten Humanität führende Eigenschaften, nie in dem Jüngling ganz entwikelt werden. Nie würd' ihn wenigstens, das strengste Pflichtgefül, so weit darin bringen, als ihn ein wolthätiger Naturtrieb bringt. Und wie wenig Einfluß dabei, Sinnlichkeit habe, oder welches für Sittlichkeit Einerlei ist, wie wenig sich der Jüngling dieses Einflusses bewußt sey; das zeigt sich dadurch klar, daß Brüder, wenn es fein-organisirte, unverdorbene Jünglinge sind, dieß zu-

vorkommende Wesen, auch gegen ihre Schwestern haben. Ein wahrer Herzensgenuß, neben so manchen andern, war es mir, dieß in der trefflichen St—schen Familie in W. zu bemerken. Wenn die Brüder sich untereinander nekten, sich tausend kleine Possen spielten, und die ganze Taktik des gutmütigsten Muthwillens gegen einander spielen ließen; so waren sie gegen die Schwestern zugleich so voller Attention und Galanterie, schonten ihr Zartgefül so fein, sezten sich auf den leisesten Wink, so rasch in Bewegung, um kleine Bestellungen zu machen, kleine Wünsche zu erfüllen, als wären es fremde Damen, denen sie auf eine feine Art den Hof machen wolten.

Daß diese Annäherung an edle Weiber, diese Begierde sich ihnen angenehm zu machen, von bedeutenden Seiten an dem werdenden Manne bilden müsse, begreift sich leicht. Weiber sind, wie Rousseau mit Recht sagt, die natürlichen Richter, von dem Werth eines Mannes, als Mann und als Mensch. Sie haben diesen feinen Sinn, der Alles bemerkt, was in jedem Augenblik, in dem Herzen des Man

nes vorgeht. Sie kennen ihn sehr bald, besser, als ihn seine Freunde kennen, oft besser, als er sich selbst kennt. Seinen Schwächen und Blößen, sehen sie auf den Grund. Wie muß er sich bilden, wenn er sich ihnen nahen, ihnen gefallen will! Scharfsinn, Gegenwart des Geists, feine Bemerkungen sind ihr Talent. Soll etwas davon in dem Jüngling entwikelt werden; so wird es durch geistreiche Weiber entwikelt. Welcher Jüngling und Mann kann es auch ertragen, von ihnen verachtet zu werden? Niemand, selbst der nicht, der sie nicht mehr lieben will. Alle Völker, die Sitten hatten, schäzten die Weiber. Denken Sie nur an Sparta, Deutschland, Rom. Und alle Männer, die Sitten haben, schäzen die Weiber. Ein Volk, bei dem die Weiber blos Sklavinnen sind, trägt schon damit die Kennzeichen der Barbarei an sich; und ein Mann, bei dem sie blos Werkzeuge der Sinnlichkeit sind, ebenfalls. Natürlich, daß der gutorganisirte Jüngling, ihr Urtheil schäzt, und sehr heilsam für ihn, daß er es schäzt, und ihren Beifall zu verdienen sucht.

Weiber sind eines hohen Enthusiasmus, für

das Gute und Schöne fähig. Sie können ein Ideal lieben, hoch lieben, — einen Grandison in einem Mann oder in einem Romane. Sie erinnern sich ja wol aus Rousseau, wie er seine Sophie, — bekanntlich keine gedichtete Heldin, sondern eine wirklich lebende Dame, — Telemach lieben läßt, mit aller Schwärmerei des jugendlichen Herzens, und mit aller Vernunft eines gebildeten Mädgens. Mit welcher Wahrheit sagt' sie zu ihren Aeltern: „Beklagen Sie mich! Ich bin unglüklich, aber keine Närrin. Hängt das Herz von unserem Willen ab? Ist es meine Schuld, daß ich etwas liebe, was nicht existirt? Ich bin nicht verrükt; ich will keinen Prinzen; ich suche Telemach nicht; ich weiß, daß er nur eine Dichtung ist. Aber ich suche Jemand, der ihm gleicht; und warum könnt' ein solches Wesen nicht existiren, da doch ich existire, die ein, ihm so nahe verwandtes Herz hat? Nein; wir wollen die Menschheit nicht so entehren; nicht denken, ein so liebenswürdiger und tugendhafter Mann sey nur ein Traumbild. Er existirt, er lebt, er sucht mich vielleicht; er sucht ein Herz, das ihn zu lieben

versteht. Aber was ist er? wo ist er? Ich weiß es nicht. Von denen, die ich sah, ist es Keiner; ohne Zweifel auch Keiner von denen, die ich sehen werde. O! meine Mutter! warum haben Sie mir die Tugend so liebenswürdig gemacht? Wenn ich nur sie lieben kann, so haben Sie mehr Schuld als ich." *) Wenn sich der Jüngling einem solchen weiblichen Wesen nahet; oder einem Mädgen, das nur einen Funken von diesem schönen Enthusiasmus in sich hegt; wenn sie ihn würdigt, ihm etwas von ihrem Inneren aufzuschließen, und er etwas erblikt von dieser liebenswürdigen Wärme für das Gute und Schöne: wie anstekend muß diese Wärme für ihn seyn! Jeder Reiz, der ihn an sie fesselt, fesselt ihn auch an das Gute, in dem sie lebt. Er kann nicht hineinbliken, in das schöne Auge, das von Wärme für einen Viktor, einen Albano, einen Emmanuel, **) oder noch besser, für einen La Fayette, Klopstok, Lavater,

---

*) Emile, 3. Th. S. 289. Zweibr. Ausg.

**) Drei Dichtungen von Richter.

oder am Allerbesten, das für eine Marie von Bethanien, für einen Johannes, einen Christus glüht, ohn' entzündet zu werden von ähnlicher Wärme; die ganze Gestalt des Mädgens oder Weibs, verschönert die Tugend so sehr, daß sie der Jüngling lieb gewinnen muß. Wissen wir ja doch Alle, wie viel Gewalt das weibliche Geschlecht über den Jüngling hat, der noch das ist, was er seyn soll, — der reizbare, feurige junge Mensch, der von jeder Art von Schönheit angezogen wird, und sich jeder Tugend in Graziengestalt hingiebt! Sie erinnern sich vielleicht, was Rousseau aus Brantome, aus den Zeiten der Chevalerie, von einer Dame erzält, die einen plauderhaften Liebhaber hatte. Um das Geheimniß ihrer Liebe sicher zu bewahren, was man damals noch sehr suchte, gab sie ihm auf, durchaus stumm zu seyn, und er war's zwei ganze Jahre lang. Eines Tags rühmte sich seine Geliebte, die man nicht dafür kannte, in großer Gesellschaft, sie wolle den Ritter auf der Stelle heilen, und heilt' ihn wirklich, durch das Einzige Wort: reden Sie! Freilich war diese Gewalt hier sehr mißbraucht, und die

Eitelkeit der Dame ist empörend. Ich kann also das Große und Heroische, in der Liebe des Ritters nicht finden, was Rousseau darin findet, sondern vielmehr eine Schwäche, die man nur einem Ritter aus den Zeiten Franz des Ersten verzeihen kann: aber die Gewalt der Weiber über Jünglinge, zeigt sich doch in dieser Anekdote recht auffallend; und sie wird dem Jüngling immer sehr vortheilhaft seyn, wenn er zu seinem Umgange, recht edle, tugendhafte Weiber wält. „Ein Weib, das zugleich tugendhaft, liebenswürdig, weise und bescheiden ist, die ihre Anhänger zur Verehrung zwingt, die Liebe durch Achtung unterstüzt, schikt ihre Anhänger mit einem Winke, von Einem Ende der Erde zum Andern, in den Krieg, zur Ehre, in den Tod, wohin es ihr gefällt. Mich dünkt, diese Herrschaft ist schön, und verdient wol, erkauft zu werden," sagt Rousseau, und, das Poetische abgerechnet, mit Recht. Mich dünkt aber auch, es ist der Mühe werth, von solchen Weibern geleitet, begeistert, veredelt zu werden. Der Weg ist mit Rosen bestreut, was der Weg zur Veredlung selten ist.

Aber hüten Sie sich vor den stolzen, frechen, männlichen Weibern, die sich in ihrer unbeschränktesten Natur aussprechen, die mit ruhiger Freimüthigkeit erklären, daß die Treue nicht gebunden werden könne, daß die bürgerliche Ehe keine Ansprüche auf des Andern Selbst gebe, die ohne Liebe und Wärme behaupten, daß Liebe die unbeschränkte, von allen Rüksichten und allem Zwek freie, gänzliche Dahingebung des eigensten Selbst, an den Geliebten sey. Und wenn sie mit Engelszungen redeten; sie sind tönendes Erz und klingende Schellen, denn sie haben keine Liebe. Ein Weib, das kein Weib ist, kann nicht lieben; und wer weder Schaam noch Bescheidenheit hat, ist kein Weib. Solche Weiber werden Sie durch ihre Koketterie gefangen nehmen, und durch Gunstbezeugungen gefangen halten; sie werden über Sie wie über Sklaven herrschen; Sie werden durch Umgang und Verbindung mit solchen Lucinden, nicht veredelt, sondern erniedrigt werden. Hüten Sie sich vor dem ganzen Geschlechte der Koketten, die blos gefallen, einnehmen, die geliebt werden und nicht wieder lieben wollen. Sie sind das Ver-

derben jedes Jünglings, weil sie ihn liebeln lehren, und zum Lieben unfähig, oder höchst unglüklich machen, wenn er das Lieben nicht lassen kann.

Suchen Sie überhaupt nicht blos, weibliche Umgang. Wer ganz unter Weibern lebt, wird selbst zum Weibe, wie das Mädchen, das unter lauter Jünglingen lebt, zum Halb-manne wird. Ihr Geist wird kleinlich, Ihre Kraft wird gelähmt, wenigstens gehemmt. Weil Sie der Hahn im Korbe sind, wird Ihre Eitelkeit zu sehr genährt werden. Weil Sie unter den Weibern etwas gelten; so werden Sie zu leicht wähnen, daß Sie wirklich etwas seien. Sie werden nicht zu dem gesezten, energischen Sinne kommen, der sich blos unter männlichen Jünglingen bildet. Sie würden also auf eine andere Art Einseitig gebildet werden, wie Sie bei blos männlichem Umgang Einseitig gebildet würden. Und alle Einseitige Bildung, wie der Einseitige Wachsthum verkrüppelt an dem Menschen.

Soll aber Ihr Umgang, für die Edlen des andern Geschlechts, wirklich interessant, und für Sie nüzlich seyn; so müssen Sie ihnen wahre

Achtung zeigen, ohne zu schmeicheln oder zu kriechen. Wer einem Weibe schmeichelt, der hält sie für sehr eitel; und wer sie für eitel hält, der achtet sie nicht. Erwarten Sie nicht viel Edles, und nichts Großes, von einem Mädgen, das sich immer oder manchmal übertriebene Schmeicheleien vorsagen läßt, und durch Widerspruch, durch erkünstelte Beschämung oder andere Minauderieen, zu neuen Schmeicheleien reizt. Und ich muß sagen, ich erwarte für diese Zeit nicht viel Edles, und gar nichts Großes von Ihnen, wenn Sie das Mädgen und sich selbst so erniedrigen. Wenn Sie auf eine Edlere träfen; wenn sie Ihnen sagte: „mein Herr, ich fürchte, ich weiß das Alles, besser als Sie. Wenn wir uns nichts Interessanteres zu sagen haben; so mag unsere Unterhaltung lieber enden," und nun mit einer großen Verbeugung sich schnell von Ihnen wendete, wie es Rousseaus Sophie, den Fakins ihrer Zeit machte: so hätten Sie es verdient. Auch muß kein Mann vor Weibern kriechen, sich aus Laune und Muthwillen von ihnen mißhandlen, sich zu weibischen, niedrigen Geschäften mißbrauchen lassen. Wer

das thut, der ehrt sich selbst nicht. Wie will er fodern, daß die Weiber ihn ehren? Männern, die von ihnen geehrt werden, muthen sie so etwas nicht zu. Aber wahre Achtung dürfen und müssen sie Ihnen zeigen. Es giebt eine gewisse feine Galanterie, die von dem Fächer- und Handschuhe-Aufheben, von dem Armpräsentiren und Sonnenschirm-Nachtragen, und andern dergleichen Kammerherrnpflichten, wie wahre Achtung von Hofetikette verschieden ist. Der Jüngling späht den Geschmak, die Neigung der Damen aus; er berechnet, was ihnen jezt gerade Freude machen könnte. Er schafft es herbei, veranstaltets, ohne Geräusch, sucht und findet seine ganze Belohnung darin, wenn es den Damen Freude macht. Er sucht sie auf eine angenehme und doch anständige Art zu unterhalten. Immer hat er ihnen etwas Interessantes zu zeigen, zu erzälen, vorzulesen. Auf eine leichte Art geht er mit ihnen von Ernst zu Scherz, von Scherz wieder zu Ernst über. Er macht sie aufmerksam auf das, was sie umgiebt, zeigt ihnen die schönste Seite, die es hat, macht es ihnen so genießbar, wie es ihnen ir-

gend werden kann. Er belehrt sie, indem er sie blos zu unterhalten; er unterhält sie, indem er sie zu belehren scheint, wenn sie es nehmlich wünschten. Er schüzt sie vor jeder Art von Unannehmlichkeit, besonders vor Grobheit und Zudringlichkeit jeder Art. Nie giebt er sich den Schein von Vertraulichkeit, vor den Augen der Welt; und nie nimmt er sich mehr Freiheit, bei einem Tete-a-Tete. Im Gegentheil! er hält sich hier mehr zurük, als in Gesellschaft mit Vertrauten, um die Dame nicht in Verlegenheit zu sezen, und ihr Zartgefül nicht zu beleidigen. Alles, was dem guten Namen eines weiblichen Wesens nur im geringsten nachtheilig seyn könnte, meidet er sorgfältig. Auch die, die er seiner besonderen Achtung werth hält, zeichnet er öffentlich nicht so aus, daß es auffallen, und sie in Verlegenheit sezen könnte. Die Blumen, Bücher, Kupferstiche, Musikalien, die ihr Vergnügen machen könnten, schafft er herbei, ohne davon das geringste Aufheben zu machen. Und er thut dieß Alles, ohne den elenden Eigennuz alltäglicher Jünglinge, die gleich dafür kleine Gunstbezeugungen erwarten, aber sie auch

nur von eben so alltäglichen Weibern erhalten. Den Damen Freude zu machen, ist der Einzige Trieb, und ein froher, freundlicher Blik von ihnen, die Einzige Belohnung, die er sucht.

Aber was noch Hauptsache ist, und die wahre Galanterie, von dem eigensüchtigen, lüsternen Zudrängen zu Jugend und Schönheit unterscheidet: der gebildete Jüngling erweiset solche Attentionen, nicht ausschließlich, den jungen und schönen Weibern, sondern Allen achtungswerthen Personen des andern Geschlechts. Zwar ist es natürlich, daß Jugend und Schönheit, ihn mehr als Alter und Mißbildung anzieht: aber er sezt darum keine Matrone und keine häßliche Dame zurük. Sie gehört einmal zu diesem Geschlechte, und auch in ihr, muß dieß Geschlecht geehrt werden. Geben es die Umstände auf eine natürliche Art, daß er einer jungen Schönheit nahe kommen kann, so jubelt er freilich innerlich: aber er drängt sich nicht stürmisch vor; verläßt darum keine Bejahrte und keine Häßliche. Auch ihnen erweiset er die gewöhnlichen Attentionen, ohne eine Einzige zu unterlassen, oder eine Einzige mit übler Art zu thun. Jedes

achtungswerthe Glied des andern Geschlechts, hat Anspruch auf seine Höflichkeit, seine Gefälligkeit, seinen Schuz. Das ist der Geist der wahren Galanterie, durch die sich der Jüngling die Gunst des ganzen Geschlechts erwirbt, und die feinsten Seiten seines Wesens ausbildet.

Uebrigens kramt er bei ihnen keine männliche Kenntnisse aus, als in so fern' es durchaus nöthig ist, sie zu unterhalten oder zu belehren, und keinen männlichen Muth, als um sie zu beschüzen. Er scheint überhaupt, sein Ich ganz zu vergessen, um für diese Zeit, blos dem andern Geschlechte zu leben; aber wie ein rechtlicher, edler Mann, rechtlichen, edlen Weibern lebt. Und er findet bald, daß sein Ich, gerade dann erst liebenswürdig erscheint, wenn er es ganz zu vergessen schien. Auch hier findet der sittliche Mechanismus statt, daß der am besten für sich sorgt, der gar keine. Rüksicht auf sich, sondern blos auf Andere nimmt.

Von diesem Allem sind indeß, unsere Jünglinge, nach dem neuesten Tone in der Regel, fast das gerade Gegentheil. In den höheren Ständen hat sich noch ein gewisser Anstand er-

halten: aber wer in guter Gesellschaft gelebt hat, der traut seinen Augen kaum, wen er unsere Incroyables aus den mittleren Ständen, in großen Zirkeln, unter Damen sieht. Mit ihrem Karrikaturanzuge, der sie eigentlich zu Incroyables stempelt, den man auch wirklich sehen muß, um ihn zu glauben; mit einem Halsverbande, als ob er den Kropf eines Wallisers bedeken solte, in dem der halbe Kopf stekt — nicht sans culottes im Aeußeren freilich, sondern tout culottes, — mit wild sich sträubenden Haaren, und einem Bakenbarte, der den Zwischenraum zwischen dem Halsverband und dem Halse füllt, — schwarz wie die Nacht, von Kopf bis zu den Füßen, außer dem Fragmente von Angesicht, das aus dem schwarzen Chaos hervorblikt, und dem goldfarbenen, handbreiten Streif, der sich, meist sehr symbolisch, um das Herz des Erebusbewohners windet, — steht er, oder vielmehr: — wie kann ein Incroyable ordentlich stehen? — rekelt er sich, die Hand tief in den unendlichen Hosen verstekt, auf der Stuhllehne eines halb-nakten Mädgens, — nicht, um sie zu unterhalten, ihr Bemerkungen über etwas

Schönes oder Gutes mitzutheilen, sondern um mit Muße und Gemächlichkeit — ihre Nuditäten zu betrachten. Oder er hat sich neben ihr auf einen Stuhl geworfen, — mit übereinander geschlagenen Beinen, wol gar, mit der Brille auf der Nase, und würdigt sie manchmal, ihr eine boshafte Bemerkung, oder eine wizige Zweideutigkeit in die Ohren zu flüstern. Aelteren, oder häßlichen Damen, kehrt er ohne Umstände den Rüken, sieht sie wenigstens nicht an, würdigt sie keines Worts. Er kann auf ihren Fächer, ihre Handschuhe, ihren Pelzkring treten, und sieht nicht vor seine Füße. Sie können im Gedränge halb erstikt werden; er sieht es nicht, vermehrt wol gar das Gedränge noch durch sein stürmisches Forteilen, nach einem Glas Punsch, einem Mädgen, oder nach einem andern Incroyable, der ihm gewinkt hat. Ein Hund oder ein hundartiger Mensch, kann sie auf dem Spaziergang anfallen; er thut nicht, als ob er es sehe. Sie können sich heiser nach einem Wagen rufen; er thut nicht, als ob er es höre. Sie existiren für ihn nicht; er nimmt keine Notiz von ihrer Existenz.

Vor einiger Zeit sah ich auf der Promenade in H. eine Szene, die mir den Kontrast der modischen Plumpheit, und der wahren Galanterie recht auffallend zeigte. Ein Incroyable von der ächtesten Race, hatte sich hinten auf den Stuhl einer Dame gelehnt, mit jener edlen Nachlässigkeit, mit der sich die Bauern in der Schenke auf den Tisch lehnen, wenn ihnen der Wirth aus der Zeitung erzält. Die Dame, auch incroyable in ihrem Anzuge, beugte sich zurük, um ihm die Unterhaltung mit ihr möglichst zu erleichtern. Zu seinem Gefolge gehörte ein großer Neuseeländer, ein Incroyable unter den Hunden, in so fern ein Naturprodukt einem solchen Kunstwerke gleichen kann. Die Augen des menschlichen Incroyable, waren nicht auf die Dame, sondern auf sein hündisches Gegenstük gerichtet, das, eingeweiht in die Geheimnisse der neuesten Artigkeit, einer ältlichen Dame auf den Schoos sprang, und ihr, mit allerliebst-jugendlichem Muthwillen, das weiße Kleid verdarb. Die Dame, die noch keinen Geschmak an dem freien Aussprechen der Hundsnatur hatte, war erschroken und ärgerlich zu-

gleich. Dieß sah ein junger Mann, der neben einem schönen Mädgen saß, und — wie ich aus einigen Worten bemerkte, ihr Kosegartens Jukunde vorlas. Er sprang auf, ergriff den Hund bei dem Naken, schüttelte ihn tüchtig, und warf ihn von dem Schoos herunter. Der Incroyable, den die Natürlichkeit seines Begleiters sehr amüsirt hatte, machte jezt Mine, dem jungen Manne zu Leibe zu gehen. Er warf den Kopf und den Stok in die Höhe. Aber als dieser ihn ruhig-ernst ansah, als wolt' er ihn fragen, ob er ihm etwa etwas zu sagen hätte: als er dem vierbeinigen Incroyable, der mit Zähnfletschen auf ihn zurannte, noch einen derben Fußtritt gab, da bedacht' er sich eines Besseren, ließ Kopf und Stok, nachlässig heruntersinken, und hörte wieder auf seine Dame.

Hätten Sie den Auftritt gesehen, den Ihnen vielleicht der Sittenmaler Jury vergegenwärtigt; es wäre vielleicht wirksamer, warnender und belehrender gewesen, als meine ganze Vorlesung über die Galanterie unserer Zeit. Doch; wenn Sie eine Zeitlang in großen Städten leben, so fehlt es Ihnen an ähnlichen

gewiß nicht. Und ich trau' es Ihrem guten Geschmak zu, daß Sie dann genug gewarnt sind; und Ihrem Freiheitssinn, daß Sie sich nicht von der allgemeinen Sitte hinreißen lassen, gegen Ihren Geschmak.

Sechste Vorlesung.

Wahl eines Standes.

Sie wissen, meine jungen Freunde; es ist einer der wichtigsten Zeitpunkte Ihres Lebens, wenn Sie sich einen Stand wälen, dem Sie Ihre meisten Kräfte und Ihre meiste Zeit widmen wollen. Und er ist noch wichtiger als Sie wissen, und jezt denken können. Ihre Sittlichkeit und die Zufriedenheit Ihres Lebens hängt viel von einer glüklichen Wahl ab. Der Stand ist das Klima, in dem ein Mensch lebt; er hat eben den Einfluß auf seine Sittlichkeit, den das Klima auf den Körper hat; es ist eine gewisse Seelendiät bei jedem Stande nöthig, wie eine Körperdiät in jedem Klima. Der Unterschied besteht nur darin, daß ein auch weniger gesundes Klima, nicht so viel schadet, wenn man daran gewöhnt ist, und daß ein gefährlicher Stand nur

desto schädlicher wird, wenn man sich an ihn gewöhnt. In jedem Stande werden gewisse Körper- und Geisteskräfte vorzüglich, und andere weniger gebildet, weil man sie bei den Geschäften des Standes, weniger oder gar nicht braucht. Jeder Stand giebt Nahrung für gewisse Neigungen, und erstikt mehr oder weniger an anderen. Natürlich liegt also in jedem Stande Versuchung zu gewissen Lastern, und Reiz zu gewissen Tugenden. Wie schwehr wird es dem jungen Offizier, sich ganz frei zu erhalten von Unmäsigkeit, rohem Wesen, von gewöhnlichen Ausschweifungen seines Standes und der Jünglingsjahre überhaupt! Was kostets den jungen Kaufmann, sich rein zu erhalten, auch von den feineren Betrügereien, die in seinem Stande fast privilegirt sind, — von falschen Unterschriften gewisser Certifikate, von zweideutigen Eiden, von dem Wagen fremder Kapitalien, wodurch man zu gewinnen hofft! Wie viel Ueberwindung erfoderts oft bei dem jungen Arzte, keine Krankheit wichtiger zu machen, als sie ist, nicht mehr zu versprechen, als er halten kann, sich keine Art von Charlatanerie zu erlauben, wenn er

sieht, daß andere Aerzte sich so gut dabei stehen! Wie schwehr wird es dem Prediger, frei zu bleiben von aller Heuchelei, sich nie frömmer, andächtiger, Anders zu geben, als er wirklich ist! Dagegen: wie wird Muth, Standhaftigkeit, Gegenwart des Geists, bei dem Soldaten geübt! Wie bald lernt er, Gefahren nicht scheuen, und troz aller Gefahr, pünktlich seinen Dienst thun! Wie viel Gelegenheit hat er, das Elend des Kriegs zu mindern, Menschlichkeit auszuüben, wo man der Unmenschlichkeiten gewohnt, wo Unmenschlichkeit oft Pflicht und Nothwendigkeit ist! Wie wird der Kaufmann an Ordnung und Pünktlichkeit in seinen Geschäften gewöhnt! Wie wird sein Zutrauen auf das Wort, die Redlichkeit Anderer geübt! Wie lernt er es so gut, sich Kredit, Zutrauen bei Andern zu verschaffen! Wer mehr als er, ist in der Lage, Dürftige, Unglükliche und gute Anstalten zu unterstüzen! Wie viele Gelegenheiten hat er, anderen Menschen Unterhalt zu verschaffen, Arbeitslosen Arbeit und Verdienst zu geben, und dadurch ganzen Familien aufzuhelfen! Der Prediger — er wird ja durch seine Geschäfte fast ge-

zwungen, zum Nachdenken über Menschenbestimmung und Menschenbildung, über Sittlichkeit und die Mittel, sie zu befördern. Sein ganzer Beruf fodert ihn auf, an sich selbst zu bilden, die Nahrung und Arzenei selbst zu nehmen, die er für Andere bereitet.

Natürlich würd' es also sehr übel wirken, wenn ein Stand, der leicht zu gewissen Lastern verführt, zusammenträfe mit einem Temperament, das auch dazu reizte; und es müßte sehr gut wirken, wenn ein Stand, der in gewissen Tugenden übte, zusammenträfe mit einem Charakter, dem diese Tugenden natürlich wären. Sehr gut wär' es, wenn gerade das, unser Talent wäre, was in dem gewälten Stande am Meisten ausgebildet wird; und sehr übel, wenn gerade das unsere schwächste Seite wäre, was in unserem Stande am Meisten gebildet und gebraucht wird. Ein furchtsamer, gegen jede Beschwehrlichkeit empfindlicher Offizier; ein leichtsinniger, zu Unordnung verwöhnter Kaufmann, und ein stammelnder, finsterer, menschenscheuer Prediger, werden in ihrem Stande keine

bedeutende Rolle spielen, und können kaum Anders als unglüklich seyn.

Alle diese Betrachtungen zeigen Ihnen, wie viel Vorsicht und reifes Nachdenken, bei der Wahl eines Standes nöthig ist.

Freilich kommt viel auf die Neigung des Jünglings zu einem gewissen Stande an. Aber diese Neigung wird in den wenigsten Fällen, durch inneren Trieb, sondern meist durch äußere Umstände bestimmt. Wo viel Militär in einer Stadt ist, wo dieser Stand geehrt wird; wo man viele glänzende Paraden sieht: da wollen die meisten Jünglinge Offiziers werden; — nicht weil sie den Muth des Kriegers in sich fülen, oder Anlage zu Taktikern haben, sondern weil sie gern' auch in glänzenden Uniformen aufmarschiren, und in Gesellschaften, besonders von Damen, so vorgezogen werden möchten. In Handelsstädten fällt es den Jünglingen nicht leicht ein. Kaufmann zu werden, ist dort die allgemeine Losung. Die Söhne eines talentvollen, geschäzten Predigers, haben meist Lust zum Predigerstande; (zwar jezt weit weniger, weil der Stand weit weniger als sonst geschäzt

wird,) aber nicht, weil sie gerne Sittlichkeit und Religiosität verbreiten möchten, und das Talent, öffentlich zu reden und zu überreden, in sich fülen, sondern weil sie auch gern' an einem erhabenen Orte allein reden, Aller Aufmerksamkeit auf sich ziehen und so allgemein geehrt seyn möchten. Auch bei den Aeltern sind es manche ganz andere Gründe, warum sie ihren Söhnen zu einem gewissen Stande rathen, oder sie wol gar, dazu bestimmen. Der Sohn soll die Handlung fortsezen; er soll in das Geschäft' eines Bruders, Onkels, oder eines andern Verwandten treten. Man sieht voraus, daß er in einem gewissen Stande, das reichste Auskommen haben wird. Man will den Sohn gern' in diesem oder jenem geehrten Stande sehen, u. dergl. Manchmal hat der Jüngling wirklich schlechte Gründe. Er will sich freien Spielraum für seine Ausschweifungen verschaffen; will darum Offizier oder Schauspieler werden. Wirkliche, ganz bestimmte, aus Vorliebe für die Geschäfte des Stands entstandene Neigung, ist bei Jünglingen der seltnere Fall.

Bei vielen, ich möchte sagen, bei den mei-

sten, ist sie aber auch nicht möglich. Je mehr ein Stand bestimmte, positive Anlagen und Talente erfodert; je mehr zeigt sich bestimmte, oft unauslöschliche Neigung für diesen Stand. Natürlich entstand sie aus dem dunklen Bewußtseyn dieser Talente. Die Künste haben ihre eigene Dilettanten, die darin leben und weben, aber auch ganz eigen, innerlich und äußerlich dazu organisirt sind. Hätte wol Michel Angelo ein Arzt oder ein Rechtsgelehrter werden können? Was konnte Mozart anders, als ein Tonkünstler seyn? Und wäre nicht Rafael, wie Lessing sagt, doch ein Maler gewesen, hätt' ihn auch die Natur ohne Hände lassen geboren werden? Hahn war Mechaniker, ob er gleich Prediger war. Er dachte mehr über seine Maschinen, als über seine Erbauungsschriften nach. Solche Künstler und mechanische Genies mag man an das Korpus Juris, oder an die Bibel, oder auf das Komtoir, oder an das Krankenbett sezen; sie kommen immer wieder zu ihrer Kunst zurük, in der sie allein leben. Man hat aber gar manche Stände, zu denen keine besondere, bestimmte Talente erfodert werden;

in denen man bei einem gesunden, geübten Menschenverstand, und den nöthigen Kenntnissen, ein sehr brauchbarer Mann werden kann. Zu diesen Ständen kann man keine ganz bestimmte Neigung, vor ihnen keine bestimmte Abneigung haben, wenn man nicht eine schon bestimmte Neigung zu einer gewissen Kunst hat.

Aus diesen Beobachtungen, die Sie leicht selbst machen können, geht der Rath hervor, sich nicht zu frühe einen Stand zu wälen: die Sache ist zu wichtig, die Neigung zu unsicher, Sie sind vielleicht noch zu wenig bekannt mit sich selbst, mit den Anlagen Ihres Kopfs und Herzens, als daß Sie so sehr eilen solten. Auch bedarf es dieser Eile gar nicht. Erst müssen Sie ja allgemeine Menschenbildung haben, ehe die Bildung zu einem gewissen Stande, mit glüklichem Erfolge anfangen kann. Ich rechne dazu, Körpergewandheit, Sinnenübung, Sprachübung, Gedächtnißübung, und überhaupt — Uebung so mancher Fähigkeiten, die dem Menschen in allen Ständen nothwendig, wenigstens sehr heilsam ist; die man bisher, bei unserem fragmentarischen, so viele Lü-

ken und Abgrunde überspringenden Unterricht, so sehr vernachlässigt hat. Wenn die, auf Entwikelung der menschlichen Kräfte so scharf berechnete Pestalozzische Methode, einmal über den Elementarunterricht hinauf ausgearbeitet ist; wenn sie einmal nach ihrem wahren Geiste gewürdigt wird — nicht als eine neue Methode, schnell allerlei Arten von Kenntnissen einzupfropfen, die Kinder noch früher zu Allwissern und Allschwäzern zu machen, — sondern die Mittel, ihre Kräfte auf dem Wege der Natur zu üben, sie zu allem folgenden Unterrichte fähiger zu machen, in ihnen Fertigkeiten auszubilden, die ihnen bei jedem Geschäfte des Lebens trefflich dienen, und die in keinem späteren Alter ausgebildet werden können: dann wird schon dieser Theil der Bildung, eine beträchtliche Zeit einnehmen, und Sie werden in jedem Stande dabei gewinnen. Außerdem müssen Sie sich Kenntnisse erwerben, die eigentlich jeder Mensch haben solte. Die Sprachübungen müssen so weit fortgesezt werden, daß Sie in Ihrer Muttersprache wenigstens, richtig reden und schreiben können. Sie müssen mit den Haupt-

theilen Ihres Körpers und deren Verrichtungen, wenigstens so weit bekannt seyn, daß Sie sich vor groben Vorurtheilen sichern, und in Zufällen, die schnelle Hülfe erfodern, zu rathen wissen. Mit der Natur um Sie her, mit unserer Atmosphäre, und den Erscheinungen darin, dürfen Sie nicht ganz unbekannt bleiben. Sie müssen doch wenigstens etwas Allgemeines von Ländern und ihrer Beschaffenheit wissen. Von Griechenlands Kunstbildung und Roms Alleinherrschaft, von Völkerwanderung, Kreuzzügen, Hierarchie und Reformation, müssen Sie doch wenigstens einen richtigen Begriff haben. Hauptsächlich ist Ihnen aber, besonders in unserer Zeit, eine gründliche, aus den Quellen geschöpfte, auf Menschenbedürfnisse angewendete Religionskenntniß nöthig. Sie müssen im Stande seyn, Rechenschaft zu geben von dem Glauben und den Aussichten, die Ihnen unsere Religion giebt. Eine bloße Katechismusreligion reicht bei keinem Jünglinge mehr hin. Endlich sind Ihnen Kenntnisse nöthig, die man jezt in allen gebildeten Ständen, nicht einmal fodert, sondern voraussezt. Auch wenn Sie sich nicht dem

Stande der sogenannten Gelehrten widmen wollen, müssen Sie mit der lateinischen Sprache, wenigstens in so weit bekannt seyn, daß Sie die vielen, in deutschen Schriften vorkommenden lateinischen Wörter und Stellen richtig verstehen, auch das, was man nach hergebrachter Sitte, lateinisch auszudrüken pflegt, richtig brauchen können. Ohnehin wird es Ihre Sprachbildung überhaupt, also auch Ihre allgemeine Bildung, sehr befördern, wenn Sie sich mit dem systematischen Bau dieser Sprache, mit ihrer Grammatik, recht bekannt machen. Nicht ohne Grund nennt man sie, die Metaphysik aller Sprachen; und unsere Alten wußten wol, was sie thaten, da sie die Jugend so vorzüglich in dieser Sprache übten, ob es gleich allerdings oft übertrieben wurde. Und könnten Sie so weit kommen, daß Sie sich mit dem hohen, einfachen Geiste der Alten nährten; daß Sie Sinn für das bleibend Wahre, Große, Edle, Schöne, — kurz für das vollendet-Klassische bekämen, das sich in ihren Schriften findet: so wär' Ihr Geschmak für immer gesichert. Sie hätten eine Fundgrube von Lebensweisheit entdekt, ein Ideal von Manns-

kraft und wahrer Mannsgröße sich eingeprägt, wären auf einen so ächten Lebensgenuß geleitet worden, daß es Sie gewiß nie in Ihrem Leben und in keinem Stande gereuen würde. Mir sind, nicht blos unter Gelehrten, sondern im Kaufmanns- und Militärstande Männer bekannt, die den Geist der Alten in ihrer Jugend kosteten, und sich noch in ihren männlichen Jahren daran laben. Es sind ausgezeichnete Männer in ihrem Stande. Ihr Geschäfte leidet darunter nicht, sondern wird mit ruhiger Umsicht und Weisheit getrieben. Etwas Griechisch ist auch nöthig; wenigstens so lang' es unseren Schriftstellern gefällt, statt Leichenreden, Thanatologieen, und statt Kunst, lange zu leben, Makrobiotik schreiben, und so lang' unsere Jünglinge sie, ohne Beihülfe eines Gelehrten, lesen und verstehen wollen. Einige lebende Sprachen, wenigstens Eine — im Südlichen Deutschland, die französische, und im Nördlichen die englische, muß der Jüngling mit einer gewissen Fertigkeit sprechen und schreiben. Seine Natur- Länder und Geschichtskenntniß, muß sich erweitert haben. Er muß die Fabellehre

der Alten kennen, um unsere Dichter und unsere Opern zu verstehen. Was aber zwar weniger allgemein gefodert wird, was ich aber in unserer Zeit für nöthiger als alle andere Kenntnisse halte, das ist — klare Einsicht in das Verhältniß der Religion zu unseren neuen, neuesten und allerneuesten Philosophieen, was jede könne und solle, und wie wenig Religion durch Philosophie, oder Philosophie durch Religion entbehrlich gemacht werde.

Alle diese Kenntnisse, und einige Fertigkeit in Musik und Zeichnen, die Erste wenigstens zum eigenen Lebensgenuß, die Andere, zum Fassen und Aufbewahren gewisser lehrreicher Formen, sind dem gebildeten Jüngling in unseren Tagen nöthig, welchem Stand er sich auch widmen will. Sie können ihn lange genug beschäftigen, eh' er sich den besonderen Kenntnissen seines Standes widmet.

Es ist auch gewiß keinem Stande nachtheilig, wenn diese allgemeine Menschenbildung etwas lang' ausgedehnt wird. Alle Seelenkräfte sind dann gestärkt; Gedächtniß und Scharfsinn ist geübt; die Sprache ist gebildet; man ist schon

an bestimmtes Denken und Fortdenken gewöhnt. Die Berufskenntnisse werden also leichter gefaßt, bestimmter behalten, und verständiger angewendet werden, als wenn sie der ungebildete Kopf aufnimmt. Dabei wird die Einseitigkeit vermieden, die so leicht zu einem verderblichen, alle Vervollkommnung hindernden Schlendrian führt, wodurch der Kaufmann leicht zu einem blos mechanischen Kaufmann, der Rechtsgelehrte zu einem bloßen Exekutor des formellen Rechts, und der Offizier zu einem bloßen Exerciermeister wird.

Haben Sie nun einen Stand gewält, und wollen sich darauf vorbereiten; so denken Sie nicht, es sey Alles gethan, wenn Sie sich die dazu nöthigen Kenntnisse erworben haben. Das ist freilich ganz nothwendig: aber eben so nothwendig ist es, daß Sie die Gewohnheiten, Fertigkeiten, Tugenden sich erwerben, die zu diesem Stande erfodert werden, ohne die man, bei den besten Kenntnissen, nichts rechts darin leisten kann. Hab' ein Kaufmann die genaueste Waaren- Länder- Häfen- Schiffs- und Wechselkenntnisse; sey er der geübteste

Rechner, der feinste, scharfsinnigste Spekulant, — ohne den Geist der Ordnung, der verhältnißmäsigen Sparsamkeit, ohne unermüdeten Fleiß und Aufmerksamkeit auf seine Geschäfte, wird er nie ein tüchtiger Kaufmann. Ohne Muth und Gegenwart des Geists, die auch im Donner der Kanonen, in der größten Gefahr nicht verläßt, wird keiner ein tüchtiger Offizier, so viele mathematische und taktische Kenntnisse er haben mag. Ohne die geübte Gabe, sich leicht, frei, natürlich, und doch mit einer gewissen Würde über jeden Gegenstand auszudrüken; ohne eine gewisse Gewandheit, Wahrheiten auf die mannichfaltigste Art darzustellen, von den verschiedensten Seiten zu zeigen, auf die verschiedensten Bedürfnisse und Menschen anzuwenden, wird Niemand ein guter Prediger, so gelehrt er auch als Philosoph, Exeget, Dogmatiker und Moralist seyn mag. Diese Fertigkeiten sich zu verschaffen, sich an die nöthige Pünktlichkeit, Ordnung, Aufmerksamkeit zu gewöhnen, die Gegenwart des Geists, den Muth, die freie Beredsamkeit, Gewandheit zu üben; das müsse Ihr tägliches ununterbrochenes Geschäfte seyn. Su-

chen Sie sich die Gelegenheiten, wenn sich Ihnen keine anbieten. Und wenn es Ihnen auch Anfangs sehr sauer wird, und wenn es auch Anfangs durchaus nicht gehen will; üben Sie sich so lange, versuchen Sie es so oft, bis es geht. Auch der Unordentlichste kann ordentlich, auch der Zerstreuteste, Leichtsinnigste, kann aufmerksam, — ein Feiger kann beherzt, und ein Unberedter beredt werden, — durch unermüdete Uebung. Ich könnt' Ihnen Beispiele anführen, über die Sie Erstaunen würden. Mir war ein Jüngling anvertraut, der von Natur äußerst furchtsam, und doch, seines Standes wegen, durchaus für das Militär bestimmt war. Er versuchte Alles, um seine Aeltern zu bewegen, daß sie ihn einem andern Stande widmen möchten. Da dieß aber nicht gieng, und ich ihn überzeugte, daß er durchaus seine Furchtsamkeit ablegen müsse, nahm er sichs auch ernstlich vor, und wir thaten Alles, um seinen Muth zu üben. Wirklich wurd' er einer der beherztesten Offiziers in der R—schen Armee, wagte sich in einen Wald, aus dem Rebellen vertrieben wer-

den solten, und wurde dort auf eine elende Art getödtet. Ich selbst, mit einer entschiedenen Neigung zum Predigerstande, stammelte so arg, daß ich selten den kleinsten Perioden, ohne ein höchst widerliches Anstoßen, heraus bringen konnte. Ich ließ mir rathen, welche Uebungen ich vornehmen müsse, um mehr Herr über meine Zunge zu werden. Ich nahm sie, Jahrelang, ununterbrochen, jeden Tag mehrmals vor; und Niemand wird es jezt an mir hören, daß ich je ein Stammler war. Diese Fertigkeiten solte man sich aber gleich Anfangs verschaffen; überhaupt solte man das Beschwehrlichste seines Standes zuerst durchgehen, wie es im Militärstande, und im Kaufmannsstande, der Regel nach, geschieht. Dann muß sich der junge Mensch zusammen nehmen; er sieht, daß es mit seinem Stande Ernst ist; er gewöhnt sich früh', auch die kleinsten Geschäfte seines künftigen Berufs, mit Bedacht und pünktlich zu erfüllen, und er kann nicht zu dem verderblichen Wahne verwöhnt werden, daß man mit halben Kräften, getheilt zwischen Arbeit und Genuß,

sich zu irgend einem Berufe bilden könne. Dadurch würd' also einer epidemischen Krankheit unseres Zeitalters, Einhalt gethan, die uns so viele Halb-Theologen, Halb-Juristen, Halb-Aerzte, Halb-Soldaten und Halb-menschen erzeugt hat. Zeigt ja die Geschichte Einzelner Männer deutlich genug, daß es selten bedeutende Menschen wurden, wenn ihnen als Jünglingen, alle Wege geebnet waren, wenn sie ihre Laufbahn ohne Beschwehrlichkeiten antraten! Columb, Cook, Friedrich II., Fränklin, Büsch, Bonaparte, wurden einen andern Weg geführt. Wer gehoben wird, übt seine Kräfte wenig; wer sich selbst hebt, der muß sie wol üben, wenn er nicht liegen bleiben, oder wieder zurüksinken will.

Lassen Sie sich also die Beschwehrlichkeiten des gewälten Standes nicht von ihm zurükschreken. Nichts ist wahrer, als das bekannte Wort:

Ein jeder Stand hat seinen Frieden;
Ein jeder Stand hat seine Last.

„Der Friede" wird Ihnen doppelt wol thun,

wenn Sie die „Last" vorher getragen, oder sich daran gewöhnt haben. Ihr Leben ist dann ein schönes Drama, das immer mehr Interesse, als ein bloßes Lustspiel hat.

Siebente Vorlesung.

Warnung vor Spielwut.

Eh' ich Ihnen, meine jungen Freunde, ein Wort gegen diese zerstörendste aller Seelenkrankheiten sage, will ich Ihnen einen Brief mittheilen, den ich vor einiger Zeit, von einem meiner Jugendfreunde erhielt, mit dem Briefe seines Sohns, der eine schrekliche Geschichte von dem Ende eines hoffnungsvollen Jünglings enthält. Ich bezeuge Ihnen seine Wahrheit. Nur an außerwesentlichen Umständen und an den Umgebungen hab' ich geändert, um die Personen unkenntlich zu machen, weil, so viel ich weiß, die Aeltern des unglüklichen Jünglings noch leben, und ihnen die Todesart ihres Sohns unbekannt ist. Die Geschichte wird Manches überflüssig machen, was ich zu sagen hätte, und

wirksamer seyn, als das Beste, was ich Ihnen sagen könnte.

Hier ist der Brief meines Jugendfreunds:

. . . . 16. Merz, 18—

Daß sich meine Antwort, gegen meine Gewohnheit, verzögert hat, wirst Du sehr natürlich finden, lieber E., wenn Du den beiliegenden Brief von meinem Sohne liesest, den ich vor drei Wochen erhielt. Seit dieser Zeit konnt' ich nichts Anders denken, als den unglüklichen Z. und seine Aeltern; und ich kann es noch jezt nicht. Du, mit Deinem Sinne, der sich so leicht in Andere versezen kann, wirst mich ja verstehen! Ich habe so Manches gedacht, wodurch das Unglück hätte verhütet werden können, wie denn Väter, und hintennach so denken. Aber so viel bleibt mir gewiß: wäre mein Wilhelm anders, als er ist; hätt' er so viel Festigkeit, Zudringlichkeit, als er Liebe zu seinem Freunde hatte; es wäre nicht so gekommen. Aber du kennst ihn ja! Er ist immer das Weib in der Freundschaftsehe, wie auch ich es immer war. Er kann warnen, bitten, leiden, sich

aufopfern für den Freund: aber fest und kräftig ihm widerstehen, ihn bei den Haaren ergreifen, ihn schreien lassen, ihn doch herausreißen aus dem Wasser: das kann er nicht. — Freilich — wer dacht' auch, daß es so kommen würde? Du müßtest die Geschichte öffentlich bekannt machen, allen Jünglingen, zur Warnung; besonders da die Spielsucht in großen Städten so sehr einreißen soll. *) Aber die Aeltern und die Verwandten, und die allgeschäftigen Neuigkeitsverbreiter und Deutler und bedauernden Anbringer! **) Ach! daß der Unglükliche, das lezte Opfer der Spielwut wäre! Gott sey Dank, daß ich für meinen Wilhelm nichts von der Art zu besorgen habe; so wenig, wie Du für Deinen Sohn. Ich kann nicht mehr. — Meine Frau

*) Mein Freund lebt seit langer Zeit auf dem Lande; sonst würd' er nicht in dem Tone der Ungewisheit davon reden.

**) Es ist hinlänglich dafür gesorgt, daß die Aeltern ihren Sohn nicht erkennen können, die ohnehin diese Schrift nicht lesen werden, weil ihnen die deutsche Sprache ganz unbekannt ist.

ist seit der Zeit ordentlich krank, und wünscht herzlich, daß ihr W. wieder von Akademieen zurük wäre. Ich wünsch' es auch, ob ich gleich nichts von der Art für ihn fürchte. Du schikst mir den Brief wieder. —

.... Febr. 18—

Meine Hand bebt, und mein Herz noch stärker, indem ich die Feder anseze, um Ihnen zu schreiben, lieber Vater. Erschreken Sie indeß nicht. Ihrem Sohne persönlich ist nichts begegnet. Ich bin gesund. Und doch ist mir das größte Unglük begegnet, was ich außer dem Verluste meiner Aeltern kenne. Ich habe meinen Z. verloren.

Ach! ich hab' ihn so sehr, so sehr geliebt; und mußt' ihn so verlieren! — Meine liebsten Oerter sind mir zuwider worden. Ein Schauer überläuft mich, wenn ich sie von ferne sehe; denn ich war mit ihm dort, und ich hab' ihn nicht mehr.

Ueberall seh' ich ihn, mit zerschmettertem Kopf, in seinem Blute schwimmen. Und dann

ist es wieder, als nähm' er Abschied von mir, mit einem tiefen Seufzer.

Ich fürcht', ich halt' es hier nicht mehr aus, lieber Vater. — Aber wo wird es mir erträglich seyn? O Vater! daß es Trennungen liebender Menschen, und solche Trennungen giebt!

Doch; Sie werden nicht wissen, warum ich so klage. Ich will versuchen, Ihnen die unglükliche Geschichte zu erzälen.

Sie kannten Z., den edlen, großmütigen Schweden; der sich mit so inniger Liebe an mich geschlossen hatte, dessen Liebe die Glükseligkeit meines Lebens war. Wenigstens wußten Sie das; — und — ich wolte, das wär' Alles, was ich Ihnen von ihm zu sagen hätte. —

Gott! ich hatte keine andere Furcht, als daß er — bald wieder nach Schweden zurükreisen würde. Und nun! —

Es war ein reiner, unbeflekter Jüngling. Vielleicht war seine Fantasie ein wenig aufgereizt durch lesen verschiedener neuer Schriften, die das rein-Aesthetische und die reine Naturen darstellen wollen. Gott verzeih' es ihnen, wenn auch sie Schuld sind an dem Unglük des Edlen.

Ja wol war er edel! Sie wissen: er war reich. Er bekam jährlich 4000 Thaler von seinem Vater. Er machte keinen beträchtlichen Aufwand; war kein Trinker, kein Wollüstling. Er liebte eben nichts, was viel Geld kostet. Und doch hatt' er selten Geld. Er gab, half, unterstüzte, lieh; machte seinen Bekannten Freude; und seine linke Hand wußt' ehrlich nicht, was die Rechte gab, — auch nicht, was die Rechte, Andern vorgeschossen hatte. Es war ihm rein vergessen! Ach Vater! Sie haben nie so ein edles, ganz aus Instinkt großmüthiges Herz gesehen.

Höchst reizbar waren seine Sinne; denn er hatte seine Jugend rein durchlebt, genoß einer blühenden Gesundheit, und sein Temperament war sanguinisch. Aber ihm ekelte vor Allem, was nur nach gewöhnlichen Ausschweifungen schmekte.

Er hatte viel Verstand, hatte viele Menschen gesehen, auch schon eine Zeitlang in der großen Welt gelebt. Darum glaubt' er, man könne ihn nicht leicht betrügen, er sähe alle Ränke leicht durch. Und Niemand war leichter

zu betrügen. Sein Herz, sein Glaube an die Redlichkeit der Menschen betrog ihn in jeder Woche. Er war viel zu gut, um nicht betrogen werden zu können von Jedem, der es darauf anlegte. Die gute Seele, wie oft ist er betrogen worden! Und fast nie wolt' er es eingestehen, daß man ihn betrogen habe. Er konnte sich mit mir streiten, konnte heftig werden, wenn ich so etwas behauptete. Der Andere war immer unglüklich; seine Lage hatt' es ihm unmöglich gemacht; er bezalte zuverlässig nach, mit dem herzlichsten Danke. Dabei blieb er.

Ueberhaupt gab er nicht gern' eine Meinung auf, die er einmal hatte. Er konnte heftig werden, wenn man ihm widersprach.

Sein Kopf war voll von Idealen; und immer trug er sein Ideal in andere Menschen hinein, wenn die Form nur einigermaßen bequem war. Alle diese Bemerkungen hab' ich nach seinem unglüklichen Tode in mir gesammelt, um es mir zu erklären, wie es mit ihm so werden konnte.

Freilich, was hilft mir das Erklären? — Er bleibt doch verloren für mich.

Im vorigen Winter hatt' ihn sein lebhafter Sinn an das Spielen gebracht. Er spielte, wie er Alles betrieb, mit Ungestüm. Um mäßige Summen spielen, war seine Sache nicht. Er liebte schnelle Abwechselungen von Glück und Unglük. Er spielte hoch. Ach! hätt' ich ihm doch gleich damals Vorstellungen gethan! Hätt' ich ihm doch Betrübniß darüber gezeigt! Er hätte gewis die Karten weggeworfen, wäre mir um den Hals gefallen, und hätte gesagt: „nein, Wilhelm, ich will Dich nicht betrüben!" wie er schon einmal that, da ich ihm Vorstellungen gegen sein tollkühnes Reiten machte. Aber er war so fleißig; die Winterabende waren lang; zum beständigen Lesen war er zu unstät, und andere Erholungen gab es nicht. Auch wirkt' es noch gar nicht übel auf ihn; denn aus den kleinen Geldverlegenheiten, in die er manchmal kam, konnt' er leicht gerettet werden. — Ach! hätt' er sich mir auch nur in der lezten unglüklichen Nacht anvertraut! —

Etwa in der Mitte Dezembers kam ein gewisser Hauptmann Y— hierher, und errichtete eine Farobank, die auch gestattet wurde, weil

gewöhnlich Alles gestattet wird, was nur die Seele verderben kann. Er hatt' eine sogenannte Tochter bei sich, ein modisch-gekleidetes, und modisch-verbildetes Weib, das Guitarre und — Violoncell! spielte, künstlich genug sang, studirt genug sprechen konnte, sich auch künstlich und studirt genug zu benehmen wußte. Dabei noch zwei sogenannte Neveu's, eigentlich Grup-piers, handfeste Kerls, auch in Uniform, die den Ungeschliffenen zum Stillschweigen bringen mußten, der zu laut murrte, wenn er gerupft war. Unvergeßlich ist mir's, welchen widrigen Eindruk die ganze Gruppe auf mich machte, als ich sie zum Erstenmal sah. Der Hauptmann, mit seinem harten, gierigen, schlauen, Schlauheit und Gierde verbergenden, abgelebten, abgewachten Hyänengesicht; die Neveu's, zwei vierschrötige, breitschulterige, roh-sinnliche Lümmels; und die Tochter, im neuesten, griechisch-leichten, und ungriechisch-nakten Gewande, mit stolzem Blik, mächtiger Nase, und süffisanter Haltung, neben dem vorgeblichen, abscheulichen Herrn Vater, — spähend, lüstelnd, lokend, wie

das Laster im Herkules am Scheidewege. — O! mein Z., daß du kein Herkules warst! —

Z. machte sich natürlich mit der sonderbaren Familie bekannt; wär's auch Anfangs nur darum gewesen, weil sie sonderbar war. Er spielte, gewann, verlor, gewann wieder, und verlor viel. Jezt macht' ich ihm Vorstellungen, er versprach, die Bank in jeder Woche nur Einmal zu besuchen, und hielt's eine Zeitlang. Aber nach einem starken Verlust sagt' ihm die Donna mit angenommener Vertraulichkeit: „So müssen Sie verlieren, lieber Baron! Gewinn und Verlust wechselt! Holen Sie morgen wieder, was Sie heute verloren!" — So schien es auch ihm. Dabei hört' er nicht blos mit den Ohren, sondern mit den Augen, mit allen Sinnen, wie mir der Unglükliche selbst sagte. Sie hatte ihm ins Ohr geredet, sich so nahe zu ihm gewendet; ihr warmer Othem hatt' ihn berührt; die ganze Büste hatt' ihn bei der schnellen Wendung gestreift. Er gieng wieder jeden Abend hin.

Ich macht' ihm dringendere, rührendere Vorstellungen; versichert' ihn mit Thränen in den Augen, daß er mir dadurch die Ruhe mei-

nes Lebens störe, daß ich ihn von nun an immer zu dem Farotische begleiten, und dort aushalten wolle, weil ich doch auf meinem Lager keine Ruhe fände. Er hatt' eine beträchtliche Summe verloren, hatte verschiedenen Bekannten, Unterstüzung abschlagen müssen; mein Schmerz that ihm weh, und er versprach wieder, — nicht oft zu spielen.

Indeß hatt' er Bekanntschaft mit der Dame gemacht. Er wolt' einige Duette mit ihr einstudiren; sie wolten Schillers Gedichte gemeinschaftlich lesen; er wolte sie mit Pergolesi's Stabat mater bekannt machen. . . . . Ach! er hat seine Mutter mit all' dem Schmerz jener Mutter bekannt gemacht.

Sie sprach ihm nun von Poesie und Religion im neuesten Sinne, von dem Schönen, das sich selbst ausspricht, von dem ganzen Hingeben seines Selbst, ohne Rüksicht und Zwek; sie schien, sich ihm so hingeben zu wollen; sie hatte Rüksicht und Zwek, er aber nicht. Er gab sich ihr wirklich so hin.

Ich warnte, hielt zurük, prophezeite; ich sucht' ihm Mißtrauen zu erregen, ihn auf ihre

Koketterie aufmerksam zu machen: aber Alles vergebens! Sie hatte die Klugheit, immer nur Einen auf Einmal zu fesseln, und für alle Andere todt zu scheinen. Er hatte bemerkt, daß er jezt der Eine war, und nun fand er in ihr sein Ideal von hoher, großer Weiblichkeit, von wahrer, hingebender Liebe, von Einheit in der Vielheit, wovon seine Seele so voll war.

Ja, Du Edler, nur in Deiner Seele konnte sich ein solches Ideal ausbilden.

Indeß hatte sie ihn meist durch ihre gutbenuzte Körperreize gefesselt. Sie hatte seine Sinnlichkeit aufgereizt, und er wähnte, sie habe sein Herz ausgefüllt. Er glaubte Worte der Liebe aus ihrem Munde zu hören, wenn ihre lüsterne Augen zu ihm sprachen. Die kleinen Gunstbezeugungen, die er erhielt, gab sie nicht: sie schien nicht zu bemerken, daß er sie nahm. Das war ihm Beweis für die Unschuld, die Kindlichkeit ihrer Natur.

Alles dieses weiß ich aus seinen Reden; denn ich sah sie wenig.

Indeß kam er nicht oft an die Farobank; die Zeit seiner Abreise näherte sich; man wußte,

daß er vorher noch einen starken Wechsel erhalten würde. Er mußte wieder dorthin gezogen werden, wo man den Hauptstreich gegen ihn ausführen konnte.

Einmal kam er zu ihr hin, und fand sie sehr trübe. Nach langem Fragen und Weigern kam es heraus, ihr Vater bestehe darauf, sie solle wieder, wie sonst, alle Abend bei der Bank seyn. Er sey an sie gewöhnt! — „Ehemals macht' ich mir auch nichts daraus; ich that dem Vater gerne den Gefallen: aber jezt —"

„Jezt nicht?" fiel Z. schnell ein.

„Nein; jezt hab' ich gar keine Lust dazu."

„Und warum nicht?"

„Ich bin ein wunderliches Geschöpf! — Ich kann mich so leicht an gewisse Unterhaltungen, an gewisse Menschen gewöhnen."

Sie sah mich dabei mit einem Blik an, sezte Z. hinzu, als er mir es erzälte, der mir diese „gewisse Menschen" deutlich nannte, und auch: w i e s e h r sie an diese Menschen gewöhnt sey, daß es mir durch Mark und Bein gieng.

„Jezt müssen Sie mich aber nichts mehr

fragen." — Hören Sie wol? — „Ich will mir die Grillen wegsingen. Geben Sie mir doch etwas von jenen Musikalien."

Er gab ihr das Lied, das oben lag:

Jüngling, wenn ich dich von fern' erblike —

und sie sang es. Sie können denken, mit welchem Ausdruk, und was die ganze Szene auf den reizbaren, eingenommenen, verblendeten Z. wirken mußte. Er versprach, jeden Abend auch an die Farobank zu kommen, und sich neben sie zu sezen. „Das rechn' ich Ihnen hoch an!" sagte sie leicht; aber Du kannst dir die Veränderung nicht vorstellen, die sich jezt in ihrem ganzen Wesen zeigte. Sie war so froh, so gut, so anschmiegend. —

Ja; ich glaub' es wol, du armer Z. Sie hatte nun den Vogel in der Schlinge.

Schon damals fült' ich dieß; aber ich durfte nichts davon sagen. Z. war schon zu sehr von der Delila bestrikt.

Z. gewann und verlor wieder abwechselnd, bis an den Abend vor der unglüklichen Nacht, da sein Wechsel gekommen war. An diesem Abend verlor er beträchtlich; der Hauptmann

hörte aber, unter dem Vorwand von heftigem Kopfweh, frühe auf, versprach der Gesellschaft morgen Abend Revange, und bat sich zugleich ihre Gesellschaft bei einem leichten Souper aus. „Du magst dafür sorgen, Linda," sagt' er zu der Tochter; diese nikte ihm zu, und flüsterte Z. ins Ohr, ob er nicht, wie sie, auch Champagner vorzüglich liebe. Sie wußte längst, daß dieß sein Lieblingswein war, Z. drükte ihr die Hand, und blikte ihr Dank zu, für die Aufmerksamkeit auf seinen Geschmak. „Wir wollen einen recht vergnügten Abend haben," sagte sie ihm noch, mit einem Blike, als ob es der Abend vor dem Kopulationstage wäre.

Ich war mit Z. gegangen, sah dieß Alles mit an, und meine Wehmuth und Besorgniß war um desto größer, da ich ihm schon längst gar keinen Verdacht gegen das arglistige Geschöpf verrathen durfte.

Er spielte hoch und zerstreut; denn die Verführerin saß neben ihm, und hatte all' ihre Reize halb zur Schau ausgelegt, und halb verstekt, um desto mehr dadurch zu reizen. Ich vermuthete, daß er die ganze, ihm von R. ausbe-

zalte Summe, baar zu sich gestekt habe; und meine Besorgniß stieg mit jeder Viertelstunde. Es wurde leicht, aber sehr fein soupirt; der Rheinwein floß, Champagner sprudelte; die Meze schenkte Z. ein, trank mit ihm, und berauschte ihm alle Sinne. Man sezte sich wieder an die Bank, und Z. verlor ungeheuer. Ich bemerkte, daß sie, da er auf nichts achtete, und sich nur mit ihr unterhielt, mit seinen Karten spielte; endlich sah ich deutlich, daß sie ihm, wie in Zerstreuung, einen Septleva von einer sehr stark besezten Karte ausbog. Mein ganzes Wesen empörte sich; ich rief Z. einen Augenblik von der Bank, sagt' ihm, was ich gesehen hatte, und beschwor ihn bei aller Liebe zu mir, er solle aufhören. Das Blut stieg ihm ins Gesicht; er sah mich ergrimmt an. „Kein Wort mehr von der Art, wenn wir Freunde bleiben sollen!" stieß er heraus, und sezte sich wieder an die Bank. Ich war wütend über die Verführerin, und hätte Blut weinen mögen über meinen Freund. Indeß sah ich, daß Z. leichtsinniger und rasender wie vorher spielte; ich glaubte,

Erheiterung am Abend.

daß meine Gegenwart und meine Warnung ihn nur reize; ich verließ den Saal.

O! hätt' ich eher mein Leben gelassen! —

Z. verlor Alles, was er bei sich hatte, Alles, was er besaß. Er verlor seine Uhr, ein Paar Ringe, und hundert Louisd'or auf sein Ehrenwort. So taumelt' er nach Haus, ohne sich besinnen zu können, ohne sich seiner selbst recht bewußt zu seyn.

Aber er kam bald zur Besinnung. Morgen Vormittag solt' er hundert Louisd'or bezalen. Es war Spielschuld, also (nach den tollen Weltbegriffen, mehr als jede andere) Ehrenschuld. Man wußte, daß er einen sehr beträchtlichen Wechsel erhalten hatte; nichts war noch bezalt. Jezt solt' er von Neuem Geld borgen; seine Abreise war nahe; er war ein Schwede. Wer konnt' ihn dort aufsuchen? Es wurd' ihm klar, daß ihm Niemand Geld borgen werde. Der Gedanke war ihm unerträglich, sich an mich zu wenden, weil ich ihn gewarnt hatte. Er sah keine Rettung. Er wohnte im Posthause, und der Postsekretär, ein Freund von ihm, hatt' ihm oft die Expedition der Post überlassen,

wobei er ein ganz eigenes Vergnügen hatte, das ich nicht näher beschreiben mag. Er hörte das Horn des Postillons und gieng in die Poststube. Bei den Paketen mit Geld kam ihm der unglükliche Gedanke, sie zurük zu behalten, und das Geld zu brauchen, bis er es wieder bezalen könnte. Er fieng an, einige Pakete zu öffnen, und unter andern Eins, in dem sich ein Brief von einer Witwe befand, die sehr rührend schrieb, daß dieß das Lezte sey, was sie mit großer Mühe für ihren Sohn habe zusammenbringen können. Dieß ergriff ihn fürchterlich. Er sprang auf, stieß, vermuthlich durch die Bewegung, das Licht und den Tisch um. Der Postmeister hörte das Geräusch, fuhr aus dem Bette, und rief, noch halb-schlafend: „Diebe! Diebe!" Z. sprang fort, auf seine Stube, schloß sie ab, machte sich Licht, schrieb mir das, was ich eben erzälte, mit bebender, flüchtiger Hand, bat mich um Verzeihung, nahm Abschied von mir, und — zerschmetterte sich den Kopf mit einem Pistolenschuß. Mich trieb die Angst, frühe nach seiner Wohnung, wo ich Alles in der größten Verwirrung, und meinen unglüklichen,

edlen, verführten Z., noch in seinem Blute schwimmend fand. Ach Vater! ich habe kein Wort dafür, wie mir war, wie mir noch immer ist. Oft so, als hätt' ich ihn umgebracht, weil ich ihn verließ. Gott gebe, daß mir's besser wird; sonst bitt' ich Sie um Erlaubniß, nach Haus kommen zu dürfen. An dem Herzen meiner lieben Aeltern muß mein krankes Herz genesen; sonst weiß ich keine Hülfe. — Neulich kam ich von ohngefähr in den Schwan, und sah einen bereiteten Farotisch. Ich schauderte zusammen, als hätt' ich die Bühne gesehen, auf der ein Missethäter hingerichtet werden solte. Ich floh, als wenn man mich hinrichten wolte.

Im Angesichte seines blutenden Leichnams haben wir, alle seine Freunde und Bekannte, die sich um ihn her versammelt hatten, uns das Wort gegeben, daß wir nie wieder ein Hazardspiel spielen wollen. Wir haben es dem Unglüklichen geschworen, damit sein Tod doch etwas Wolthätiges habe, und wir werden's halten."

Solt' es weiter etwas bedürfen, um Sie, meine jungen Freunde, vor der verderblichsten,

unwiderstehlichsten aller Leidenschaften, zu warnen? Nein; gewiß nicht, wenn Sie es glauben könnten, daß auch Sie zu einem solchen Verfalle fähig wären, wenn sich alle Umstände so vereinigten. Aber gerade das glaubt der Jüngling nicht leicht. Und wenn auch Hunderte sich nicht mäßigen konnten; er glaubt sich mäßigen zu können. Und wenn er es selbst, an Bekannten sah, wie unvermerkt der Hang zum Spiel, zur Leidenschaft übergieng; er will diesen Uebergang bei sich bemerken und verhüten. Und gerade diese Sicherheit macht es ihm unmöglich. So lange das Feuer blos glimmt, thut er nichts, um es zu löschen, weil er es jeden Augenblik löschen zu können glaubt; und wenn es in Flammen ausbricht, ist das Löschen unmöglich. Ich habe Jünglinge gesehen, — sonst brav und redlich — die fremdes Geld verloren hatten, heimlich entfliehen mußten, ihr ganzes Glük zerstört hatten, und die doch — eben so rasend spielten, sobald sich die Gelegenheit wieder fand. Ich habe Männer gekannt, die das Vermögen ihres Weibs und ihrer Kinder verloren hatten, keinen Monat mehr Unterhalt für sie sahen, die die

lezten hundert Thaler zur Farobank trugen, und sie auch in einer Stunde verloren hatten. Guido Reni, dem himmlische Gestalten vor der Fantasie schwebten, die er mit himmlischen Lichtfarben malte, verschwendete durch seine Leidenschaft zum Spiel, Zeit und Kraft, Ruhe und Glük. Jezt veräußert' er oft heimlich Bilder, die ihm sonst nie feil waren, blos um zu leben, und — zu spielen. Bald arbeitet' er flüchtig, blos um zu verkaufen. Sein Pinsel wurde fade und platt, wenn schon Gedanke und Zeichnung durchschimmerten. Aus dieser Periode haben ihn einige Arbeiten überlebt, die seines Namens nicht werth sind. Verfolgt von seinen Gläubigern, die er nicht bezalen konnte, und doch auch nicht betrügen wolte, starb er in der tiefsten Melancholie. Templeton *) kommt in einer Schenke zu einem Fremden, der sich für einen Pfarrer ausgiebt, aber ein Straßenräuber ist. Dieser legt ihm seine „Bekenntnisse" ab. „Sie sollen die Wirkung der Londoner Erziehung sehen," sagt' er, und beraubte einen Reisenden,

*) The strolling player, eine Engl. Erzälung.

indem er ihm eine Pistole vorhielt. „Ich hatte mich mit vornehmen und reichen jungen Leuten bekannt gemacht, und aus Stolz wält' ich keinen geringeren Umgang. Da es mir an anderen Hülfsmitteln fehlte, so hielt ich mich ans Spiel. Ich war hier unter Edelleuten, und meine Eitelkeit fand Befriedigung, unterdeß jeder Grundsaz von Ehre verlöschte, und jede sittliche Tugend vor dem Betragen floh, wozu mich meine Bedürfnisse nöthigten. Zuweilen, wenn ich mich aufs alleräußerste getrieben sah, ist dieses verzweifelte Mittel mein Einziger Ausweg gewesen, und ist es für Viele von meinem Handwerk, die Muth genug für diese Jagd haben. Denn glauben Sie mir: nicht ihr Gewissen, sondern blos ihre Furcht hält sie ab. Das Gewissen hat keinen Tempel in der Brust des Spielers; wer sich durch eines Andern Ruin zu sonnen sucht, kann durch nichts, als die Ruthe der Gerechtigkeit abgeschrekt werden." *) Wirklich! man muß fast eine gänzliche Zerrüttung,

*) Engl. Miscellen. 9. Bd. 2. St. S. 105, 107.

Verrükung des Gehirns annehmen; auf andere Art ist die Spielwut kaum zu erklären.

Das Einzige, wodurch sie einigermaaßen erklärt wird, ist die Hoffnung, das Verlorene wieder zu gewinnen. Allein auch diese Hoffnung kann in einem gesunden Kopfe nicht gedeihen. Man bedenke nur, daß man am schlechtesten spielt, wenn man leidenschaftlich, und am besten, wenn man ruhig spielt; daß man aber ganz gewiß leidenschaftlich spielt, wenn man spielt, um einen großen Verlust wieder zu ersezen. Man bedenke, was die tägliche Erfahrung lehrt, daß das, was man Glük nennt, sich schlechterdings nicht erzwingen lasse; daß es den am Meisten fliehe, der es zwingen will; man bemerke nur, daß die Spieler von Handwerk, am liebsten gegen leidenschaftliche Spieler spielen, und selbst, sehr ruhig bleiben, weil sie dabei ihren Vortheil finden. Wenn man dieß bedenkt; so wird es klar, daß die Leidenschaft schon dem Menschen den Kopf verrükt hat, der sich dieser Hoffnung überlassen kann.

Aber woher die Reize des hohen Spiels überhaupt? Für Habsucht kann man es nicht bei

Allen nehmen. Manche sonst recht edle Menschen, die manche Summe gemeinnüzigen Zweken aufopfern, lieben hohes Spiel. Also woher sonst? Ich finde, es ist ein Reizmittel, das den Schlaffen aufspannt, dem Reizbaren einen Spielraum für seine Reizbarkeit öffnet, Interesse in das uninteressante Alltagsleben bringt. Der Spieler spielt eine Rolle in einem Drama, das alle Leidenschaften in Bewegung sezt, das aber für ihn zum Trauerspiele wird.

Wenigstens gewiß zum Trauerspiel für seinen Charakter, für sein Herz. Keine Leidenschaft entstellt und verzerrt mehr den Charakter, zerrüttet alle edleren Kräfte unserer Seele, macht uns unempfänglicher für weisen Lebensgenuß und zwekmäßige Thätigkeit, als die Leidenschaft für das Spiel. Es macht ungesellig, der Spieler isolirt sich, nur abgebrochene Töne läßt er hören, und nur, um dem Andern einen Vortheil abzugewinnen. Ohne Befriedigung dieser Leidenschaft fült er eine unerträgliche Leere. Die unruhige Stimmung, in die ihn Gewinn und Verlust sezt, benimmt seiner Seele die unbefangene, ruhige Heiterkeit, die uns allein für die

Reize der Geselligkeit empfänglich macht. Das Gefül der Liebe und Freundschaft büßt er allmälich ein, gelähmt für den Genuß ihrer edelsten Quellen. — „Wenigstens muß es der wilden Neigung für das Spiel nachstehen; das edle reine Weib, einer herrischen, rohen Bulerin!" — Das Spiel macht unfähig zu jeder edlen Anstrengung unserer Kräfte. Wenn diese Kräfte nicht geübt werden; so verliert sie der Mensch allmälich. Aber durch Spiel werden keine edlen Kräfte geübt. Im Gegentheil! der Geist gewöhnt sich an seichte, oberflächliche Beschäftigungen. Hang zu Bequemlichkeit, der beim Spiele genährt wird, macht abgeneigt gegen alle beschwehrliche Arbeiten. Man berührt alle Geschäfte nur oberflächlich, um wieder zum Spiele zu kommen. Gemeingeist und Menschenliebe werden durch das Spiel geschwächt. Natürlich, weil sich der Spieler gewöhnt, Alles nur auf seinen Vortheil zu reduziren, sich auf Anderer Kosten zu bereichern. Dieß wird am Ende Charakterstimmung. Das Spiel macht verschmitzt und ränkevoll. Und wenn es auch bei Ränken bleibt, die im Spiel erlaubt sind;

man gewöhnt sich doch, den Andern zu überlisten, ihm durch stille Handlungen, etwas glaublich zu machen, was er, um unseres Vortheils willen, glauben soll. Und welche üble Angewöhnung! — Das Spiel macht schadenfroh, weil sich der Mensch gewöhnt, im Spiele sich über des Andern Schaden zu freuen. Natürlich macht es oft auch neidisch, weil es dem Menschen im Spiele zur Gewohnheit wird, sich über des Andern Glük oder scharfsinniges Spiel zu ärgern. *) Und so stimmt es allmälich ganz zu dem eigensüchtigen, menschenfeindlichen Sinne, der jezt häufiger in der großen Welt herrscht, als man glaubt.

Spielsucht macht habsüchtig und verschwenderisch zugleich; wirkt also auf den Charakter all' das Ueble, was Habsucht und Verschwendung wirken. Der Spieler wird hart. Er wird nicht leicht den Unglüklichen beträchtlich unterstüzen; und doch legt er keinen Werth auf das Geld. Unterstüzte er aber auch beträchtlich —

*) Krater in der Monatschrift der Deutschen. August, 1802.

welche Großmuth kann es seyn, sechs Louisd'or an eine unglükliche Familie wenden, wenn man vielleicht am nämlichen Abend, zwölf im Spiele wagt!

Alle diese Nachtheile hat das hohe Spiel, wenn es noch ein sogenanntes Kommerz-spiel, und in den Schranken bleibt, sobald sich der Mensch nur daran gewöhnt. Aber was soll man sagen, von dem wütenden Hazardspiele, das sich so oft Jünglinge und Männer erlauben, bei denen oft das Wohl einer Familie, auf ein paar Karten steht?

Warlich! man treibt einen unmenschlichen Spott mit Ruhe, Familienglük, mit Berufstreue und Redlichkeit, wenn man solche Gelage — Spiele nennt.

Etwas, was die ganze Ruhe des Lebens stört, das ganze Glük des Jünglings vernichtet, was die Gattin aus Gram verzehrt, die Kinder an den Bettelstab bringt — ein Spiel!

Etwas, was den ordentlichen Mann zum Wüstling umschafft, was den Redlichsten mehr als Einmal zum Diebe gemacht hat — ein Spiel!

Etwas, was ins Zuchthaus, zum Selbstmord, auf das Schaffot gebracht hat — ein Spiel!

Was soll man denn Laster, Verbrechen, Teufelei nennen, wenn das ein Spiel ist?

Nennet's Jammer-, Schand-, Höllenspiel, wenn es doch durchaus — Spiel heißen soll!

Wie der Mensch, von Hundswut ergriffen, auch seine Näheſten, Geliebteſten nicht verschont, Weib und Kinder zerfleischt; so der Spieler ihr Herz!

Warnen solte der Spieler, in Augenbliken der Besinnung, sein Weib und seine Kinder, vor ihm selbst, wie der, von Hundswut Befallene, in ruhigen Perioden, die Seinigen warnt. Er selbst solte anordnen, daß man ihn fest binde, wie es Jener thut.

Hingehen an eine Farobank oder an eine Bouillotte, wo recht hoch gespielt wird, die Physiognomieen beobachten, weggehen, und sie alle halbe Stunden wieder beobachten: das zeigt ein fürchterlich-wahres Gemälde von der verderbenden Gewalt der Leidenschaften, einen lebendigen progress of vice; eine Folge von grellen

al Fresko-Gemälden, wie schnell der Mensch sich verteufeln und zur Hölle fahren kann.

Und wäre denn kein Rath, um diese Spielwut zu verhüten? Ich weiß keinen andern, als — die Leidenschaft nicht in sich aufregen oder aufregen lassen, es sich schlechterdings unmöglich machen, daß sie aufgeregt werden könnte. Denken Sie nicht, daß Ihre Vernunft, Ihre Sittlichkeit, Ihre Gewalt über sich selbst, Sie vor der Leidenschaft schüzen werde. Ich sah vernünftige, von anderen Seiten, sittliche, religiöse Menschen so leidenschaftlich spielen, so ganz in das Spiel vertieft, daß sie rings um sich her, weder sahen noch hörten. Dürfen Sie erwarten, daß Vernunft und Religion, auf Sie, mehr als auf jene Männer wirken werde? Nehmen Sie es sich recht heilig vor, nie ein Hazardspiel, und nie ein Anderes so hoch zu spielen, daß es zum Hazardspiele wird. Spielen Sie nie so hoch, daß das Höchste, was Sie verlieren können, Sie mißmüthig machen, oder in Verlegenheit bringen muß. Schwören Sie es, in die Hände Ihrer Aeltern, Ihrer väterlichen Freunde. Sprechen Sie von Ihrem Grundsaze, so laut

wie möglich, damit selbst der Anspruch, den Sie doch auf Festigkeit des Charakters machen, mit in das Interesse gezogen werde. Sie können Ihren Grundsäzen von dieser Seite, nicht Feierlichkeit und Heiligkeit genug geben. Bestimmen Sie sich eine gewisse Summe, wie hoch Sie jedes Spiel spielen; und weichen Sie durchaus nicht davon ab. Lieber ein wenig Pedanterie, als eine Verlezung Ihrer Grundsäze! Man muß seiner Festigkeit, gesezliche Krüken geben, bis sie sich von selbst fortbringen kann. Kommen Sie in eine Gesellschaft, in der allgemein zu hoch gespielt wird; so erklären Sie, daß Sie gar nicht spielten, und bleiben Sie dabei. Es kann seyn, daß ein Paar Fakins, Ihrer spotten, und entartete Weltdamen, Sie von der Seite ansehen: aber wenn man einen tüchtigen Offizier, einen braven Kommis auf einem Komtoir, einen Jüngling zu ernsten Geschäften sucht: so wird man sicher nach Ihnen, und nicht nach jenen Fakins fragen. Wenn verständige Aeltern, und eine verständige Tochter, unter Ihnen und jenen Fakins zu wählen haben: so wird ihnen die Wahl nicht schwer werden. Ein Jüngling,

der fest auf seine gute, reiflich durchdachte Grundsäze hält, wird überall geschäzt, wo man auf wahren Menschenwerth sieht; und er verdient diese Schäzung, weil sein Wesen einst einen Mann verspricht, die sich nicht gar häufig finden.

Achte Vorlesung.

Warnung vor einigen Modethorheiten.

In jedem Zeitalter, meine jungen Freunde, giebt es gewisse Sitten und Gebräuche, eine gewisse Form im Anzug, in der Lebensart, dem Benehmen, gewisse allgemeine Ideen, Ansichten, Urtheile, die ein ausschließendes Privilegium haben, und für allgemein-gültige, leitende Grundbegriffe, für nothwendige Formen angesehen werden. Der gewöhnliche Mensch kann sich aus diesen Formen und Ansichten, gar nicht heraus denken. Er hält es für unmöglich, daß man mit Anstand Anders leben könne, als man jezt lebt, mit Grund über Gegenstände Anders urtheilen könne, als man jezt urtheilt. Für ihn giebt es keine Vernunft, als die kurrente Vernunft seiner Zeit; und er wäre sehr ge-

neigt, den für wahnsinnig zu erklären, der dieser Vernunft geradezu widerspräche, oder auf eine, der modischen Lebensweise, ganz entgegengesezte Art lebte. Aber auch ein ausgezeichneter Mann nimmt unvermerkt, etwas von der Denkart, von den Sitten seiner Zeit an, wenn es ihn auch Anfangs empörte; so wie auch eine feine Nase allmälich unempfindlich gegen einen üblen Geruch wird, den sie lange einathmen mußte. Und Mancher, der auch immer das Verkehrte, Thörichte, Einseitige oder Unanständige der herrschenden Sitte fült, mag nicht gegen den Strom schwimmen, sich nicht lächerlich machen, sich nicht von den Richtern über Geschmak und Aufklärung, alle Aufklärung und allen Geschmak absprechen lassen, wenn einmal diese Weisen, die Thorheiten des Zeitalters in ein System gebracht haben.

Ja; es sind oft Thorheiten vom Ersten Range, die der Geist des Zeitalters, als hohe Weisheit in Kurs sezet; es sind auffallende Mißgestalten, die er als Ideale von Schönheit aufstellen möchte. Auch unser Zeitalter ist nicht frei von diesen Thorheiten; und vielleicht weni=

ger als Eins. Die Modeweisheit zu vergöttern; sie als Einzig mögliche Weisheit zu proklamiren, war wol nie mehr an der Tagesordnung, als jezt. Aber würde nicht selbst Weisheit zur Thorheit, wenn es möglich wäre, daß sie sich für die Einzige Weisheit hielte?

Doch; gerade dieß laute Vergöttern, reißt manche Schwache hin. Es geschieht zum Unglük nicht blos von mittelmäßigen Köpfen, wie man erwarten solte, sondern von gar manchen Notablen unserer Zeit. Sie geben den Ansichten so etwas Täuschendes, Malerisches; sie wissen die Einseitige Philosophie so gut durch Poesie zu heben, und die Einseitige Poesie, so scharfsinnig durch jene Philosophie zu stüzen, daß Mancher, auch nicht gemeine Kopf, dadurch getäuscht wird. Und wer sich auch nicht täuschen läßt, der wagt es doch nicht, jenen Wortführern sich zu widersezen. Er ist ihrer Meinung, Anfangs aus Schwäche. Er handelt in ihrem Geiste, um doch auch nicht ganz zurükzubleiben, hinter dem Geiste seiner Zeit. Und am Ende nimmt er diesen Geschmak selbst an.

So fällt es Ihnen ja nicht auf, wenn ich Sie warne? —

Jeder Stand, jedes Lebensalter, hat wieder seine eigene Thorheiten, und es gehört mit zu den eigenthümlichen Thorheiten des Jünglings, daß er die Thorheiten seines Zeitalters recht hoch treibt. Aber keine Thorheit, wenn sie auch an sich blos lächerlich wäre, ist ganz ohne Nachtheil. Sie verdreht, verkrüppelt immer etwas an dem Menschen; sie giebt seinem Sinne, seinem Geschmak, irgend eine schiefe Richtung, die sich dann leicht bis in das Sittliche hinüber erstrekt. Sie stumpft ihn ab, gegen das Einfache, Natürliche, das uns ohne alle Manier erscheint, und das doch der Probirstein unseres ästhetischen und sittlichen Gefüls seyn muß.

So danken Sie mir es wol am Ende noch, wenn ich Sie warne? — Nein; ich will nicht fragen, ich will es glauben.

Lassen Sie sich denn vorerst warnen, vor dem Haschen nach Idealen, und Hängen an Idealen, die sich die Fantasie aus Büchern und Menschen zusammengesezt, und mit ihrem

eigenthümlichen Kolorit verschönert hat. Zwar hat es Manches Gute, wenn das Ideal wirklich diesen Namen verdient; wenn es Muster von Schönheit, Größe, Erhabenheit, Sittlichkeit ist. Es erhebt den Jüngling über das Mittelmäßige, Alltägliche. Er hat alsdann einen festen Punkt, worauf er hinsieht; ein bestimmtes Ziel, nach dessen Erreichung er strebt. Er ist sich selbst nicht genug, weil er sich's gestehen muß, daß er sein Ideal noch nicht erreicht habe. Und das führt ihn zu der Bescheidenheit, die immer liebenswürdiger wird, je seltener sie ist. Indeß darf es auf alle Fälle kein allzubestimmtes Ideal seyn; es muß nur die Umrisse, die wesentlichen Züge von Schönheit und Vollkommenheit geben; sonst hindert es das Ausbilden der eigenen Individualität. Sie sind sonst in Gefahr, ein Gemeinplaz von liebenswürdigem, edlem Jüngling, ein Grandison der zweite, ohn' alle Originalität zu werden. Hätte das Ideal gar, selbst viel Individualität; so würden Sie zu einem sklavischen Nachahmer eines fremden, wol gar fremdartigen Ich; vielleicht ein schöngeformter Espalier-Baum, der ursprünglich zu

einem hochstämmigen Baume bestimmt war, den man darum gar arg beschneiden und verschneiden mußte. Aber das Schlimmste ist, daß sich der Jüngling meist das Gözenbild des Tags, zum Ideale nimmt, ohne darauf zu sehen, ob es wirklich idealisch ist. Hat er Dichtersinn, so arbeitet er sich ab, einen zugespizten Gedanken, in ein steifes, künstliches Sonnet zu zwängen, weil die Sonnette an der Tagsordnung sind. Er zeigt Ekel vor allem Natürlichen, und strebt nach einer poetischen Poesie, die durchaus von Unnatur ausgehen und auf Unnatur hinwirken muß. Nicht der gewandte, jovialische, zuvorkommende, — der natürliche Jüngling ist sein Ideal, sondern der barsche, absprechende, männlichen Troz aushängende, und eben dadurch Unmännlichkeit verrathende, dem Scheine nach ungekämmte Sir, wie ihn die unglaubliche Mode will. Der Jüngling bleibt denn bei einem wirklichen Vorbilde nicht stehen. Er idealisirt noch sein Urbild, sezt Züge von dieser konventionellen Liebenswürdigkeit, von Andern hinzu. Er sucht sich einen noch größeren, noch häßlicheren Hund aus, sucht seinen Engländer

noch geschwinder zu ruiniren. Sein Kinn steckt noch tiefer in der Binde; nicht das halbe, sondern sein ganzes Herz muß in den Hosen sitzen. Sein Haar muß noch wilder, sein Bakenbart noch breiter seyn, als er ihn je gesehen hat. Ihm genügt es nicht, einen verwilderten Roman zu schreiben; er lebt ihn. So verkünstelte Madrigale muß kein X. und kein Y. gemacht haben, wie er sie macht. Nicht blos das Jahr, sondern Tag und Monat, bringt er in eine Logogryphe. Die Räthsel und Charaden von V. und W. kann man doch noch mit Mühe lösen; die Seinigen muß Niemand auflösen können, als er selbst. Sehr züchtig hat sich noch G. in seinen Elegieen ausgesprochen, gegen ihn, wenn er seine hohen Sentiments von der natürlichen Gierde, das Geliebte aufzufressen, zu Tage fördert; und Schl. könnte „Ausgelassenheit und Religion" nicht so innig in einer Umarmung verbinden, wie er sie zu verbinden — wenigstens versucht. Sie sehen, was für Früchte das Haschen nach einem solchen Ideale hervorbringen muß.

Eben so schlimm ist es, wenn Jünglinge

sich Ideale, wirklich edle Ideale bilden, — nicht um sie zu befolgen, sie als Muster für sich zu nehmen, sondern um von Andern diese idealische Eigenschaften zu fodern. Ihre künftige Gattin, soll ein Engel von Vollkommenheiten, in dem schönsten Verhältnisse seyn, ohne daß sie daran denken, was sie sind, und wie sie eine solche Gattin beglüken wollen. Ihr Freund soll alle Eigenschaften eines Orest, eines Jonathan haben, ohne daß es ihnen einfällt, was dazu gehört, der Freund eines solchen Freunds zu seyn. Sie sehen leicht, wie nachtheilig ein solches Haschen nach Idealen, für den Jüngling seyn muß. Der Sinn, viel von Andern zu fodern, ohn' ihnen etwas zu leisten, stammt aus einer so empörenden Ungerechtigkeit, und nährt sie so sehr; er zeugt von einem so zurükstoßenden Stolze, und lenkt den Blik so ganz von der Beobachtung seiner selbst ab, daß er nothwendig, früher oder später, den ganzen Charakter verderben muß. Und man gefällt sich so leicht darin, ein recht hohes Ideal von Liebenswürdigkeit und sittlicher Vollkommenheit auszumalen, als ob man durch

diese Fähigkeit, es auszumalen, selbst etwas davon geworden wäre.

Hüten Sie sich davor!

Ich warne Sie ferner vor dem Eigensinn, den man für männliche Festigkeit giebt, und wol selbst dafür hält. Ueberhaupt sey Ihnen doch Alles verdächtig, was mit Absicht, männlich seyn will, Alles, was darum gethan wird, um Männlichkeit zu zeigen. Wo Männlichkeit wirklich ist, da erscheint sie von selbst, ohne daß es der Mann will oder weiß. Wo man etwas darum thun muß, um Männlichkeit zu zeigen; da ist keine. Noch weniger ist sie da, wo man Eigensinn zeigt. Eigensinn ist Schwäche, die sich an Einen Entschluß, an Eine Behauptung anpreßt, um stark zu scheinen. Festigkeit ist die Kraft, eine Behauptung, einen Entschluß aufzugeben, wenn hinlängliche Gründe dagegen sind; aber unerschütterlich darauf zu beharren, so lange man Gründe dafür hat. Wer sich unbeweglich fest an einen Baum anklammert, der steht nicht fest auf seinen Beinen, und zeigt es, eben durch sein Anklammern. Er fürchtet, umgeworfen zu werden, sobald er

frei auf den Beinen steht. Wer wirklich fest darauf steht, der bewegt sich frei und mit Gewandheit, weil er das Bewußtseyn in sich trägt, daß ihn doch nicht leicht etwas umwerfen werde. Ich kenn' einen Jüngling, der sich entschlossen hatte, als Kaufmann nach Amerika zu gehen, als dort viel zu thun und zu gewinnen war. Die Umstände änderten sich ganz. Es war dort wenig zu thun; aber er beharrte auf seinem Entschluß. „Aber was willst du da machen?" fragt' ihn sein Vater. „Gedenkst du dort mehr zu gewinnen, als hier?" — „Das nicht; aber ich hab' es allen meinen Bekannten gesagt, daß ich nach Amerika gehe. Nun erfodert es meine Ehre, daß ich Wort halte." Seine Ehre? Ja; wenn Eigensinn die höchste Tugend des Menschen wäre. Dann möcht' es Schande seyn, von einem Vorsaze abzugehen, wenn auch die Gründe wegfallen, warum man ihn gefaßt hat. Aber da dieß nicht ist; so kann man wirklich keine gute Meinung von dem Verstande des Jünglings haben, wenn er auf einem Vorsaze besteht, der ehemals vernünftig war, jezt aber unvernünftig ist. Ich kannt' einen Jüngling,

der sich an ein Mädgen gehängt hatte, die er für brav und tugendhaft hielt, an deren Liebe zu ihm, er glaubte. Es fand sich, daß sie nicht brav, nicht tugendhaft war, und ihn nicht liebte. Versprochen hatt' er ihr nichts: aber er wolte sie doch nicht verlassen. „Und warum nicht?" fragt' ich ihn. „Ich habe sie allen meinen Freunden so sehr gerühmt, sie meinen Aeltern wie einen Engel beschrieben; es wäre mir eine ewige Schande, wenn ich nun sagen müßte, sie habe mich betrogen." Eine Schande! Wehe dem Jüngling, der nie betrogen werden kann. Er wäre leicht fähig, Andere zu betrügen. Wenigstens muß er mit allen Künsten der Betrüger sehr bekannt seyn. Und noch zu rechter Zeit offen gestehen, daß man betrogen sey; daß ist keine Schande, sondern eine Ehre. Es zeugt nicht von Schwäche, sondern von Kraft. Die allerverächtlichste Schwäche wär' es aber, sich mit dem Mädgen zu verbinden, sich vorsäzlich unglüklich zu machen, und wahrscheinlich, seine ganze Sittlichkeit zu zerrütten, blos um nicht zu gestehen, daß man sich geirrt habe. Diese falsche Schaam, einen Irrthum, eine Thorheit, ein

Vergehen nicht gestehen zu wollen, sondern lieber es als Weisheit und Recht zu vertheidigen, kann höchst verderblich für den Jüngling werden, der sich so oft übereilt, zu so vielen Thorheiten fähig ist. Ein Gegengift gegen dieses Uebel ist die Fähigkeit, dieß bald einzusehen, und zu bereuen, das die Natur aus den wolthätigsten Absichten in den Jüngling gelegt hat. Welche Thorheit denn, mit Müh' und Schmerz seine Thorheiten unauslöschlich in sein Inneres einzuäzen, sie zu verewigen, da sie sonst mit einem nassen Schwamm' auszuwischen wären! Und nicht blos Thorheit! Nichts verdirbt mehr an unserem Wahrheitssinn, an dem inneren Lichte, das uns erleuchten, an dem inneren Führer, der uns leiten soll, als dieser vorsäzliche Eigensinn, nichts zurükzunehmen, was man sich Einmal vorgesezt, und nichts als Irrthum oder Thorheit zu bekennen, was man Einmal Thörigtes gethan hat. „Wenn das Licht in die Finsterniß ist, wie groß wird dann die Finsterniß deines Wesens seyn?" Das fült gewiß Jeder als Wahrheit, sobald es ausgesprochen ist; wer es auch gesagt haben mögte.

Lassen Sie sich ferner warnen, vor dem Partheigeiste, Klikengeiste, der jezt so herrschend ist, und besonders unsere Jugend so sehr angestekt hat. Mit offenem Sinn und allempfänglichem Herzen, das Wahre, Gute und Schöne überall finden und genießen, was eigentlich das liebliche Talent der Jugend ist; das wäre prosaisch und gemein, — weil es natürlich wäre. Es muß nach dem angenommenen Maaßstab einer gewissen Parthei, schön, gut und wahr, es muß in der Sprache dieser Parthei geschrieben, in der eigenthümlichen Manier einer gewissen Schule, gedacht, und dargestellt, von ihr anerkannt seyn, ehe man ihm seinen Beifall giebt. Niemand treibt dieß weiter, als ein großer Theil unserer Schöngeister, unserer Philosophen, und unserer jungen Aerzte. Hört man die Anhänger von den Schlegels; so hatten die Deutschen keine Poesie vor Göthe, Schiller, und diesen. Kozebue ist ein prosaischer Schwäzer, der nichts als — Natur, gewöhnliche Menschennatur darzustellen vermag. Wie hätt' er einen übernatürlichen Alarkos schreiben können? Wieland hat gar nichts

Eigenes. — Ein gestiefelter Kater ist gar ein anderes Geniewerk, als ein Oberon! — Lessing! nun, „der Schauspieler hat bei seiner Emilie Galotti, alle Kunst nöthig; das Stük muß mit sehr zarten Händen angerührt, verständig in seinen Motiven gefaßt werden, (was allerdings bei jedem guten Stüke nicht übel wäre) wenn es nicht an seinen kalten Plattheiten, seinem Verstande sterben soll." Freilich ist dieß von Stüken, wie Lakrymas, nicht zu befürchten. An kalten Plattheiten, und seinem Unverstande sterben, ist ohne Zweifel, ein weit poetischerer Tod! In Baggesens Parthenäis sind wahre Unanständigkeiten; aber Lucinde spricht sich in ihrer natürlichsten Natur aus. Die entgegengesezte Parthei ist nicht ganz so Einseitig und ausschließend, wie diese, jezt herrschende Kirche; aber von gänzlicher Unpartheilichkeit, ist sie doch weit entfernt. Fichtens Philosophie ist entweder die Einzige, die je gewesen ist, oder sie ist Unsinn, Atheismus, und etwas noch Aergeres, wenn es etwas giebt. Brown ist entweder der Einzige denkende Arzt, und seine Methode, das Universal-

mittel gegen alle Krankheiten, oder sie führt sicher zum Tode. Galls Theorie giebt entweder den Schlüssel zu Allem, was ein Mensch ist, und je werden kann; oder es giebt kein Organ irgend einer Seelenkraft. Pestalozzi muß entweder Wort vor Wort, durchgenommen, und es darf neben seiner Methode, durchaus nichts gelernt, geübt, gebildet werden; oder er ist ein Grossprecher, der die alltäglichsten, allbekanntesten Ideen giebt, und im Grunde selbst nicht weiß, was er will. So reden besonders unsere hoch-gebildeten Jünglinge und junge Männer vom neuesten Ton. Man würde sich lächerlich machen, wenn man etwa die Wahrheit in der Mitte suchen wolte, ob sie gleich da zu finden ist.

Dieser Einseitige Klikengeist, ist lange nicht so unschädlich, wie man wol Anfangs wähnt. Er gewöhnt an Einseitigkeit, an ein schnelles Partheinehmen, und mit blinder Festigkeit, an der Parthei halten; und dieses ist höchst-nachtheilig im ganzen Menschenleben, verschließt Augen und Ohren vor der Wahrheit, und macht alle unpartheiische Prüfung unmöglich. Der

Jüngling, der nur Sinn für seinen Fichte, Schlegel, oder nur für Richter, Kotzebue, Schelling hat; der ist sehr in Versuchung, einst als Arzt, Alles blind zu befolgen, was Brown Unrichtiges lehrt, oder Alles blind zu verwerfen, was Brown auch Richtiges sagt. Er wird als Rechtsgelehrter blos auf den Buchstaben, und nicht auf den Geist, oder blos auf den Geist, (wie er ihn faßt) und gar nicht auf den Buchstaben sehen. Er wird sich sehr bald, als Richter, blos für Eine Parthei bestimmen, und dann die Gründe für die Andere, kaum ruhig genug prüfen. Der Theologe wird geneigt seyn, Alles anzunehmen, was die sogenannten Neologen lehren, oder kein wahres Wort in ihren Schriften, und lauter Wahrheiten in den Schriften der Paläologen (Orthodoxen) finden. Alle werden also in Untersuchung der Wahrheit nicht weit kommen.

Das Schlimmste dabei ist, daß die Einseitigsten Köpfe, gerad' am Ersten, eine Parthei, eine Klike bilden, und ihre Anhänger, am festesten mit sich zu verbinden wissen. Der Vielseitige Kopf bildet aus seinen Anhängern, Viel-

seitige Köpfe, in denen gar kein Klikengeist gedeiht. Aber der Einseitige Kopf hat die Einzige Philosophie, außer ihm giebt's keine Philosophie; die Einzige Poesie. Wann und wo hätte man Poesie gehabt, als bei ihm und seinen Anhängern? — Ja, das Papstthum hat weit wärmere, festere Anhänger, als eine freie, evangelische Konfession.

Lächerlicher giebt es nichts, als die Gründe, worauf sich diese papistische Behauptung stüzt. Man denkt sich erst eine Beschreibung von Philosophie, Poesie, Religion aus, die nur auf die in Schuz genommene paßt. Und nun ist es freilich sehr gemächlich zu zeigen, daß es außer dieser, keine Philosophie, Poesie, Religion gebe. Was ließe sich, mit einem mäßigen Grade von Scharfsinn, nicht auf diese Art beweisen? Linguet bewies bekanntlich, daß Brod die ungesundeste Nahrung sey; und wenn man ihm nur zugab, was er von der Natur des Brods sagte, so hatt' er recht.

Bleiben Sie doch Ihrer Jünglingsnatur treu, und suchen Sie das Wahre, Gute und Schöne auf, wo Sie es finden.

Mehr als vor Allem, warn' ich Sie aber vor der Unbescheidenheit, dem zuversichtlichen, absprechenden, hochfahrenden Wesen, das die eigene Wichtigkeit, auch ohne Worte, in jeder Mine ankündigt, kein Urtheil Anderer abwartet, weil es kein anderes Urtheil bedarf, und das uns jezt an so vielen Jünglingen empört. Ich finde diese Unbescheidenheit hauptsächlich an dreierlei Arten von Jünglingen. An den Vergötterern der neuen Philosophie, die sich für die Einzige mögliche ausgiebt, und nach ihren Grundsäzen, Alles in der Welt, modeln oder sezen will. Wer in ihre Geheimnisse eingeweiht zu seyn glaubt, der wird leicht verführt, zu wähnen, daß er Alles übersehe, Alles zu beurtheilen im Stande sey, daß er, außer seiner Universalwissenschaft, keine andere Kenntnisse bedürfe. Ich finde ferner diese Unbescheidenheit, an jungen Kaufleuten, überhaupt an Jünglingen, die viel gereiset, die bedeutendsten Länder, die größten Städte, die merkwürdigsten Natur- und Kunstprodukte, in der Nähe gesehen haben. Sie verwechseln alsdann einige Begriffe, die der Jüngling sehr

leicht verwechselt. Sie vergessen, daß man in der Nähe von merkwürdigen Gegenständen seyn kann, ohne sie zu sehen, daß man sie sehen kann, ohne sie zu beobachten, daß man sie beobachten kann, ohne sie zu verstehen, oder ihr eigenthümlich-Merkwürdiges zu empfinden. Sie halten sich für Musikkenner, weil sie Rhode spielen, und Miß Billington singen hörten. Wenn sie den vatikanischen Apoll in Paris sahen; so urtheilen sie über alle Statüen und Formen; Niemand, der in Deutschland blieb, kann, wie sie, Gemälde beurtheilen, weil sie ja drei- oder viermal in dem Museum Napoleon herumgiengen, und die Meisterstüke der größten Meister, mit ihren eigenen Augen sahen. Auch junge Offiziers haben große Anlagen zu dieser hochfahrenden Zuversicht. „Wir schlugen die Engländer; wir eroberten Valenciennes; wir forcirten die Schanze" — so lautet ihre Sprache, wenn sie von den Feldzügen des Heers reden, in dem sie dienen. Und diese Art sich auszudrüken, mögt' immer hingehen. Wer hat etwas dagegen, wenn das Mädgen aus einem großen Hause sagt: wir haben heute den Mini-

ster zum Essen! oder der Comtoirbursche rühmt: wir haben im lezten Sommer für 50,000 Thaler Leinwand versandt! Nur begehen die jungen Helden den kleinen Rechnungsfehler, daß sie die Kraft ihres Heers für ihre Kraft halten, und die Weisheit des Feldherrn, sich zuschreiben, weil auch sie, ein kleines Rädgen — und nicht einmal das, sondern ein Zäkgen eines Rädgens, in dieser weitläuftigen Maschine sind. — Daß nicht Alle aus diesen Ständen so falsch rechnen, oder so arg die Begriffe verwechseln, versteht sich von selbst. Ich kenne sehr bescheidene junge Offiziers und Kaufleute; auch sind mir wol einige nicht unbescheidene neue Philosophen vorgekommen, denen ich ihre Enthaltsamkeit von absprechendem Dünkel, so hoch, wie Ehrlichkeit einem Dienst habenden Kammerherrn anrechne. Aber freilich ist es leider! zur Sitte bei unserer Jugend worden, unbescheiden und absprechend zu seyn.

Und doch solte, dünkt mich, schon die natürliche Eitelkeit, den Jüngling zu Bescheidenheit treiben. Es ist allgemeine Beobachtung, daß der bescheidene Jüngling, gerade wegen

seiner Bescheidenheit, am Meisten gefällt; daß man ihm jede gute Eigenschaft, jede Ausbildung eines Talents, doppelt-hoch anrechnet, wenn er bescheiden dabei ist. Und natürlich! der bescheidene Jüngling zeigt, daß er einen noch weit höheren Grad von Bildung vor sich sehe, als den, den er erreicht hat; daß er diesen noch für gering achte, also mehr werden zu wollen verspreche. Bildung mit Unbescheidenheit, ist höchstens ein voller Blütenbüschel, an dem man Alles sieht, was er werden wird. Bildung mit Bescheidenheit, ist Blüte mit Knospen. Man sieht, daß Manches schon entwikelt ist; und das Ganze verspricht mehr. Wenn ein Künstler mit sich selbst, ganz zufrieden ist; so sieht man klar, daß er nicht viel weiter kommen werde. Der ächte Virtuose ist nicht, oder sehr selten, mit sich zufrieden; nur in den schönen Momenten, da ihm etwas gelungen war. Der unbescheidene Jüngling zeigt, daß er das Urtheil Anderer schon nicht mehr achte, nicht einmal abwarte, sondern über sich selbst urtheile, sich selbst den Rang unter Menschen bestimme, der ihm gebührt. Und alle Menschen ahnen,

daß dieser Stolz aus einem sehr unlauteren Quell entspringe, und mit unleidlichen Eigenschaften zusammenhänge. Er empört unser ganzes Wesen. Weil er Anspruch auf Vollkommenheit macht; so beurtheilen wir ihn scharf, übersehen ihm nicht den geringsten Fehler. Wir sind geneigt, Fehler an ihm aufzusuchen, wenn wir sie nicht gleich Anfangs fanden. Ein bekannter Tonkünstler sang und spielte mir einmal eine neu-komponirte Ballade, die längst ein's meiner Lieblingsstüke gewesen war. Es war viel Ausdruk in seiner Komposition; aber auch zu viel Malerei. Indeß entzükte mich sein Gesang, und ich konnte kaum das Ende erwarten, um ihm um den Hals zu fallen, und ihm durch den Ausdruk meines Entzükens zu danken. Aber kaum hatt' er den lezten Akord gegriffen; so sprang er auf, faßte mich an, und rief: „Haben Sie je ein größeres Meisterstük gehört?" Und nun war mir's, als ob mir kaltes Wasser über den Leib gegossen wäre. Ich konnte kein Wort zum Lobe der Komposition sagen. Mein kaltes: „ja! sehr schön!" war so gut wie nichts.

Der Unbescheidene ist meist Anfangs durch übertriebene Schmeicheleien verdorben, die selten irgend ein Mensch, und am Wenigsten ein Jüngling ertragen kann. Indeß zeigt es immer Schwäche, Mangel von Selbstkenntniß und Beurtheilungskraft. Der Bescheidene gefällt mehr; Jeder ist geneigt, ihn dem Unbescheidenen vorzuziehen. Man sezt also voraus, daß er gewiß noch mehr gerühmt worden sey, und ohne daß man sich's gerade klar denkt, traut man ihm Selbstkenntniß, Beurtheilungskraft und eine gewisse Stärke der Seele zu, die sich durch Schmeicheleien nicht verderben läßt.

Der unbescheidene Jüngling wird immer mehr verdorben. Man muß ihm schmeicheln, und immer gröber, übertriebener schmeicheln, wenn man ihm gefallen will. Und das ist Opium. Alles Selbstbewußtseyn wird dadurch eingeschläfert, alles Verkehrte in ihm aufgereizt; er wird bis zum wahnsinnigsten Stolze betäubt.

Der bescheidene Jüngling wird nicht gelobt, sondern geliebt. Und Liebe ist Lebensluft, in der Alles froh gedeiht, Alles Kranke geneset, Alles Gesunde, heiterer, freier, lebendiger wird.

Ich unterscheide indeß Bescheidenheit, sorgfältig, von jener Schüchternheit, die dem Jüngling ein so linkes, unmännliches Ansehen giebt, und die man nur dem Knaben-Jüngling verzeiht. Der Bescheidene zeigt seine Talente und Bildung, wenn man ihn dazu auffodert, oder wenn er dadurch das Vergnügen Anderer befördern kann. Er macht dann Alles so gut, wie er's vermag, ist aber, auch wenn es ihm gelungen ist, so anspruchlos wie vorher. Der Schüchterne verbirgt seine Talente, und so viel möglich, sich selbst. Jedes fremde Gesicht, jede unerwartete Anrede, sezt ihn außer Fassung. Wird er gezwungen, — nur Zwang bringt ihn dazu — etwas von seinen Talenten zu zeigen; so macht er Alles links, steif, hölzern, aus Schüchternheit. Der Bescheidene schweigt, wenn Aeltere, Vornehmere oder Damen reden; auch Jünglingen seines Gleichen, fällt er nicht ins Wort, überschreit, überflügelt sie mit seinem Wortschwalle nicht. Aber er redet frei und offen, wenn man ihn anredet, sagt seine Meinung, wo er es für schiklich hält, und behauptet sie mit Höflichkeit und Ruhe. Er macht es

Niemand schwehr, der sich mit ihm unterhalten will; vielmehr trägt er seinen Theil zur Unterhaltung der Gesellschaft bei. Er hütet sich, allein das Wort zu führen, oder nur eine Zeitlang, und wenn er ganz sicher ist, daß es der Gesellschaft Vergnügen mache; aber er hütet sich auch, immer zu schweigen, zu dem Piknik der gesellschaftlichen Unterhaltung keine Schüssel zu geben. Der Schüchterne schweigt immer, erschrikt bei jeder Anrede, und antwortet so kurz, so Einsylbig, daß keine Unterredung mit ihm, möglich wird. Bescheidenheit und Schüchternheit sind verschieden, wie der höchste Grad von Bildung und die traurigste Verbildung, verschieden sind.

Nein; man kann artig, unterhaltend, frei und offen seyn, ohne unbescheiden zu seyn.

Aber der Unbescheidene ist nicht artig; er will nicht einmal artig seyn. Seine Derbheit, Grobheit, Plumpheit, legt er recht zur Schau, und will sie für Kraft, Energie gehalten haben. Er glaubt, ein Denker zu seyn, wie F., wenn er auf Anders=denkende schimpft, wie F. Er wähnt, die Dichtertalente und Sprachkenntnisse

der Schl. zu haben, wenn er sich in seiner natürlichsten — zum Unglük aber sehr gemeinen — Natur ausspricht, wie sie. So mancher Jüngling, der von Natur bescheiden war, Anlage und Trieb zur Höflichkeit hatte, spannt sich auf, thut seiner Natur Gewalt an, als ob es eine hohe Tugend gälte, um recht impertinent zu seyn. Er zwingt sich zu Unhöflichkeiten, und wird schaamroth dabei. — Es ist ein Jammer, so etwas anzusehen.

Die allerärgste Modethorheit ist denn freilich die Thorheit, Alles an sich, nach der Mode zu formen, sich in seiner heiligsten Individualität, der Mode zu unterwerfen. So giebt es denn Freiheitsschwärmer, die aus Sklaverei gegen die Mode, schwärmen; Originalsüchtige, die sich aus ängstlicher Nachäfferei bemühen, Originale zu scheinen; Sonderlinge, die diese Rolle spielen, weil sie sehen, daß es allgemeiner, guter Ton ist. — Das tollste Schauspiel, was man sehen kann! — Als ob das noch eine Medaille wäre, wenn das Gepräge, zum kurrenten Münzstempel geworden

ist? Ich lasse mir's gefallen, daß die Mode sich auf den Schnitt des Kleids, auf den Durchmesser der Halsbinde, allenfalls auf die Art zu tanzen und ein Kompliment zu machen, erstrekt; und ich mag es wol leiden, daß der Jüngling sich darnach bequemt, wenn die Mode nicht etwas Allzu-unnatürliches, Häßliches vorschreibt, und nicht übertrieben wird. Aber Mode in Kunst, Poesie, Philosophie, Religion — das ist zu arg! Einen Unsinn, der nicht Poesie ist, und nie seyn kann, zu Poesie zu erheben, aus Sklaverei gegen die Mode; etwas Religion nennen, was nie Religion war, aus Mode; — den, jedem Freunde der Gewissensfreiheit ehrwürdigen Namen des Protestantismus herabwürdigen, zu Bezeichnung des kältesten Dogmatisirens, oder des liebeleersten Sinnes, — aus Mode: so etwas muthet man keinem Galeerensklaven zu. Und unsere Freiheitathmende Jünglinge beugen sich unter dieß Joch.

Nein; Ihr guter Genius bewahre Sie vor dieser Sklaverei, vor dieser Erz-thorheit, die der Quell aller Modethorheiten ist! Zeigen Sie,

daß Sie unabhängige Wesen sind; und nur von sich selbst, von eigener Ueberzeugung, Geseze annehmen, wie es dem Menschen gebührt, dessen höchste Würde, Freiheit ist.

Neunte Vorlesung.

Freundschaft des Jünglings und des Mannes.

Denken die Himmlischen,
Einem der Erdgebornen
Viele Verwirrung zu;
Und bereiten sie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zu Freude
Tief-erschütternden Uebergang:
Dann erziehen sie ihm
In der Nähe der Stadt
Oder am fernen Gestade,
Daß in Stunden der Noth
Auch die Hülfe bereit sey,
Einen ruhigen Freund. —

So läßt Göthe seine Iphigenie sagen; und sie hat, wie eine Seherin gesprochen. Ich möchte sagen:

Weiß der Allwissende
Daß einem Erdensohn
Viele Versuchung kömmt;
Kennt Er den Jünglingssinn,
Den das Vergnügen lokt,
Den die reizbaren Sinne,
Den Fantasieengebilde
Unwiderstehlich dahin zieh'n:
Dann bereitet Er in ihm
Sehnsucht nach Seelenverbindung;
Und ihm erscheinet im Nimbus
Eines himmlischen Wesens,
Daß er ihn warne und leite,
Daß er durch Liebe ihn lenke,
Bald ein liebender Freund. —

Und es wär' eben so wahr, als was Göthe sagt. Wirklich, meine jungen Freunde, ist Ihnen ein Freund, gerad' in den brausenden Jahren Ihres Lebens, so unentbehrlich, wie Ihnen zwischen Felsen und Abgründen, Ihr Auge ist.

Und der, der dieß Bedürfniß kennt, wekt nicht nur das Gefül davon, in Ihrem Inneren; Er weiß es auch zu befriedigen. Gottesgabe ist die Sehnsucht nach einem Freunde, so wie der gefundene Freund selbst.

Lassen Sie sich's nicht irren, daß ich ein Bedürfniß, das Gefül eines Bedürfnisses, so hoch in Anschlag bringe, da Sie es vielleicht für Armuth, für Gefül eigener Armuth halten würden. Es ist mit geistigen Bedürfnissen Anders, wie mit Körperbedürfnissen. Je weniger der Mensch für seinen Körper bedarf, je unabhängiger, freier, glüklicher ist er. Bedarf er aber nichts für seinen Geist, sein Herz; so genießt er höchstens die Glükseligkeit eines feinsinnlichen Thiers, aber nicht eines Menschen. Geben Sie Acht auf die ganze Natur, in ihren Stufenfolgen. Je weniger ein Wesen bedarf, je unedler; je mehr es bedarf, je edler ist es. Der Stein bedarf weniger wie die Pflanze; das Thier bedarf mehr als sie. Der Stein ist aber auch unedler, das Thier edler. Der Thier- oder Pflanzenmensch, dem es schon wol ist, wenn sein Verdauungsgeschäft gut von statten geht,

und wenn er immer genug zu verdauen hat, der bedarf wenig. Sein Geist bedarf nichts; und sein Herz? — Er hat keins, sondern statt dessen, eine große Muskel, die das Blut durch die Adern treibt, wie Richter von ausgebrannten Herzen sagt, was aber auch von Andern gilt, die nicht ausgebrannt sind, weil sie nie brennen konnten. Ist er darum ein kräftigerer, edlerer Mensch? Der lebendige, hoch hinanstrebende Mensch, mit unermeßlicher Wißbegierde, mit glühend-warmem Herzen, bedarf unendlich viel. Unterricht, Kenntnisse, Klarheit und Wahrheit bedarf sein Kopf; Liebe jeder Art, innige, warme, treue, sein ganzes Wesen ausfüllende Liebe bedarf sein Herz. Ist er darüm weniger edel, weniger Mensch? Nein; gerade diese Bedürfnisse und das brennende Gefül dieser Bedürfnisse, macht ihn zu einem Menschen. Gesezt, er brauchte die Befriedigung dieser Bedürfnisse nicht außer sich zu suchen; er könnte sie Alle, sich selbst befriedigen: so wär' er Einer der Nephilim, losgerissen von der ganzen lebenden Schöpfung, die ganze lebende Schöpfung von ihm; ein Titan, der Alles unterjochen wolte,

weil er an Nichts hängt. Seine Größe würde Stolz, seine Kraft würde Härte werden. Das heilige Feuer, das den Menschen durchglüht, veredelt, zur Gottähnlichkeit erhöhet, die Liebe würd' ihm fremd bleiben, die alle Weisheit und Kraft, mit sich zu einer wunderbaren Dreieinheit mischt, und durch wechselseitiges Bedürfniß, so mild und weise, in unserem Herzen entzündet wird.

Nein; Sie sind weniger Mensch, Ihre eigentliche Menschlichkeit hat sich wenigstens noch nicht entwikelt, wenn sich keine Sehnsucht nach einem Freund in Ihnen regt. „In starken Seelen zieht Freundschaft eher als Liebe ein," sagt Richter; und in gewisser Hinsicht halt' auch ich es für wahr. Nur möcht' ich bestimmter sagen: wo sich geistige Bedürfnisse eher als sinnliche entwikeln, da sieht sich der Mensch zuerst um, nach einem Freunde; wo sich das Sinnliche zugleich mit dem Geistigen, oder gar das Sinnliche zuerst entwikelt, da schmachtet man nach einer Geliebten.

Freundschaft ist der erste freie Gebrauch, den der Jüngling von seiner Fähigkeit zu lieben

macht. Bisher hat ihn der natürliche Instinkt, immer auf die Wesen gelenkt, die er lieben solte. Es waren seine Aeltern, seine Geschwister, seine Wärterinnen, seine Lehrer, die er liebte. Jezt wält er sich selbst; er hört auf die Stimme seines Herzens, blos auf sie, und er hat den Muth, ihr zu folgen. Durch Mutter, Vater, Geschwister, hat er lieben gelernt; jezt übt er etwas von dem aus, was er erlernt hat. Es ist sein Erstes Probestük, ob er lieben, und sich Gegenliebe erwerben kann. Bisher gieng seine Empfindung immer an der leitenden Hand der Mutter, des Vaters; jezt geht sie allein. Und solte sie sich verirren, straucheln, fallen; sie muß allein gehen lernen. Bisher war immer vorgearbeitet in den Herzen; er brauchte sich keine Liebe zu erwerben, er fand sie schon. Jezt muß er sie erwerben. Mutter, Vater, Geschwister, gab ihm die Natur, oder Gott; einen Freund muß er sich verdienen. Den Aeltern ist er schon lieb, weil er ihr Kind ist; dem Freunde kann er nur lieb seyn, wenn er liebenswürdig ist.

Schon daraus sehen Sie, daß ein Freund,

zu Ihrer vollen Menschenbildung gehört; daß Sie ohne einen Freund, schwehrlich, Alles werden können, was Sie zu werden fähig wären.

Freilich; wenn Sie nun Einmal dieß Bedürfniß nicht hätten: warum solten Sie suchen, ohne Bedürfniß? Noch ärger wär' es, wenn Sie Sehnsucht nach einem Freund affektirten, die Ihr Herz nicht empfände. Sie müssen also freilich bleiben, wie Sie sind. Aber traurig ist es immer. Was der Stolz von Manchen Ihres Alters ist, daß Sie sich selbst genug sind; das zeigt eben, daß Ihr Herz von irgend einer Seite nicht gesund ist. Beobachten Sie sich selbst, wodurch etwa Ihre Empfindung gelähmt oder erstikt wird. Wenn Sie auch nichts thun, um sie zu beleben; — die geistigen Reizmittel sind so bedenklich, wie die körperlichen, — so meiden Sie wenigstens Alles, wodurch sie geschwächt wird. Jede Art von grober oder feiner Sinnlichkeit, alle Liebelei, Empfindelei, Schwärmerei, jede heftige, herrschende Leidenschaft, Eitelkeit, Spielsucht, Ehrsucht, Ruhmsucht, verderben an dem Herzen, und erstiken die natürliche Sehnsucht nach einem Freunde, die freilich nur in einem

guten, ruhigen Gemüthe aufkommen kann. Unter lärmenden Trommeln hört man freilich das sanfte Girren der Flöte nicht! Stillen Sie das Geräusch in Ihrem Inneren, damit Sie die süß-schmachtende Stimme Ihres Herzens hören.

Auf alle Fälle ist es auch für Ihre Sittlichkeit wichtig, einen redlichen Freund zu haben. Die alten Gesezgeber wußten recht gut, wie entscheidend der Einfluß der Freundschaft auf Sittlichkeit ist. Aristoteles sagt sogar von ihnen, sie hätten sich mehr um Freundschaft als um Gerechtigkeit bekümmert. Es versteht sich, daß sie Freundschaft nicht durch Geseze vorschrieben, sondern durch Anstalten und Einrichtung zu befördern suchten, was man damals für die größte Weisheit der Gesezgeber hielt.

Ich sprech' Ihnen immer von einem Freunde, nicht von Freunden; denn ich glaube wirklich, daß der Jüngling nur Einen ächten Freund haben soll und haben kann. Man hat eigentlich noch keinen Freund gefunden, wenn man nicht Alles in ihm gefunden hat. Der flüchtige, oberflächliche Jüngling, der sich Vielen hingiebt, verdient keinen Einzigen Freund. Und

wenn er auch als Mann, von mehreren Seiten berührt werden, Mehreres an Mehreren auf verschiedene Art schäzen und lieben kann; diese Vielseitigkeit ist bei dem Jüngling unnatürlich. Sein ganzes Wesen ist auf Einen Punkt gerichtet, strebt nach Einem Ziel, ohne zur Rechten oder zur Linken zu sehen. So muß auch sein Herz, seine Liebe, seine Freundschaft seyn. Der Jüngling muß von seinem Freunde sagen können, was Kato von Utika von seinem Bruder sagte. Als er gefragt wurde, wen er am liebsten habe, so sagte er: meinen Bruder! „Wen nach ihm?" — Meinen Bruder. — „Wen aber nach diesem?" — Immer wieder: meinen Bruder! — so lange man ihn fragte.

Ueber die Wahl eines Freundes hätt' ich Ihnen viel zu sagen, wenn sie durch irgend ein Zureden gelenkt werden könnte, oder dürfte. Aber das Herz wält, wält entschlossen, bestimmt, ohne sich genau die Gründe zu entwikeln, warum es wälte. Und wenn es Anders ist; wenn man sich vorher die Gründe genau darlegen kann, warum man Diesen oder Jenen, zu seinem Freunde gewält habe: so hat

man — eine feine geistige Spekulation gemacht, sich einen guten Gesellschafter, einen Beschüzer, Erzieher, Hofmeister, ausersehen: aber man hat keinen Freund gewält. Und wer nun gar, nach dem Rath und Gutfinden eines Andern, sich einen Jüngling zum Freunde zu wälen wähnte, der wüßte noch gar nicht, was ein Freund ist. Ich leg' Ihnen ein Fragment von dem ehrlichen, herzlichen Montägne bei, das die wahre Geschichte von der Entstehung seiner Freundschaft, nach seiner Gewohnheit, offen und naiv erzält. Daraus werden Sie sehen, wenn es Ihnen Ihre Erfahrung nicht schon gesagt hat, wie es bei der Wahl eines Freundes zugeht. Da werden keine Gründe entwikelt, keine gute Eigenschaften bestimmt gedacht; die liebenswürdigen Seiten eines Charakters werden nicht Einzeln bemerkt. Das Alles fült man lebendiger, als es die kalte Vernunft aufzälen und in Anschlag bringen kann; man vereinzelt, zält, berechnet es nicht. Es ist Sympathie, Ahnung innerer Harmonie, die sich oft schnell ausspricht, wie eine Stimme Gottes im Inneren. Wir finden dann meist den künftigen Freund in einer Lage, unter

Umständen, wo sein inneres Wesen zu Tage kommen kann, kommen muß; wo sich sein Herz auf eine liebenswürdige Art öfnet, und der innere Mensch durch den äußeren durchschimmert, den äußeren verklärt. Und nun sagt uns die Gottesstimme in unserer Brust: „hier hast du gefunden, was du suchst!“ Wir geben uns ihm ganz hin, und wissen, ohne Wort und Versicherung, daß er sich auch uns hingiebt. —

So einen Auftritt finden wir in der Geschichte Davids; er ist unbeschreiblich interessant, wenn man sich ihn vergegenwärtigt, und ein Herz für Freundschaft hat. „David war zurükgekommen von dem Streit mit dem übermütigen Goliath, und hatte dem ganzen Heere neuen Muth eingeflößt. Zum Erstenmal, nach langer Zeit, hatten sie die drükenden Philister besiegt. David hatte viel gethan, und stand da, als ob er nichts gethan hätte. Und das war nicht angenommene Bescheidenheit, oder ein gewisser Anstand, den er sich gab. Möglich wäre dieß damals eher als jezt gewesen, weil man damals noch wußte und glaubte, daß der Jüngling durch Bescheidenheit gefällt. Aber es war nicht

so! Er wußte nicht, wie man Anders seyn könne. Es war natürliche Folge seines Vertrauens auf Gott, mit dem er die ganze Sache angefangen und ausgeführt hatte. Ihm gieng's, wie es Jedem geht, in dem ächtes Vertrauen lebt. Es war ihm unbegreiflich, daß nicht in Allen, ein solches Vertrauen lebe. Auf einen Allmächtigen, Alliebenden zu vertrauen, schien ihm natürlich, wie Athmen ist. Dieß Vertrauen, und der schöne Muth, den es einflößt, und die Freude über die That, die Gott gelingen ließ, funkelte aus Davids schönen Augen, glühte auf seinen jugendlichen Wangen, stralte von seiner heiteren Stirne. Jonathan sah dieß, fülte Alles und liebte David von diesem Augenblik an, wie sein Herz, wie den besten Theil seiner selbst. Er mußt' ihn so lieben, oder er hätte nicht Jonathan, und David nicht David seyn müssen. David war leicht und einfach, wie ein Hirt gekleidet. Andere Kleider bedurft' er nicht, vermißt' er nicht. Aber Jonathan wol! Der Held solt' auch Kleider eines Helden tragen; der Bessere solt' auch nicht schlechter im Aeußeren seyn, wie er selbst. Ohnehin wolt' er dem auch

etwas Sichtbares geben, dem er sein Herz gegeben hatte. Und jezt gleich! Und was hatt' er jezt Anders, als seine Kleider? Mantel und Harnisch, Gürtel, Schwerd und Bogen, — Alles legt' er ab, und gab es David hin, legt' es David an. Bedeutender konnte die Liebe nichts geben. Sonst gab man Andern wol ein Ehrenkleid (Kaftan); einen fremden neuen Rok. Jonathan gab dem David ein Liebeskleid, seinen eigenen Rok. Die ganze Handlung war Symbol der ächten Freundschaft; sinnlicher Ausdruk von dem, was ihr ganzes Wesen ausspricht: „was mein ist, ist dein; du bist der bessere Theil meiner selbst!" — Und das ist ihm auch David geblieben, so lang' er lebte.

Allerdings sey Ihnen also diese Sympathie heilig! Aber um sie mit Gewißheit als solche zu erkennen; sie zu unterscheiden von dem Anziehenden, das ein gewisser Körperreiz, ausgebildete Talente, oder eine bewußtlose Erinnerung von Aehnlichkeit mit einem andern geliebten Wesen hat; um Ihres Herzens gewiß zu seyn, wünscht' ich freilich, daß Sie noch etwas warteten, ehe Sie Schwerd und Harnisch und Herz

hingäben. Bewahren Sie Ihr Gefül heilig in sich. Warten Sie nur ein Paar Monate; nur sechs Wochen. Ich sage nicht: beobachten Sie den Jüngling! Beobachten sezt Mißtrauen voraus, und mit Mißtrauen muß keine Freundschaft anfangen. Beobachten Sie sich selbst; ob Ihre Vorliebe für ihn, wirklich Sympathie ist. Und dann geben Sie sich ihm hin.

Können Sie nicht warten; so sollen Sie auch nicht warten! Ihr guter Genius wird Sie dann leiten, und keine Vorlesung.

Nur das Eine noch. Je reiner Ihre Absichten bei der Wahl eines Freundes sind; je glüklicher werden Sie wälen. Natürlich, wenn Sie aus Eitelkeit wälten, und nun einen Jüngling fänden, durch den Sie in ein gewisses Ansehen kämen, „haben Sie Ihren Lohn dahin." Aber wenn Ihr Herz wälte, um etwas für dieß Herz zu haben; so finden Sie auch etwas für Ihr Herz.

Aber wenn Sie sich einem Freunde hingeben; so geben Sie sich ihm ganz hin. Halbes Vertrauen ist kein Vertrauen; halbe Freundschaft verdient diesen Namen nicht. Wenn Sie erst

überlegen, was Sie Ihrem Freunde anvertrauen können; so müssen Sie ihm eigentlich nichts anvertrauen. Nur aus Unbesonnenheit können Sie ihm irgend etwas entdeken; denn Sie haben ja kein Zutrauen zu ihm! Der Freund muß in Ihrem Tagebuche und in Ihrem Herzen lesen können, sonst haben Sie ihm Ihr Herz nicht gegeben. Nur ein fremdes Geheimniß muß vor ihm verborgen bleiben; was Ihnen gehört, das ist auch sein!

Aber heilig sey Ihnen auch das Geheimniß, das Ihnen Ihr Freund anvertraute. Keinem Menschen, wer es auch sey, und so nah' er Ihnen sey — und wär' es einst Ihre Gattin — darf es entdekt werden. Behutsamkeit, kluge Vorsicht ist oft nöthig, damit Sie nicht etwas davon, ohne Absicht, verrathen, damit Ihnen nichts entlokt werde. Auch Unvorsichtigkeit, unbedachtsame Geschwäzigkeit macht zu vertrauter Freundschaft unfähig.

Uneigennüzigkeit in jeder Hinsicht, ist der Freundschaft so wesentlich, daß sich bei dem Gegentheil, gar keine Art derselben denken läßt. Sie verstehen mich ja! Ich rede nicht von dem

Mangel des groben Eigennuzes, der von dem Gelde des Andern mit genießen, oder durch den Andern sich emporheben will. Niemand wird das Anschmiegen an Jemand, aus solchen Gründen, für Freundschaft halten. Ich rede von jenem feineren Eigennuz, der den Freund ausschließlich besizen, aus seinem Geist und Herzen immer nehmen will, der es verlangt, daß der Freund sich von allen Verbindungen losreißen, ganz allein für ihn leben solle. Kurz, den Sinn, der nur immer fodert, prätendirt, nie genug hat, immer mehr an dem Freunde haben will, den nenn' ich Eigennuz. Hüten Sie sich davor! Er tritt in dem Gewande hoher, warmer Liebe einher, und ist im Grunde nichts, als unersättlicher Durst nach geistigem Vergnügen, der sich an dem Freunde sättigen will, ohne daran zu denken, ob er dadurch ausgesaugt wird oder nicht. Ja; Sie suchten etwas für sich, da Sie sich einem Freunde hingaben, und Sie haben etwas gefunden. Aber was? den besseren, feineren, edleren Theil Ihrer selbst. Sie fülen Ihren Freund, wie Ihr Auge, wie Ihr Herz! Sie sorgen für sich, wenn Sie für ihn sorgen;

Sie schüzen und schonen sich, wenn Sie ihn schüzen und schonen. Ja; es ist Ihnen unbeschreiblich wol in seiner Nähe; aber auch auf diese Nähe, auf allen Freundschaftsgenuß mit ihm, können Sie Verzicht thun, wenn es die Ruhe, die Glükseligkeit des Freunds erfodert. Sie werden seine Entfernung befördern; mit allem Scharfsinn und aller Anstrengung allenfalls selbst daran arbeiten, daß Ihr Herz wieder verwaiset werde, damit es nur dem Freunde wolgehe. Das ist ja die Natur jeder uneigennüzigen Liebe; auch der Mutterliebe, die ihre geliebte Tochter in die Ferne verheirathet, an ihrer Entfernung selbst arbeitet, ob sie gleich mit ihr Alles verliert!

Halten Sie nie Rechnung über Geben und Empfangen, bei einem Freunde. Die Liebe rechnet nicht. — Nicht die Rechnung des Eigennuzes, der nicht mehr geben, als empfangen, und nicht die Rechnung des Stolzes, der nicht mehr empfangen als geben will.

Zu dem Eigennuz in der Freundschaft, rechne ich auch die Eifersüchteleien, die manchmal vorfallen, und den heiteren Aether der Freund-

schaft trüben. Bei dem Anfang einer jugendlichen Verbindung fallen sie wol manchmal vor, ob es gleich hernach ächte Freundschaft wird: aber immer ist es eine Hefe von Eigensucht, die noch herausgähren muß. Denn was sind eigentlich alle diese Eifersüchteleien? — Mißmuth darüber, weil man wähnt, daß der Freund einen Andern, uns vorziehe. Wähnt man dieß nur; so ist es ja thöricht, durch eine Vorspieglung unserer Fantasie, uns selbst zu quälen, und — was noch weit ärger ist — auch den Freund, so bald er es bemerkt. Liebt aber unser Freund, wirklich, einen Andern mehr als uns; freilich ist das traurig. Aber werden wir ihm durch unsern Mißmuth lieber werden? — Ohne Zweifel giebt ihm der Andere mehr als wir. Werden wir ihm denn mehr wie sonst geben können, wenn wir verdrießlich über ihn sind? Thun Sie Alles, um ihm Liebe zu zeigen, um seinem Kopf und Herzen wol zu machen. Ziehen Sie seine Liebe stärker zu sich, wie Liebe auf einen Gegenstand gezogen werden kann. Ihre Mittel müssen dem Zwek' entsprechen. Wenn dieß aber nicht geht; seien Sie großmütig

genug, genug der Freund Ihres Freunds, um ihm auch bei einem Andern, den Herzensgenuß zu gönnen, den er bei Ihnen nicht ganz findet. — Nein; er müsse nicht darben, weil Sie ihm nicht Alles geben können, was sein Wesen bedarf.

Wenn Sie sich diesen Eifersüchteleien überließen; so würde bald Mißtrauen in Ihr Herz schleichen; und das ist Gift jeder Liebe, Gift für jedes Herz. Ja; ganz eigentliches Gift, das desto ärgere Zerstörungen in dem Herzen anrichtet, je mehr Liebe darin ist, so wie das Gift einer bösartigen Krankheit, die gesundesten, stärksten Körper, am fürchterlichsten befällt. Es ist in Ihren Jahren nicht natürlich; aber ganz sicher sind Sie doch nicht davor, wenn Sie sich von Eifersüchteleien beherrschen ließen, und etwa Einigemal wirklich betrogen wurden. Auch in späteren Jahren könnt' es Sie befallen, und Ihren Freundschaftsgenuß vergiften. Und das wäre schreklich! Wo Mißtrauen ist, da sieht man nicht mehr mit gesunden Augen, hört nicht mit gesunden Ohren, fült nicht mit gesundem Herzen. Vorspieglungen der Fantasie werden Thatsachen; Dinge ohn' allen Zusammenhang,

werden zusammengestellt; aus jedem Insekt wird eine Riesengestalt. Die einfache Regel der alltäglichsten Gerechtigkeit, auch den beschuldigten Theil erst zu hören, wird nicht befolgt, nicht geachtet. Alles, auch das Unschuldigste, das Beste, muß das Mißtrauen nähren. Bei Sonnenschein, im Rosenduft, fült man Stikluft; aus Honig wird Gift gesaugt. Wie ein bösartiges Geschwür, bricht es gleich, an einem andern Orte wieder auf, wenn es eben an einem Orte geheilt ward. Glauben Sie mir: es ist ein armer, unglüklicher Mensch, der von Mißtrauen beherrscht wird. Er verbreitet eine Hölle um sich her; denn er trägt eine Hölle in sich.

Denken Sie nicht, daß Ihr Herz einem solchen Ungeheuer unzugänglich sey. Es erscheint und ist nicht gleich so. Dem Krokodilleney sieht man es auch nicht an, was aus ihm wird. Die Anlage zu Mißtrauen liegt in den meisten Herzen, also ohne Zweifel auch in Ihrem Herzen. Liebe zu dem Freunde, und Glauben an seine Liebe, in gleichem schönem Verhältniß, schafft das reinste Erdenglük, das möglich ist. Der Mensch lebt in einem Paradiese, wenn er für

den Freund das selbst thut, was er ihm zutraut, und ihm das auch zutraut, was er selbst für ihn thun würde. Aber ich sah es selten. Hören Sie mich wol: ich sah es selten! Auch bei den liebendsten, edelsten, erhabensten Menschen fand ich's oft nicht. Ich, so sehr zum Glauben organisirt, staunte, begriff nicht, — bewies, ereiferte mich, stürmte; aber ich lernte durch lange Erfahrung, daß gar manche treffliche Menschen durchaus nicht glauben können, an eine Liebe, wie sie selbst eine im Herzen tragen; und das, oft darum hauptsächlich, weil sich die Liebe des Andern, nicht auf die Art ausspricht, wie die ihrige. — Also: „du, der du noch stehest, siehe zu, daß du nicht fallest!"

Daß Sie Alles für Ihren Freund thun werden, wozu Ihnen irgend Gelegenheit wird, das versteht sich von selbst. Sie freuen sich einer solchen Gelegenheit. Sie suchen, spähen sie auf, schon in der Ferne. Giebt es ja kein wolthätigeres Fest für ein fülendes Herz, als dem Freund' eine Last abnehmen, eine Freude veranstalten! Freundschaft, wie Liebe hat hier ihre

eigenen Feinheiten, ihre eigene Eingebung, möcht' ich sagen. Sie bereitet die Freude so ganz für den Freund; wie nur er sie ganz fülen, genießen kann. Giebt er ihm ein Geschenk; so trägt Alles das Gepräge dessen, der es gab, und dessen, dem es gegeben wird. Veranstaltet er ihm ein Fest; so hat Alles seine Beziehungen, die nur der Freund recht versteht; in Allem ist außer dem populären Sinn, noch ein geheimer, den nur der Freund faßt. Ihm wird, wie in den Harems der Morgenländer, ein Strauß welriechender schöner Blumen gereicht, die schon an sich gefallen, und noch dazu aussprechen, was der Geber fült. Freundschaft hat auch ihre Mystik!

Diese Feinheit im Geben und Erfreuen, ist meist die Sache des Einen, zärteren, sanfteren Theils, der sich meist in einem Freundespaare findet. Sie werden nemlich bemerken, daß auch Freunde, die sich wälen, meist im Geistigen, von zweierlei Geschlecht sind; der Eine, männlich, stark, fest, giebt mehr, beschüzt mit seiner Kraft den Freund, steht und redet für ihn, wo es nöthig ist; der Andere weiblich, sanft

und zärtlich, empfängt mehr, giebt indem er empfängt, räth, warnt, erfreut mit jener Feinheit, die man in so hohem Grade bei dem andern Geschlechte findet. Er bedarf seines Freundes Schuz; der Freund bedarf seiner Warnung, seines zarten sanften Sinns. So ist die geistige Ehe geschlossen! Darum giebt Aeschylus, in der Liebe zwischen Achill und Patroklus, dem Achill die Rolle des Liebhabers; und wer über die Geschichte der Freundschaft zwischen David und Jonathan nachdenkt, der wird bald finden, daß Jonathan, als Freund, der männliche, gebende, und David, als Freund, der weibliche, empfangende Theil war.

Leicht wird es Ihnen werden, auch die Fehler und Schwächen eines Freunds zu dulden, wenn Sie sich selbst kennen, und sich eigener Fehler bewußt sind. Nur die Verblendung über sich selbst, bei der man das nicht sieht, was alle andere Menschen sehen; nur eine Anmaasung, die sich bei beschränkten Köpfen häufig, bei wirklich-großen Menschen, nie findet, bei der man zwar im Allgemeinen zugiebt, daß man auch seine Fehler habe, aber nie einen

Einzelnen Fehler gestehen will: nur eine solche Zerrüttung des inneren Bewußtseyns, könnt' es uns schwehr machen. Und so etwas erwart' ich bei Ihnen nicht. Wol mag es Ihnen aber um einer ganz andern Ursache willen schwehr werden, Fehler bei Ihrem Freunde zuzugeben, oder sie zu dulden, wenn Sie sie zugeben müssen. Bei neuer Freundschaft zwischen edlen Jünglingen, ist fast immer etwas Schwärmerisches. Der Freund ist ein Ideal von Reinheit, Tugend und Edelsinn. Er ist ein Engel, aber kein schwacher Mensch. So erscheint er den Augen der Liebe. Natürlich soll, darf er durchaus keinen Fehler haben. Es ist dem edlen, liebenden Jüngling unerträglich, wenn ihn etwas stören will in dem süßen Wahn', daß sein Freund ein solches Ideal sey. Anfangs streitet er also heftig dagegen, wenn von diesem Freunde die geringste Schwäche erzält wird. Und kann er sie nicht mehr leugnen; so wird er ungeduldig über diesen Freund selbst. Er macht ihm wol — aus lauter schwärmerischer Liebe, heftige Vorwürfe darüber, daß er — sein Ideal nicht realisirt hat. Aber bald lernen Sie dulden. Es ist Ihnen

lieb, daß Sie Manches, auch an Ihrem so edlen, trefflichen Freunde zu dulden haben. Ganz fehlerlos würd' er Sie nur drüken, beschämen, weil Sie sich selbst zu vieler Fehler bewußt sind. Sie würden ihn nicht für Ihres Gleichen halten können. Und dann werden Sie bald bemerken, mit wie vielem Guten diese Schwächen zusammenhängen, wovon sie jezt kaum noch zu trennen sind; daß gerade diese Gutherzigkeit zu manchen Uebereilungen und in manche Verlegenheiten führt; daß gerade dieß feste Hineilen nach Einem Ziele, den vorsichtigen Blik auf die Gegenstände zur Rechten und zur Linken nicht gestattet; daß gerade dieser glühende Eifer für Recht und Wahrheit, manchmal drüken und weh thun kann. Sie sehen eine Seite, von der auch Sie dem Freunde nüzlich, oder wol gar unentbehrlich seyn können, der Ihnen von allen Seiten unentbehrlich ist. Und so dulden Sie mit Liebe, was Ihnen vielleicht vorher unduldbar schien. Jonathan duldete so viel an David, selbst sein Mißtrauen, was gewiß am schwehrsten zu dulden ist. Als Jonathans Vater, Saul, dem David nach dem Leben trach-

tete; da klagt' es David seinem Jonathan. Finster war's in Davids Seele; er sah Alles schwarz um sich her. Er bat — seinen Jonathan, — doch sein Leben zu schonen; er äußerte ihm den Verdacht, — Jonathan, der ihn mit Lebensgefahr, bei seinem Vater vertheidigt hatte, könnte ihn wol seinem Vater verrathen! Und der gutmütige Jonathan, — schwört David, daß er — nie an ihm zum Verräther werden wolle. Ich habe nie ein größeres Beispiel von Duldung gelesen und gehört.

Ich redete jezt von Schwächen und kleinen Fehlern, die Sie an Ihrem Freunde bemerkten, die mit manchem Guten in ihm zusammenhängen, und die Sie allerdings blos zu dulden haben. Ein anders ist's, mit Fehlern, die zu bösen Gewohnheiten, zu herrschenden Neigungen, zu Lastern werden können. Hier müssen Sie warnen, Ihrem Freunde Vorstellungen dagegen machen, wenn Ihnen anders die Sittlichkeit Ihres Freunds am Herzen liegt. Und wie könnte sie Ihnen nicht am Herzen liegen, wenn Sie ihn lieben? Wer liebt, der warnt, wer

warnt, der liebt; das ist ein bekanntes, aber sehr wahres Wort. Eine gegebene und gut aufgenommene; eine erhaltene und wie Gottes Stimme verehrte Warnung, sind Probirsteine ächter Freundschaft. Es ist die frisch getriebene Knospe in dem eingeimpften Reis; ein Zeichen, daß der Saft des Stamms, in das Reis über- gegangen ist. Aber wenn auch die Warnung Anfangs nicht gut auf den Freund wirkte; wenn er darin übertriebene Aengstlichkeit oder Be- schränktheit sähe: — natürlich, daß Ihnen das weh thut. Sie werden sich bemühen, mit noch mehr Schonung zu reden, noch mehr Liebe zu zeigen. Sie werden warten, die beste Stunde wälen, Ihr Herz reden lassen. Sie werden Ih- ren Freund an Ihre Liebe zu ihm erinnern, ihn da anfassen, wo er am leichtesten anzufassen ist; Sie werden alle Weisheit und Klugheit der Liebe anwenden, um auf ihn zu wirken. Sie lassen sich zurükweisen und abermals zurükweisen; Sie warten, aber Sie schweigen nicht ganz. Nein; die ächte Freundschaft kann nicht schwei- gen, wenn die Sittlichkeit des Freunds in Ge- fahr ist. Endlich werden Sie gehört, und Ihre

Liebe wird erkannt werden. Und was wird es seyn, wenn Ihnen einst ein geliebter Freund zuruft:

> Dank dir, du hast das Leben,
> Die Seele mir gerettet, du!

Aber wälen Sie auch die beste, die rechte Stunde, wenn sie nicht Ihrem Freunde schmerzlich weh thun, ihn ärger wie die bittersten Feinde kränken wollen. Wenn der Hyänenzahn der Verleumdung ihn etwa zerreißt; wenn der Gifthauch des Neids, durch Schiefsinn, Leichtsinn und Geschwäzigkeit fortgepflanzt, die Blüte seines guten Namens, wie Mehlthau zerstört, und an der Wurzel seiner Lebenskraft nagt; wenn sein Inneres empört, sich aufbäumt, gegen die Menschen, denen das Unglaublichste glaublich, das Unsinnigste annehmlich wird, sobald es nur etwas recht Schlimmes ist; die die Absichten anderer Menschen, nach ihrem Herzen berechnen, und bei dem Edlen Alles wahrscheinlich finden, was bei *ihrem* Thiersinn, bei *ihrer* Habsucht, bei *ihrer* Falschheit wahrscheinlich wäre; denen reine Absichten so fremd worden sind, daß sie auch nicht einmal bei Anderen,

daran glauben können; wenn sich Ihr Freund von dem Menschengeschlechte ganz losmachen, und sich nur an die wenigen Edlen halten möchte, die er als solche kennt; wenn der bessere Theil seiner selbst, mit Menschenhaß, wie mit einem Satan kämpft: jezt um Gottes und aller Liebe willen, kein Wort von Warnung, wenn er auch aus Unbedachtsamkeit gefehlt, im festen Bewußtseyn seiner guten Absichten manchen Schein gegeben hätte! Den Unglüklichen, der einen Schneeball auf einen Gletscher heraufwarf, den die daraus zusammengerollte Lawine in einen Abgrund niederstürzte, den wollen Sie doch wol nicht ermahnen, daß er sich vor dem Schneeballwerfen hüten solle? Nein; Sie schaffen ihm den Schnee weg, der ihn zu erdrüken droht; Sie helfen ihm aus dem Abgrund, wenn Sie können, und sagen ihm kein Wort. Ich denke, die Lawine hat ihm genug gesagt. Warnungen, von Freunden, zu einer solchen Zeit gegeben, sind Höllenstein, von Unverständigen, in eine frische Wunde gestreut; er schmerzt tausendmal mehr, als die Wunde selbst. Was nöthig ist, um bei vernachläßigten Wunden wildes Fleisch

wegzuätzen, das ist bei frischen Wunden, und gesundem Fleische Barbarei. Hier muß man sagen, was, — ich weiß nicht wer? — gesagt hat: „bewahre mich nur vor meinen Freunden; mit meinen Feinden will ich wol fertig werden.“ Unter allen Leiden, die Hiob nach jenem schönen Lehrgedichte trafen, waren die Warnungen und Vorwürfe seiner Freunde, bei Weitem das Schwehrste. Auch mußt' er für sie bitten. Freilich fehlt' ihm am Ende Geduld, Unterwerfung unter Gott, Sanftmuth und Glaube; aber ihnen fehlt' etwas weit Unentbehrlicheres: Liebe.

Warnungen von Ihrem Freunde annehmen, ihm dafür danken, sie als Zeichen seiner Liebe erkennen; auch das ist der Freundschaft wesentlich. Der Freund muß Ihr äußeres Gewissen seyn. Mit ihm müssen Sie über Alles zu Rath gehen; ihm von Allem Rechenschaft geben. Unbestechlich, wie das gute Gewissen, muß der Freund tadlen, was er an Ihnen zu tadlen findet; und heilig muß Ihnen sein Tadel seyn, wie Ihnen der Tadel Ihres Gewissens heilig ist. Rechnen Sie sicher darauf: Sie sind schon sehr verdorben, wenn Sie der Tadel oder die War-

nung eines Freunds aufbringt, und wenn Sie auch glaubten, daß Sie den Tadel nicht verdienten, daß die Warnung überflüssig wäre.

Warnen Sie mit aller Schonung der Liebe; aber nehmen Sie Warnung von Ihrem Freund an, auch wenn sie ohne jene Schonung gegeben wurde. Der, der die Warnung giebt, hat andere Verbindlichkeiten, als der, der sie erhält.

Ueberhaupt müssen Sie Ihren Freund immer mit Zartgefül behandlen. Keine Steifheit, Feierlichkeit; nichts Ceremonielles! Aber die Höflichkeit des Herzens; die genaue Aufmerksamkeit auf jede Kleinigkeit, die unangenehm seyn, oder wol machen kann; die feine Sorgfalt, alles Unangenehme zu entfernen, alles Wolthätige herbeizuschaffen: das ist die Höflichkeit gegen den Freund.

Ihren Freund zu vertheidigen, das liegt so tief in Ihrer, in des Jünglings Natur, daß ich kein Wort darüber verlieren mag. Ich werde Sie ja wol nicht ermahnen, frölich zu seyn! Aber eben, weil dieß Vertheidigen, Ihnen so nahe liegt; weil der Jüngling leicht mit allzu-

viel Heftigkeit vertheidigt, was ihm anliegt: so erinnere ich Sie nur, daß Sie der guten Sache Ihres Freunds nuzen, wenn Sie ihn mit Ruhe vertheidigen. Ruhe ist fast immer bei einer guten, und stürmische Heftigkeit meist bei einer schlimmen Sache! Auch bedenken Sie, daß man eine Sache oft schlecht vertheidigt, wenn man sie mit vielen Worten vertheidigt. Ja; wenn sich etwas herum trägt, was einigen Schein hat, wozu Ihr Freund Veranlassung gab; wenn es wirklich Redliche irre machen kann: so sezen Sie ruhig auseinander, wie es war und ist. Sagen Sie dabei, daß Sie für die Wahrheit der Erzälung stehen. Aber wenn man etwas Schlechtes von Ihrem Freunde sagte, wozu er nicht fähig ist; dann würdigen Sie die Lästerung ja keiner weitläuftigen Widerlegung. Ein zu Boden schmetterndes Wort; ein verächtlicher Blik; die Einzige Aeußerung: „Wolten Sie es wol meinem Freunde ins Gesicht sagen?" — „Nennen Sie mir den, von dem Sie die Infamie haben!" — „Ich werde meinem Freunde sagen, daß Sie mir das von ihm sagten!" — ist genug; mehr ist eine Lästerung

nicht werth. Man giebt ihr Wichtigkeit, wenn man sich viel damit einläßt.

Freundschaft ist keine Leidenschaft, und soll nie eine werden. Sie reißt also nicht Alles, mit in ihren Kreis; erfüllt den Menschen nicht so, wie die Leidenschaft der Liebe, daß er unfähig würde, für irgend etwas Anders zu leben oder sich zu interessiren. Sie kann und soll also, wie jede sanfte Neigung des Gemüths, in schönem Verhältniß mit Ihren übrigen Verbindungen stehen. Sie sollen darum nicht weniger, ein guter Sohn, Bruder, und einst ein guter Gatte und Vater seyn, weil Sie ein warmer Freund sind. Nie sollen Sie die Freundschaft Ihrer Kindspietät, Ihrer Bruder- Gatten- oder Vaterliebe, aber auch nie Eine von diesen Empfindungen Ihrem Freundschaftsgefül aufopfern. Es ist recht, daß Sie Alles für Ihren Freund thun; aber es ist frühere, heiligere Pflicht, Ihren Aeltern zu gehorchen, Ihre Familie zu versorgen. Wenn Sie sich also Ihrem Freunde nicht aufopfern können, ohne Ihren Aeltern ungehorsam zu werden, oder Ihrer Familie die schuldige Versorgung zu entziehen; so gehen

jene heiligere Pflichten vor. Es ist Ihnen in sittlicher Hinsicht unmöglich, das für ihn zu thun, wozu Sie Ihre Liebe sonst drängte. Ich leg' Ihnen eine wahre Erzälung bei, aus der Sie die unglüklichen Folgen der leidenschaftlichen Freundschaft sehen können, die alle andere Pflichten hintan sezt. Auch von dieser Seite, so wie fast von Allem, war Jonathan hohes Muster. Je mehr sein Vater siegte; je mächtigerer er wurde: je größer war die Gefahr für seinen Freund. Jonathan wußte, daß seinem David die Krone bestimmt war. Ein blos leidenschaftlicher Freund, wäre zu David übergegangen, hätte Parthei gegen seinen Vater gemacht. Aber das that Jonathan nicht. Er stritt gegen die Philister, an der Seite seines Vaters, auch als sein David schon zu ihnen geflohen war. An der Seite seines Vaters, treu seiner Pflicht bis in den Tod, fiel er in der Schlacht. Ich denke, auch er wußt' es:

Nicht blos für diese Unterwelt
Knüpft sich der Freundschaft Band;
Wenn einst der Vorhang niederfällt,
Wird recht ihr Werth erkannt.

Und das war auch gewiß sein Trost, als er fiel!

Es giebt noch einen anderen Tod der Freundschaft, der schreklicher als dieser natürliche ist, weil man bei ihm, kaum auf neue Belebung in jener Welt rechnen kann. Das ist Erkältung der Freunde gegen einander, oder wol gar Verwandlung der Liebe in Haß. Haß von Freunden, die sich liebten, ist ein nächtlicher Frost in der Blütezeit. Alle Blüten des Lebens verdorren, und fallen ab; Alles zieht schnell die schwarze Farbe des Todes an. Der Genius der Menschen erkrankt vor Schmerz; und Mißtrauen, Neid, Bitterkeit, diese Furien unseres Geschlechts, drängen sich, wie Insekten zu dem kranken Baume, in das zerstörte Menschenherz.

Nein; Ihre Freundschaft gegen einen Freund muß nie erkalten, wenn er nicht ganz ein Anderer wird. Wird er kälter gegen Sie; Sie müssen ihn fragen, müssen in ihn dringen, daß er Ihnen die Ursache seiner Kälte entdeke. Spinnen sich Mißverständnisse zwischen Ihnen an;

Sie müssen sie aufklären. Verbirgt er sich vor Ihnen; Sie müssen desto offener gegen ihn seyn; Sie müssen sich an ihn schmiegen, sein Vertrauen wieder gewinnen, und nicht eher ruhen, bis Sie es gewonnen haben. Die harte Rinde, die sich in einer kalten Nacht um sein Herz gezogen hat, muß schmelzen, und wird schmelzen, wenn Ihre Liebe, dieß Herz wieder erwärmt. Gerieth er auf Irrwege, Ihr Freund; versänk' er wol gar in irgend ein Laster: Sie müssen ihn warnen, und abermals warnen, sich hart zurükweisen lassen, und mit Liebe wieder kommen, wenn er noch nicht gefallen ist. Sie müssen ihn aufrichten, zurükführen, wenn's nöthig ist, zurükreißen von dem Abgrund: aber Sie dürfen sich nicht von ihm wenden. Sie müssen sich fester an ihn schließen, wenn er gesunken ist. Jezt bedarf er es mehr wie je.

Sie müssen Alles Mögliche thun, um Trennung zu verhindern. Weinen werden Sie über seinen Verfall; aber ihn doch lieben. Kein allmäliches, stillschweigendes Zurükziehen. Wenn Trennung seyn muß; so sagen Sie es offen und frei: wir sind getrennt für diese Erde!

Beweinen Sie ihn, wie einen Verstorbenen: aber Ihr Freund kann er nicht wieder werden. Wenn Sie Alles thaten, um sich seine Freundschaft zu erhalten, und er Alles zurükwies; so verdient er nicht mehr, Ihr Freund zu seyn.

Nie aber erlauben Sie sich, gegen ihn zu reden. Das Andenken an ihn, bleib' ein wunder Flek an Ihrem Herzen, den man nicht ohne Schmerzen berührt.

Dort, wo die Schuppen von den Augen fallen, wo jedes Vorurtheil schwindet, und jeder Fall sich als Mittel zum Festerstehen zeigt, — dort wird's anders!

Montågne,

von der

Freundschaft. *)

Uebrigens verstehen wir gewöhnlich unter Freunden und Freundschaft nur solche Bekanntschaften und Vertraulichkeiten, welche eine gewisse Gelegenheit, oder ein gewisser Vortheil geknüpfet haben, vermittelst welcher unsere Seelen sich mit einander vereinigen. Bei der Freundschaft, von welcher ich rede, **) vermischen und verbinden sie sich so ganz mit einander, daß man die Nath nicht mehr finden kann, durch die sie mit einander verbunden wurden. Will man mit aller

*) Man sieht leicht, daß hier die leidenschaftliche Freundschaft beschrieben wird, die etwas sehr Edles, Erhabenes hat, vor der man aber doch warnen muß.

**) Nemlich von der Freundschaft mit einem gewissen Etienne de la Boëtie.

Gewalt von mir wissen, warum ich ihn geliebt habe: so merke ich, daß sich dieses nicht anders ausdrüken läßt, als durch die Antwort: Weil er Er war, weil ich Ich bin. Es ist etwas darin, was über mein Reden geht; ich weiß nicht, was für eine unbegreifliche und unüberwindliche Kraft, welche diese Vereinigung vermittelte. Wir suchten uns, ehe wir uns gesehen hatten, und was wir von einander reden hörten, trug zu unserer Zuneigung mehr bei, als es vernünftigerweise beitragen konnte, ich glaube durch eine Schikung des Himmels. Wir umarmten uns gleich das erstemal, als wir einander nennen hörten. Und als wir uns zuerst trafen, welches von ohngefähr bei einem großen Feste und bei einer Gesellschaft in der Stadt geschah, wurden wir so eingenommen, so bekannt, so vertraut mit einander, daß von der Zeit an, Einer dem Andern beständig der Liebste war. Er schrieb ein vortreffliches lateinisches Gedicht, welches öffentlich erschienen ist, in welchem er die Uebereilung bei unserer Vertraulichkeit, die so geschwind zu ihrer Vollkommenheit gelangt war, entschuldigt und erklärt. Da

sie nur so kurze Zeit dauern konnte, und da wir so spät angefangen hatten, (denn wir waren beide schon in unserm männlichen Alter, und er war noch einige Jahre älter als ich) so hatte sie keine Zeit zu verlieren, und durfte sich nicht nach den zarten und regelmäßigen Freundschaften richten, bei denen so viel Vorsichtsmaaßregeln von langer und vorläufiger Bekanntschaft nöthig ist.

Unsere Freundschaft hat keinen andern Begriff, als von sich selbst, und kann sich nur auf sich beziehen. Es war keine besondere Betrachtung, oder zwei, oder drei, oder vier, oder tausend, sondern ich weiß nicht was für eine Quintessenz von dieser ganzen Mischung, bemächtigte sich meines Willens, und nöthigte mich, denselben gänzlich in den seinigen zu versenken und zu verlieren; bemächtigte sich seines Willens, und nöthigte ihn, denselben gänzlich in den meinigen zu versenken und zu verlieren. Ich sage mit Recht: verlieren! denn wir behielten uns nichts Eigenes vor; nichts, was sein oder mein war. Als Lälius in Gegenwart der römischen Bürgermeister, welche

nach des Tiberius Grachus Verurtheilung, alle seine ehemaligen Vertrauten verfolgeten, den Cajus Blosius, der dessen vornehmster Freund war, fragte, was er für denselben hätte thun wollen, gab er zur Antwort: „Alles!“ „Wie? Alles?“ versezte Lälius. „Wenn er dich nun unsere Tempel hätte ansteken heißen?“ — „Er würde mich dieß nicht geheißen haben,“ versezte Blosius. „Wenn er es aber nun gethan hätte?“ fuhr Lälius fort. „Ich würde ihm gehorchet haben“; antwortete der Andere. Wenn er ein so vollkommener Freund des Grachus gewesen ist, wie die Geschichtschreiber erzälen; so hätte er nicht nöthig, die Konsuls durch dieses lezte und kühne Geständniß aufzubringen, und durfte nur darauf bestehen, daß er des Grachus Willen gewiß wisse. Auf alle Fälle verstehen aber die, welche seine Antwort als aufrührerisch verurtheilen, dieses Geheimniß nicht; und sezen nicht voraus, wie es doch wirklich ist, daß er des Grachus Willen in der Hand gehabt, durch Kenntniß und durch Gewalt über ihn. Sie waren mehr Freunde als Bürger; mehr Freunde, als Freunde oder Feinde ihres Vaterlandes;

als Freunde des Ehrgeizes, und der Unruhe. Da sie sich einander vollkommen vertraut hatten, so hatte Jeder die Zügel der Neigungen des Andern in seiner Hand; und lasset dieß Gespann durch Tugend und Vernunft leiten, (wie es denn diese nothwendig führen müssen) so ist des Blosius Antwort, wie sie seyn soll. Wenn ihre Handlungen sich der Leitung entrissen; so wären sie meines Ermessens, weder unter einander Freunde, noch Freunde gegen sich selbst. Uebrigens klingt diese Antwort nicht härter, als die meinige klingen würde, wenn mir Einer diese Frage vorlegte: Wenn dir dein Wille befiehle, deine Tochter zu ermorden, woltest du das thun? und ich gäbe es zu. Denn wenn ich in meinen Willen kein Mißtrauen seze, so folgt noch nicht, daß ich dergleichen Gedanken habe. Und eben so wenig Mißtrauen seze ich in den Willen meines Freunds. Die ganze Welt würde mich nicht von der Gewisheit abbringen können, die ich von den Absichten und Urtheilen des meinigen hege. Man würde mir keine von seinen Handlungen vorlegen können, welches Ansehen sie auch haben möchte, deren Triebfeder

ich nicht augenbliklich finden wolte. Unsere Seelen sind so einig in Liebe, sie haben sich mit einer so inbrünstigen Neigung betrachtet, und mit gleicher Liebe einander bis auf den innersten Grund des Herzens gesehen, daß ich nicht allein die seinige so gut als die meinige kenne; sondern daß ich mich auch ihm weit eher, als mir selbst anvertrauet haben würde.

Man seze mir nicht die gewöhnlichen Freundschaften in diese Klasse. Ich kenne sie so gut, als ein Anderer; und noch dazu die allervollkommensten darunter. Allein ich will Niemand rathen, ihre Regeln mit einander zu vermischen; man würde sich betrügen. Bei diesen andern Freundschaften, muß man allezeit den Zügel in der Hand behalten, und klug und vorsichtig gehen. Das Band ist nicht so geknüpft, daß man sich vollkommen darauf verlassen könnte. „Liebe ihn," sagte Chilon, „als wenn du ihn einmal hassen würdest: hasse ihn, als wenn du ihn dereinst lieben würdest." Diese Lehre, so abscheulich in dieser ächten und vollkommensten Freundschaft, ist sehr heilsam bei den gewöhnlichen und gemeinen Freundschaften. Bei ihnen

kann man die Worte anwenden, welche Aristoteles oft im Munde führte: „meine lieben Freunde, es giebt keine Freunde!"

In dieser edlen Verbindung, verdienen die Gefälligkeiten und Wohlthaten, die andere Freundschaften nähren, nicht einmal genannt zu werden, aus Ursache der vollkommenen Vermischung unserer Neigungen. Denn gleichwie die Freundschaft, welche ich zu mir selbst trage, dadurch nicht wächset, daß ich mir im Nothfalle selbst helfe, die Stoiker mögen sagen was sie wollen; und gleichwie ich mirs nicht Dank weiß, wenn ich mir einen Dienst leistete: eben so veranlaßt die wahrhaftig-vollkommene Vereinigung solcher Freunde, daß sie an dergleichen Pflichten nicht mehr denken, und daß ihnen die Worte: Wolthat, Verbindlichkeit, Erkenntlichkeit, Bitte, Danksagung und dergleichen mehr, welche eine Trennung und einen Unterschied bedeuten, verhaßt sind. Sie können sich nichts leihen, und nichts geben, weil sie wirklich Alles mit einander gemein haben; Willen, Gedanken, Urtheile, Güter, Ehre und Leben, und nach des Aristo-

teles sehr geschikten Erklärung, eine Seele in zween Körpern sind.

Dieses ist eben die Ursache, warum die Gesezgeber, um den Ehestand mit einer erdichteten Aehnlichkeit mit dieser göttlichen Verbindung zu beehren, die Schenkungen zwischen Mann und Frau verbieten. Denn dadurch wolten sie zeigen, daß Alles beiden gemein seyn soll, und daß sie nichts zu theilen und abzusondern haben. Wenn bei der Freundschaft, von welcher ich rede, Einer dem Andern etwas geben könnte, so würde derjenige, welcher die Wolthat empfienge, den Andern verbinden. Denn, da sich beide, mehr als Alles andere, angelegen seyn ließen, sich unter einander Gutes zu thun: so bezeigt sich derjenige freigebig, welcher dem Andern Stoff und Gelegenheit dazu giebt, und seinem Freunde das Vergnügen macht, dasjenige zu bewerkstelligen, was er am meisten wünscht. Wenn der Weltweise Diogenes Geldmangel hatte, sagte er, er fordere es von seinen Freunden nicht, sondern er fordere es zurük. Damit ich aber zeige, wie dieses wirklich ausgeübt wird, so will ich ein sonderbares altes Beispiel davon

erzälen. Eudamidas, ein Korinther, hatte zwei Freunde, den Charixenus, einen Sygionier, und den Aretheus, einen Korinther. Als er nun in Armuth starb, seine zwei Freunde aber reich waren, macht' er sein Testament so: dem Aretheus vermache ich meine Mutter zu ernähren, und sie in ihrem Alter zu erhalten: dem Charixenus, meine Tochter zu verheirathen, und sie so gut als ihm möglich ist, auszustatten. In dem Fall aber, daß Einer von Beiden mit Tode abgehen solte, so seze ich den noch Lebenden an dessen Stelle ein.

Diejenigen, welche dieses Testament zu sehen bekamen, spotteten darüber: allein seine Erben nahmen dasselbe auf die erhaltene Nachricht, mit Vergnügen an. Ja, als Einer von ihnen, Charixenus, fünf Tage darnach gestorben, und seine Stelle zum Vortheil des Aretheus erledigt worden war, ernährte dieser die Mutter sorgfältig, und gab von den fünf Talenten, welche er im Vermögen hatte, zwei und ein halbes seiner einzigen Tochter mit, die andern zwei und ein halbes aber der Tochter des

Eudamidas, welchen er auch an einem Tage Hochzeit ausrichtete.

Dieses Beispiel ist ganz vollkommen; nur Eins ist dabei zu erinnern, die Vielheit der Freunde. Denn die vollkommene Freundschaft, von welcher ich rede, ist untheilbar. Jeder ergiebt sich seinem Freunde so völlig, daß er nichts Anderwärts zu vertheilen übrig hat. Vielmehr ist er unwillig, daß er nicht zwiefach, dreifach oder vierfach ist, daß er nicht viele Seelen und viele Willen hat, um sie Alle diesem Gegenstande zu ergeben. Die gemeinen Freundschaften kann man theilen. Man kann an Einer Person die Schönheit, an der andern ihr ungezwungenes Wesen, an noch einer Andern, die Freigebigkeit, die eine als Vater, die andere als Bruder lieben, u. s. w. Allein diejenige Freundschaft, welche die Seele einnimmt, und dieselbe unumschränkt beherscht, kann unmöglich zwiefach seyn. Gesezt, daß zwei zugleich Hülfe verlangten: wem woltest du beistehen? Gesezt, daß sie ganz entgegengesezte Dienste von dir verlangten, was für eine Einrichtung woltest du treffen? Gesezt, daß dir Einer ein Geheimniß

anvertraute, an dessen Wissenschaft dem Andern gelegen wäre: wie woltest du dir heraushelfen? Die einzige und vornehmste Freundschaft, trennt alle andere Verbindungen. Das Geheimniß, welches ich keinem andern zu offenbaren geschworen habe, kann ich, ohn' einen Meineid zu begehen, dem entdeken, der kein Anderer, als ich ist. Es ist schon ein großes Wunder, sich in zwei Theile zu theilen; aber diejenigen, welche sich dreifach zu machen vornehmen, erkennen dessen Größe nicht. Was seines Gleichen hat, ist nicht das Höchste in seiner Art. Wer voraussezt, daß ich von zweien, Einen so wie den Andern liebe, daß sie sich unter einander lieben, und mich eben so sehr lieben, als ich sie liebe; der vervielfältigt das Einfachste und Einzigste, was man sehr selten nur ein einzigesmal in der Welt antrifft. Der übrige Theil dieser Erzälung kömmt mit demjenigen, was ich gesagt habe, vollkommen überein. Denn, Eudamidas braucht seine Freunde aus Gefälligkeit, und aus Gunst zu seinem Bedürfniß. Er hinterläßt sie zu Erben seiner Freigebigkeit, welche darin bestehet, daß er ihnen Mittel an die Hand giebt,

ihm Gutes zu thun. Und ohne Zweifel zeigt sich die Stärke der Liebe weit mehr in seiner That, als in des Aretheus That. Kurz: dieses sind Wirkungen, die sich Keiner vorstellen kann, der sie nicht versucht hat; und achte ich die Antwort, die ein junger Soldat dem Cyrus gab, ungemein hoch. Cyrus fragte denselben, wie hoch er sein Pferd hielte, durch das er den Preis in dem Wettrennen erhalten hatte, und ob er dasselbe gegen ein Königreich vertauschen wolte? „Nein; gewiß nicht, Herr," antwortete der Soldat. „Aber herzlich gern wolte ich es darum geben, um einen Freund zu erlangen, wenn ich einen Menschen anträfe, der eine solche Verbindung werth wäre." Er sagte nicht unrecht: „wenn ich Einen anträfe"; denn man findet leicht Leute, die zu einer seichten Bekanntschaft geschikt sind. Allein bei dieser hier, wo man Alles aufs Spiel sezt, wo man sich nichts vorbehält, müssen alle Bewegungsgründe vollkommen rein und sicher seyn.

Die
Freunde im Leben und Tod;
ein
Beleg zu Montägne.

In der Nähe von Rheims lebten zwei Menschen, die ein erhabenes Beispiel gegeben haben, daß selbst in den niedrigsten Ständen, die Tugend der Freundschaft in ihrem höchsten Glanze da seyn kann, aber zugleich giebt die traurige Geschichte eben dieser Männer ein Beispiel, wie nothwendig es ist, alle seine Pflichten zu erfüllen, um durch eine einzelne Tugend glüklich zu werden.

Olivier und Felix hießen diese beiden Männer. Man könnte sagen, daß ihre Geburt sie schon zu Freunden bestimmt hätte. Sie wurden an Einem Tage von zwei Schwestern geboren; Eine Brust gab ihnen die erste Nahrung; (Felix Mutter starb im Wochenbette) in Einem Hause wurden sie erzogen; Einerlei Spiele, Einerlei

Beschäftigungen zogen die Herzen der Knaben aneinander: sie liebten sich, ohne es sich zu sagen, ja ohne es selbst zu wissen.

Olivier rettete dem Felix, da er in einem Fluße badete, und in einen Strudel gerieth, das Leben, und mehrmals zog er ihn aus Verlegenheiten, Händeln und Schlägereien, in welche der unbesonnene, verwegene und heftige Felix sich gestürzt hatte, und niemals dachte dieser daran, seinem Freunde dafür zu danken. Sie giengen nach Hause, entweder ohne zu reden, oder sie redeten doch von andern Dingen.

Dieses war in den Zeiten des siebenjährigen Krieges. Frankreich hob Rekruten aus; das Loos, Soldat zu werden, fiel auf Olivier, und Felix ließ sich freiwillig anwerben, seinen Freund zu begleiten. Sie giengen zur Armee nach Deutschland. In einem Scharmüzel drang ein Englischer Reuter auf Olivier ein, und wolte ihm eben den Kopf spalten; Felix sprang mit einem furchtbaren Schrei hervor, erhielt den Hieb statt seines Freundes, und stieß den Engländer nieder. Eine große Narbe blieb von dieser Wunde queer über seinem Gesichte.

Nach der Schlacht bei Hastenbek, hatte Olivier den Felix aus einem Haufen von Todten hervorgesucht, wo er gefallen war; er trug ihn eine Meile weit unermüdet bis zum Lazareth.

Nie sprachen sie von den Diensten, die Einer dem Andern geleistet hatte; Olivier redete von Felix, Felix von Olivier, und niemals lobten sie sich.

Nach dem Frieden kehrten beide nach Frankreich zurük. Olivier verheirathete sich nicht lange nachher, Felix blieb bei ihm, aber nicht lange; die Ruhe mißfiel diesem unruhigen heftigen Kopfe; er streifte umher, kehrte von Zeit zu Zeit zurük, seinen Freund zu besuchen, und dann eilte er wieder fort. Auf seinen Streifereien wurd' er mit Schleichhändlern bekannt; er schlug sich zu ihnen, und trieb dieses gefährliche Handwerk mehrere Jahre.

Olivier hätt' ihn von diesem Abgrunde zurükziehen können; allein er war zu sanft, um Ernst zu gebrauchen. Felix sagte: ich finde Vergnügen daran; und so ließ es Olivier gut seyn. In jener Zeit wurden die Schleichhändler in Frankreich, besonders hart und grausam behan-

delt; besonders zu Rheims, wo ein gefühlloser Mann, Namens Talbot, Präsident des Tribunals war, vor das die Prozesse der Schleichhändler gehörten. Felix wurde, nach einem langwierigen Gefechte mit den Visitatoren, mit den Waffen in der Hand gefangen genommen, nach Rheims vor den unmenschlichen Talbot geschleppt, und zum Tode verdammt. Der Unglükliche! Wie glüklich würden beide Freunde, durch diese gegenseitige Freundschaft, dieses Vertrauen und durch diese Liebe geworden seyn, wenn Felix seine andern Pflichten als Bürger eben so gut, mit eben dem Eifer, wie die Pflichten der Freundschaft, erfüllt hätte! Sie würden sich selbst und ihre Familien, durch Eintracht, Hülfe und Trost, glüklich gemacht haben: sie würden das Muster ihrer Gegend, der Stolz ihrer Mitbürger gewesen seyn, statt daß sie jezt sich beide unglüklich, unglüklich durch ihre Liebe, ihre Freundschaft, machten, wie wir gleich hören werden.

Da Olivier das unglükliche Schiksal seines Freundes erfahren hatte, nahm er, ohne ein Wort zu sagen, ohne eine Thräne zu vergießen,

ohne eine Klage von sich hören zu lassen, nur mit einem Seufzer, von seinem Weibe Abschied, und gieng nach Rheims. Er sucht' den Präsident Talbot auf, wirft sich ihm zu Füßen, und bittet um die Gnade, seinen Freund noch einmal sehen und umarmen zu können. Talbot betrachtet ihn, schweigt einen Augenblik, und giebt ihm ein Zeichen, sich zu sezen. Olivier sezt sich. Nach Verlauf einer halben Stunde sieht Talbot auf seine Uhr, und sagt zu Olivier: „Willst du deinen Freund noch einmal sehen, so eile! er ist schon auf dem Wege, und gehet meine Uhr recht, so hängt er in einer halben Stunde."

Olivier springt wüthend auf, schlägt den unmenschlichen Talbot zu Boden, eilt die Treppe hinab, auf den Markt, ruft, schreit, drängt in den Kreis, schlägt auf den Henker, schlägt auf die Gerichtsdiener, bringt das Volk, das schon lang' über diese häufigen Hinrichtungen erbittert ist, auf. Flüche erschallen, Steine fliegen, die Wache ist verjagt, das Schaffot niedergerissen, und Felix glüklich entflohen.

Olivier will sich retten, ein Soldat rennt

ihm das Bajonet in die Seite; vor Freude seinen Freund gerettet zu haben, fült er die Wunde nicht; er erreicht das Thor, aber weiter kann er nicht. Fuhrleute fanden ihn, und nahmen ihn mit bis in sein Dorf, wo sie ihn vor seiner Hütte absezten. Sein Weib, seine Kinder stürzten herzu. „Ich sterbe," sagte Olivier, „aber Gottlob! Felix ist gerettet."

Felix hatte sich indeß in die diken Wälder der Provinz begeben, wo er jeden Schleichweg kannte; und von da suchte er sich nach und nach, dem Dorfe Oliviers zu nähern, um seines Freundes Schiksal zu erfahren. Durch große Ummwege über die Gebirge, war er den Nachstellungen der Gerichtsdiener entgangen, die ihn verfolgten, und kam nach mehreren Tagen, in Oliviers Dorfe an. Er gieng in das Haus seines Freunds, fragte zitternd, Oliviers Frau: „wo ist Olivier?" An ihrem Stillschweigen, an ihren Thränen, an ihrer Kleidung merkte er, daß Olivier todt sey. Er sinkt ohnmächtig nieder, und schlägt mit der Stirn gegen einen Baktrog. Oliviers Frau und sein ältester Sohn richten ihn auf; er kommt wieder zu sich, und

da er sieht, daß sie sich Beide beschäftigen, ihm das Blut von der Stirne zu wischen, so ringt er die Hände, und ruft: „Ihr helft mir, und ich habe ihn ermordet!“ Dann sank er in einen düstern Traum, nun rief er wieder: „warum ließ er mich nicht sterben? warum kam er nach Rheims? warum ließet Ihr ihn gehen?“

In dieser düstern Melancholie, lebt' er einige Wochen heimlich in dem Hause Oliviers. Er nahm selten Nahrungsmittel; selten schlief er ruhig. Er sprach fast nichts, als den Namen: Olivier!

Eines Tags schenkte er dem jungen Olivier, der Samson hieß, eine beträchtliche Summe Geld, das er aus dem Verkauf seiner Aecker gelöset, und durch seinen Schleichhandel erworben hatte. Er hieng an des Jünglings Halse, weinte nnd schrie laut. Endlich sank er in einen tiefen Schlummer, der länger als drei Stunden anhielt. Nachdem er erwacht war, ließ er den jungen Samson rufen. Sie waren allein, und Felix redete ihn mit einer leisen und unterbrochenen Stimme so an:

„Samson! Samson! der sterbende Freund

deines Vaters redet mit dir. Olivier war mein Freund, er starb für mich, und ich sterbe, um ihn wieder zu finden. Freundschaft ist die größte Glükseligkeit des Lebens, ach! sie hätte auch die Glükseligkeit meines Lebens ausmachen können. Sie war mein Unglük, nicht mein Glük. Weißt du warum?"

Samson schwieg.

„Samson," hob er wieder an, und legte die Hand auf des Jünglings Haupt. „Samson! du weißt es nicht? Ich will dir's sagen; aber merke dir es um deiner Glükseligkeit willen, Kind, merke es! Ich habe nur diese eine Pflicht der Freundschaft gegen deinen Vater erfült, und meine andern Pflichten hab' ich versäumt, darum bin ich unglüklich. Nur die Erfüllung aller Pflichten ist Tugend, und nur diese kann glüklich machen." — Das sprach er, und nun winkt' er ihm hinaus.

Felix schlief den Abend sanfter, als sonsten. Man hört' ihn die Nacht noch oft den Namen Olivier rufen. Endlich wurd' es still. Am andern Morgen fand man ihn todt auf dem Grabe seines Freunds.

Zehnte Vorlesung.

Religion des Jünglings und des Mannes.

Nicht ohne Grund kann man sagen, Freundschaft sey die Religion des Jünglings; sie müsse bei ihm das wirken, was bei dem ernsteren Manne Religion wirkt. Aber mit noch mehrerem Grunde behaupt' ich, daß Religion die Freundin des Jünglings seyn müsse, wenn er gut und edel seyn, sich gut und edel erhalten will, unter so Manchem, was ihn zum schlecht und unedel Handeln reizt. Wenn Alles um uns her, uns niederhält an der Erde, uns niederzieht zu der Erde, zu gewöhnlichem Erdengenuß und Erdensinn; so muß doch etwas seyn, was uns auch wieder über die Erde hebt, uns höheren Genuß und höheren Sinn vergegenwärtigt, — wenn Sie wollen, eine Poesie

des Geists und Lebens, die uns in eine bessere Welt zaubert, uns mit Himmelsspeise speiset, und durch Himmelsarzenei heilt, von so manchen Schwächen des Erdenlebens und der Sinnlichkeit; das Alles giebt und wirkt, was Poesie wirkt, und weit mehr als Poesie, und was doch keine Dichtung, sondern hohe, heilige Wahrheit ist. Glauben Sie mir, meinen hundertfachen Erfahrungen: wenn Sie auch noch so gesund wären, und die beste Diät beobachteten; Sie werden innerlich kränklich werden, in diesem Klima voll Sumpfluft und täuschendem Nebel, wenn Sie sich nicht von Zeit zu Zeit auf die freien Anhöhen der Religion begeben, und dort Lebensluft einathmen; wenn Sie nicht wohnen auf einer gesunden Anhöhe, und von da aus, Ihre Geschäfte im Thale betreiben. Sie werden Anfangs empört, gedrükt, gequält werden, von der Eigensucht, der Sinnlichkeit, dem beschränkten Erdensinne, rings um sich her, wie der Fremde in der Luft der Pontinischen Sümpfe, oder in Batavia gedrükt wird: aber bald werden Sie sich daran gewöhnen, und erst dann, wenn es Sie nicht mehr drükt, wird es

Ihnen tödtlich, wie das ungesunde Klima, dem, der es nicht mehr empfindet. Nie, ohne Ausnahme, sah ich noch einen Jüngling, der unverdorben blieb, ohne den belebenden Geist der Religion, von welcher Art sie auch seyn, wie dunkel oder deutlich er sich auch ihre Wahrheiten denken, auf welche schwache oder starke Beweise er sie stüzen mochte, und wenn sie auch nur noch unausgelöschter, nicht gut auszulöschender Eindruk aus seinen früheren Jahren war, der ihm wegen der innigen Mischung mit Mutterliebe und Vatersorgfalt, lieb und heilig blieb.

Sie hören: ich denke mir unter Religion nicht gerade tiefe Religionskenntnisse, und durchaus nicht blos Religionskenntnisse, sondern die Fertigkeit, sich Gott und Ewigkeit, unsichtbare Welt- und Menschenbestimmung für diese Welt, so zu vergegenwärtigen, daß das Leben aus einem höheren Standpunkt erscheint, und Trieb entsteht, das Recht als Wille Gottes zu thun, und als Mittel zu unserer Bestimmung für jene Welt.

Was Zutrauen und Liebe zu der Mutter, zu dem Vater, in den Jahren der Kindheit

wirkte; das soll Zutrauen und Liebe zu dem Allvater, in den Jünglingsjahren wirken. Pietät gegen Aeltern, soll sich in Frömmigkeit verwandlen; soll zu Frömmigkeit, zu ächter Religiosität bilden. Der nemliche Sinn, der, auf die Aeltern gerichtet, kindliche Folgsamkeit heißt, der heißt Religiosität, wenn er auf Gott gerichtet wird. Und Sie wissen wol: bloße Kenntniß des Charakters, der Thaten und Absichten des Vaters, bloße Kenntniß des Willens und der Lebensart der Mutter, macht die Pietät gegen Aeltern noch nicht aus.

Wähnen Sie nicht, daß irgend eine Philosophie, Ihnen Religion ersezen werde oder könne. Alle Philosophie redet nur zu dem Denkvermögen, zu Verstand und Vernunft; aber der Mensch ist nicht blos Verstand und Vernunft, wird nicht blos dadurch geleitet; und der Jüngling am Wenigsten. Wie unendlich viel besser wären die Menschen, wenn Sie nur das ausübten, was sie als gut erkennen, Andern vorbeweisen, vorpredigen, wovon sie das Gegentheil widerlegen können! Eben darin liegt die Verkehrtheit und Schwäche der Menschen, daß sie,

getrieben durch Leidenschaften mancher Art, ihren besseren Einsichten nicht folgen. Die Philosophie also, die den Menschen durch Grundsäze und Demonstrationen bessern will, sezt ihn schon, als gebessert voraus. Sie beweiset dem Kranken sehr gründlich, daß und warum er aufstehen, gesunde, nahrhafte Speisen essen, seine Arbeit ordentlich verrichten, und dann recht ruhig schlafen müsse. Sie boßelt, idealisirt oder sezt sich erst Menschen, wie sie für ihr System passen, und wirkt nun ganz konsequent auf diese Menschen. Die Wirkung könnte gar nicht ausbleiben, wenn nur die Menschen, solche geboßelte, gesezte Büchermenschen wären; so wenig, wie bei den Mönchen, die den Teufel aus gewissen Menschen austreiben, und alle Wirkung des Teufels bei ihnen, ein Ende machen, weil in diesen Menschen nie ein Teufel war. „Die Vernunft,“ sagt Richter, „ist der Arm am Wegweiser; er zeigt den Weg, aber er führt ihn nicht. Durch einen Syllogismus gräbt man die Blutströme der Leidenschaften nicht ab. Wie die alten Gebäude, muß der Mensch erst gehoben werden, eh' er repa-

rirt werden kann." Und das geschieht allein durch Religion, die auf unsere Neigungen, auf unsern ganzen Sinn, unser ganzes Wesen wirkt; die den Menschen über sich selbst, und über die gewöhnlichen Erdenansichten erhebt, Kräfte in ihm aufregt, die vorher schliefen, und ihm neue giebt, die er vorher nicht hatte.

Hüten Sie sich also davor, daß Ihnen Religion nicht gleichgültig werde. Es ist eben so schlimm, als wenn Ihnen das Andenken an Ihre Aeltern gleichgültig worden wäre; ein sehr übles Zeichen für Ihren Charakter, und für Ihre ganze Moralität. Gleichgültigkeit gegen Religion entsteht aus gänzlichem Mangel an Ernst und Nachdenken, aus Hingebung an Sinnlichkeit, Lustbarkeitenwut, oder eine andere Leidenschaft, aus Unbekanntschaft mit seinen geistigen Bedürfnissen, aus falscher Ansicht der Religion, als ob sie nicht auf unsere Bedürfnisse passe, oder aus Wahn von Entbehrlichkeit der Religion zu Erreichung seiner Bestimmung, überhaupt. Der Mensch ist also gleichgültig dagegen, entweder ohne Grund, weil er gar nicht daran denkt, in ganz anderen, fremdarti-

gen, von Religion immer mehr abführenden Geschäften oder Zerstreuungen lebt; oder er giebt gewisse Gründe an, warum er sich nicht dafür interessire. Meist ist indeß der lezte Zustand, eine Folge des Ersten. Man ist nicht durch die Gründe, zu der Gleichgültigkeit gekommen; man hat sie aufgesucht, um seine schon vorhandene Gleichgültigkeit, bei Andern und bei sich selbst zu rechtfertigen. Ist es ja unmöglich, daß ein ernster Jüngling, der mehr als ein fein-sinnliches Thier werden will, der also nach Wahrheit, Gewisheit und Sittlichkeit strebt, nicht auf Religion geleitet werden solte. Wenigstens müßt' er sie ganz genau geprüft, und etwa nach einer falschen Ansicht, gefunden haben, daß sie ihm durchaus nichts geben könne. Und das ist doch gewöhnlich der Fall nicht. Gerade solche Jünglinge wissen gemeiniglich, von dem Geiste der Religion nichts, und von dem Buchstaben wenig, außer einigen verdrehten, oder blos aus dem System geschöpften Lehrsäzen, und einigen nachgesprochenen Einwürfen, die sie als Einwürfe nicht einmal zu begründen, oder einigen Wizeleien, die

sie nicht einmal mit etwas eigenem Wiz, aufzustuzen wissen. Er muß nie ernstlich nach Wahrheit geforscht haben, oder selten zum ruhigen Nachdenken gekommen seyn; über seinem sinnlichen Vergnügen, muß er sich, den besseren Theil seiner selbst, ganz vergessen haben, wenn ihm alle Religion, ohne allen Grund, ganz gleichgültig seyn kann. Der Mensch müßte warlich! weit weniger wollen, als er will, oder mehr wissen, können und seyn, als er weiß, kann und ist, wenn er, ohne Weiteres, auf die großen Aussichten und Versprechungen nicht achten solte, die ihm die erhebendste und geistigste aller Religionen, die Christliche, zeigt. Aber eben darum, damit er nicht so leichtsinnig scheine, giebt er sich das Ansehen, als ob er seine Bedürfnisse, seine Bestimmung, und die Christliche Religion genau geprüft, und die leztere überflüssig gefunden hätte. „Wenn man nur ein ehrlicher Mann ist!" sagt er wol. Als ob Ehrlichkeit der ganze Inbegriff aller Menschenpflichten wäre! Als ob man Religion zu nichts als zum Hebel für eine bessere Lebensart, und nie zum Trost, zur Stärkung, zu neuer

Belebung bedürfte. Oder es heißt: „wenn man nur seine Pflicht erfüllt!" Und ich möchte fragen: wer erfüllt sie denn immer, und alle? Wer hat sie während seines Lebens, immer erfüllt? Das ist ja eben die Klage jedes Erfahrenen, Ehrlichen, daß man diese Pflichten nicht so leicht erfüllen könne; und die Frage, ob man nicht ein erhebendes, belebendes Prinzip bedürfe, das uns diese Pflichten lieber, uns zu ihrer Erfüllung muthiger und kräftiger machte, und ob man dieß Stärkungs- und Belebungsmittel irgendwo Anders, als in der Religion, in der belebendsten aller Religionen, im Christenthum finde? Unbedeutend ist dabei die Ausflucht, „daß die Meinungen darüber zu verschieden seien." — Das sind sie in außerwesentlichen Dingen; im Wesentlichen ist so viel Uebereinstimmung, als es möglich ist, bei einer Reihe von Wahrheiten, die keiner mathematischen Demonstration fähig sind. Wollen Sie dieß aber auch nur, auf positive Religion, auf Christenthum anwenden; so sind die Urkunden, aus denen die Lehren des Christenthums geschöpft sind, in unser Aller Händen; und selbst Manche unserer neueren

Theologen, die über Religion ganz verschieden denken, geben doch immer deutlicher zu, daß Jesus und seine Schüler, das geglaubt und gelehrt haben, was wir für wesentliche Lehren des Christenthums halten. Weiter verlangen wir aber nichts! Wenn man nicht muthwillig mit Worten spielen will; so kann nur der, Anspruch auf den Namen eines Christen machen, der das für wahr hält, was Jesus und seine Schüler lehren; und nur das ist Christenthum, was sie lehrten. Alle sind also so ziemlich einig darüber, was Christenthum, oder die Lehre Jesus und seiner Schüler war.

Am Wenigsten lassen Sie sich bereden, daß sich Philosophie nicht mit Religion, wenigstens nicht mit positiver Religion vertrage. Ich seze voraus, daß Sie es beredet worden seien, wenn Sie es behaupten; denn der Jüngling sieht den inneren Widerspruch zwischen beiden, gewiß nicht ein, da ihn nie ein Mann und ein Philosoph eingesehen hat, sondern Manche nur aus andern Gründen, darüber etwas sophistisirten, und manche Halbphilosophen, die wie alle Halbdenker, mit ihrer allgenugsamen Vernunft

Alles, und Alles aufs genaueste wußten, es behaupteten. Die Lezteren mögen es ganz ehrlich thun. Ich erinnere mich selbst, als ich von Akademieen kam, und meine Metaphysik gut gefaßt hatte, daß ich wirklich nicht einsah, welche Wahrheit, oder was mir in jener, noch dunkel seyn könne. Aber es gab sich wol mit dem Lichte; ich denke, bei unseren Halbdenkern wird es sich auch geben, wenn sie Anders nicht bleiben, was sie sind. Bedenken Sie doch: Bako, Newton, Leibniz, waren doch wol auch Philosophen, und ihre Philosophie führte sie nicht vom Christenthum ab, sondern zum Christenthum hin. Fichte und Jakobi, denen Niemand den Namen von reifen, konsequenten Denkern absprechen wird, sehen wenigstens ein, daß alle Philosophie, von etwas Dunklem ausgeht, und zu etwas Dunklem hinführt. Es ist nur Halbphilosophie, die sich mit Philosophie begnügt. Der ächte Philosoph sehnt sich nach etwas Gewisserem und Besserem, wenn er es auch nicht kennt, oder sich nicht daran halten kann. Er stößt bald auf gewisse Schranken, worüber er nicht hinausdenken kann; denn man

muß sehr beschränkt seyn, wenn man die Schranken seiner Vernunft nicht erkennt. „Weil die Erfahrung lehrt, daß wir nicht von allen und jeden Dingen so klare und deutliche Vorstellungen haben, als zur Einsicht ihrer Einstimmung und ihres Widerspruchs erfodert wird; so hat die Vernunft in ihrem Gebrauche Schranken. Alles, wovon wir eine, zur Vergleichung erfoderliche Klarheit und Deutlichkeit haben, ist innerhalb der Schranken der Vernunft, und gehört vor ihren Richterstuhl. Aber wo wir die, zur Vergleichung nothwendige Klarheit und Deutlichkeit nicht haben; da ist die Sache außer den Schranken unserer Vernunft. Wir haben keinen rechten Begriff davon, und können nicht davon urtheilen." — „Da alle Irrthümer daraus entstehen, daß wir ohne und wider die Regeln der Vernunft, etwas denken; (welches Niemand wissentlich thut) so muß aller Irrthum aus der Unwissenheit unseres Mangels an der, zur Einsicht erforderlichen Klarheit und Deutlichkeit, d. i. aus der Unwissenheit unserer Vernunftschranken entstehen. Solche Unwissenheit seiner Vernunftschranken, bringen Eines

Theils die Schranken der Vernunft selbst, mit sich; indem Einer, so zu reden, „kein Arges daraus hat, daß noch ein Mehreres zur Einsicht erfordert werden solte"; so sagt der treffliche Reimarus. *) Und Jakobi hat es unwiderleglich bewiesen, auch durch die Authorität des, gewiß mit aller Feinheit und Tiefen der Vernunft bekannten Hume, wenigstens für Manche bestätigt, daß Glaube, oder Erkenntniß, die nicht aus Vernunftgründen entspringt, das Element aller Erkenntniß, so wie aller Wirksamkeit sey. **) Damit will ich nun nicht gerade auf eine positive Religion führen, so wenig, wie es Jakobi wolte; ich will nur aufmerksam darauf machen, daß unsere Ersten Denker einsehen, man müsse gar Manches als wahr annehmen, was sich mit der spekulativen Vernunft nicht beweisen lasse; die Philosophie wisse vom Uebersinn-

*) In der Einleitung zu seiner Vernunftlehre. Hamburg. 66. S. 15. 21.

**) In dem meisterhaften Gespräche: Idealismus und Realismus. S. 38 — 49. 189.

lichen überhaupt nichts, könne also auch aus sich selbst nicht entscheiden, daß es keine Offenbarung, keine positive Religion geben könne.

Ich würde Sie eben so ernstlich vor Schwärmerei in der Religion warnen, wie ich Sie vor Gleichgültigkeit gewarnt habe, wenn diese in unserer Zeit zu befürchten wäre. Natur- und Kunstschwärmer, ästhetische und philosophische Schwärmer giebt es wol noch mit unter, obgleich die Schwärmerei überall nicht an der Tagsordnung ist: aber von Religionsschwärmereien hört man, wenigstens bei Jünglingen nichts, und bei Männern sehr selten. Ich würd' also, — was so Manche unserer Sittenlehrer thun — Wassersüchtigen eine Lebensordnung gegen hiziges Fieber vorschreiben, wenn ich in unserer, für Religion so eiskalten Zeit, die Gefahren der Schwärmerei darstellen wolte.

Aber vor Zweifelsucht muß ich warnen, weil der Zeitgeist auch sie herbeiführt. Zweifelsucht ist nicht der Zustand, in dem man an gewissen Religionswahrheiten, oder an allen, zweifelt. — Wer, der selbst über Religion dachte, hat sich nicht mehr oder weniger, kürzere oder

längere Zeit, in diesem Zustande befunden? — Es ist der Zustand, bei dem man sich, um irgend einer Ursache willen, im Zweifeln gefällt, darum Zweifel aufsucht, auf Zweifeln, oft gegen besser Wissen besteht, seinen größten Scharfsinn darauf wendet, Zweifel aufzufinden oder zu vertheidigen; der Zustand, bei dem man seine ganze Religion darin sezt, an allen religiösen Wahrheiten zu zweiflen. Wenn Sie eine Tendenz zu dieser unseligen Gemüthsstimmung, in sich bemerken: so beobachten Sie sich genau, woher sie entsteht; und Sie werden aus dem Baum auf die Früchte schließen können. Meist ist es eine gewisse Eitelkeit, seinen Scharfsinn zu zeigen; eine gewisse nachgeäffte Originalsucht, bei der man ungewiß finden will, was aller Welt gewiß ist; ein Leichtsinn, der die wichtigsten Wahrheiten zu Denkübungen oder Verstandsspielereien herabwürdigt, was der Zweifelsucht zum Grunde liegt. Daß es nicht wirkliche Ungewißheit ist, in der Sie Ihr bedächtlicher Forschensgeist, Ihre Neigung, Alles, von allen Seiten zu betrachten, Ihr angeborner Widerwille, irgend einem Menschen etwas nach-

zusprechen, erhält; das können Sie schon daraus sehen, daß Sie vielleicht mit großer Zuversicht von der Gallischen Schedeltheorie, von der Pestalozzischen Elementarmethode oder von der Brownischen Erregungstheorie reden, — daß Sie es vielleicht für Unsinn halten, an dem wesentliche Unterschiede zwischen reiner und praktischer Vernunft, oder an der ewigen Sicherheit der Englischen Banknoten zu zweiflen; und doch noch viele Schwierigkeiten bei der Wahrheit finden, daß Gott auf unsere Handlungen Rüksicht nehme. Es wird Ihnen klar werden, daß Sie nur da zweiflen, wo es Ton ist, zu zweiflen, und gläubig, oft abergläubig annehmen, was die herrschenden Schreier des Landes oder der Nation behaupten; wär' es auch, wie Voltair sagt, „die allgemeine Narrheit, die die Weisen der Nation in ein System gebracht haben." Freilich giebt es auch Menschen, die, ich möchte sagen, zum Zweifeln organisirt sind; die immer so viele Gründe und so viele Schwierigkeiten auf beiden Seiten sehen, und überall die Schwierigkeiten zuerst sehen, daß sie selten und langsam zur Ueberzeugung

kommen können. Aengstliche, kleinliche, mikroskopische Menschen, die immer nur Einen Flek ins Auge fassen, nie sich dem Totaleindruk einer Wahrheit überlassen können. Sie sind mehr zu beklagen, als zu tadeln. Ihr Blik muß erweitert, Ihre Vernunft muß von ihrer Asthenie geheilt werden, wenn sie zur Gewißheit kommen sollen. Allein dieß ist ein so seltener Fall, daß ich darauf nicht Rüksicht nehmen kann. Wenn Sie, meine jungen Freunde, Versuchung zu dieser Zweifelei hätten, deren es jezt so viele giebt: so stammte sie im Zweifel, nicht aus dieser Schwäche, sondern aus dem Leichtsinn, der Eitelkeit, die ich vorhin berührte. Machen Sie sich's dann nur recht klar, daß jeder Zweifel, eine Unentschlossenheit des Verstands, und jede Unentschlossenheit, Schwäche ist; daß affektirte Schwäche, nicht einmal eine fein gebaute Dame, viel weniger einen Jüngling oder Mann kleidet; daß man aber durch lange Affektation dieser Schwäche, wirklich schwach werden, und alle Kraft, zur Gewißheit zu kommen, verlieren kann. Bedenken Sie, wie wenig der Mensch zu wirken, zu dulden, zu verleugnen, im Stande

ist, wenn er über Alles das, zweifelhaft bleibt, was ihm Kraft und Muth dazu geben kann. Ueberzeugen Sie sich, daß der, der sich wirklich für Wahrheit interessirt, bei dem Zweifeln unmöglich ruhig seyn könne; daß es also schon ein sicheres Zeichen von Ihrer Gleichgültigkeit gegen Wahrheit sey, wenn Sie auf dem Zweifel ruhen, sich wol gar darin gefallen. Und wie ist der Mensch schon im Sinken und Versinken, wenn er das Interesse für Wahrheit verloren hat! Nein; suchen Sie darin nie ein Verdienst! Es ist ja wol Kein's, wenn man hin und her wankt, und sich nicht fest auf den Beinen erhalten kann? Und wenn es vorerst auch nur wenige Wahrheiten wären, über die Sie zur Gewißheit kommen könnten; machen Sie sich diese Wahrheiten recht evident. Suchen Sie alle Beweise dafür auf, die Sie irgend finden können; halten Sie sich recht fest daran; wenden Sie sie an, so vielseitig, so kräftig, wie sie nur anzuwenden sind; darauf richten Sie Ihren Scharfsinn; und Sie werden finden, daß sich Ihnen mehr Wahrheiten zeigen. Im Reiche der Wahrheit ist ein Zusammenhang, der Ihnen nicht

entgehen kann, wenn Sie Wahrheit suchen und Wahrheit anwenden, zu dem großen Zwek, wozu sie für Menschen da ist.

Besonders lassen Sie sich nicht an der festen Ueberzeugung hindern, wenn Sie Einwürfe hören, die Sie sich noch nicht beantworten können. Bedenken Sie, daß es, außer den mathematischen, gar keine Wahrheiten giebt, gegen die sich nicht, schwehr zu beantwortende Einwürfe machen ließen. Ein alter Zweifler, Sextus Empirikus, hat sehr scharfsinnige Einwendungen gegen den Saz gemacht, daß zweimal zwei vier seien. Wer sie auch nicht widerlegen kann; wird er darum an dem Saze zweiflen? Welche Einwendungen ließen sich nicht gegen die Eigenschaften des Magnets, der Elektrizität, gegen Steinregen machen; und doch kann kein vernünftiger Mensch daran zweiflen, daß Magnet allein das Eisen anziehe, die Magnetnadel sich nach Norden wende; daß elektrische Flüssigkeit, in der größten Schnelligkeit, fast alle Körper durchdringe; und jezt kann auch Niemand mehr daran zweiflen, daß es Steine geregnet habe. Ein gewisser Pater Hardouin wolte die ganze

Geschichte zweifelhaft machen. Wolten wir daran zweiflen, daß ein Karl der Große, ein Luther, ein Kolumb gelebt habe? Bedenken Sie nur, was eigentlich ein Einwurf, eine Einwendung ist. Nichts Anders, als das Zusammenstellen des Bezweifelten, mit einer andern Wahrheit, so, daß man den Zusammenhang zwischen beiden nicht einsieht. Das kann sehr richtig, der Einwurf kann also sehr gegründet seyn. Giebt es ja so viele Wahrheiten, deren Zusammenhang wir nicht einsehen! Darum sind und bleiben sie doch Wahrheiten. Eine Wahrheit, die durch hinreichende Gründe bewiesen ist, kann durch keinen Einwurf in der Welt, widerlegt, oder nur zweifelhaft gemacht werden. Man muß die Unrichtigkeit oder Unzulänglichkeit der Beweise zeigen, wenn man sie widerlegen will. Alle Einwürfe von der Güte Gottes, und was sie thun und nicht thun werde, beweisen nichts gegen das Daseyn der Erdbeben, der Klapperschlangen, der Neros, Muley-Ismaels und Robespierres aller Zeiten und Länder.

Freilich muß also Ihre Religion, auf sicheren, festen Gründen ruhen. Besonders in ge-

bildeten Ständen, und in unserer Zeit ist es durchaus nöthig, daß ein Jüngling mit den wichtigsten Beweisen für die Wahrheit der Religion, und mit den gewöhnlichsten, bedeutendsten Einwürfen dagegen bekannt ist. Der treffliche Kanzler D'Aguesseau, schrieb einen Unterricht für seinen Sohn, in welchem er ihm vor Allem das Studium der Religion auf das dringendste empfahl. Er räth ihm, auf zweierlei zu sehen: auf die Beweise für die Wahrheit, und auf die Lehren der Christlichen Religion. „Beides," sagt er, „ist durchaus jedem Menschen nöthig, der einen vernünftigen Glauben haben, und Gott die geistige Verehrung leisten will, die die erste und wichtigste Pflicht vernünftiger Geschöpfe ist; aber beides ist denen noch unentbehrlicher, die bestimmt sind, mitten in der Verderbniß des jezigen Jahrhunderts zu leben, *) und die doch aufrichtig wünschen, hier ihre Unschuld zu erhalten, um dem Strom von Liederlichkeit zu widerstehen, der sich weit unge-

*) Das schrieb D'Aguesseau schon 1716. Was würde er jezt schreiben? B.

stümer wie je, verbreitet, und der wol fähig wäre, einem Vater bange zu machen, der dich, mein Sohn, so zärtlich liebt, wenn ich nicht glaubte, daß du jene Liederlichkeit selbst fürchtetest.“ *) Friedrich II., Gibbon und Mehrere, wären vielleicht nie solche Feinde des Christenthums geworden, wenn sie nicht in ihrer Jugend einen so elenden Religionsunterricht erhalten hätten. Allerdings muß also Ihre Religion, eine vernünftige Religion seyn. Sie müssen sich und Anderen Rechenschaft geben können, von den Gründen, warum Sie die Bibel für eine Gottesoffenbarung halten; Sie müssen sich aus der Bibel selbst überzeugt haben, was sie lehrt; müssen bekannt seyn mit ihrem Geiste, nicht blos mit dem Geiste eines Systems, so gut es auch irgend seyn mag. Was man durch „Gefangennehmen der Vernunft unter dem Glauben“ bezeichnen will, ist wahr; aber nur

*) Ich führe diese Stelle aus Müllers Reliquien, S. 90 an; einem Buche, das so viele Worte, geredet zu rechter Zeit enthält, daß ich es in den Händen aller Jünglinge und aller Männer wünschte.

verkehrt ausgedrukt. Wenn von Religionswahrheiten die Rede ist, die der Gegenstand einer göttlichen Offenbarung, und einer Offenbarung werth seyn sollen: so darf sich die Vernunft nicht anmaaßen, darüber zu urtheilen, ob sie Wahrheiten seien, da sie von der unsichtbaren Welt, aus sich und aus Erfahrung, nichts weiß. Aber dann wird nur gefodert, die Vernunft soll ihre Schranken kennen; sie soll nicht unvernünftig seyn. Allein, ob die Bücher, die angeblich Gottesoffenbarungen enthalten sollen, wirklich Gottesoffenbarungen sind; ob die Männer, die sie schrieben, auch vollen Glauben verdienen, in dem, was sie erzälen; ob sie hinlängliche Beweise gaben, daß sie mit der unsichtbaren Welt in Verbindung standen; Proben von Weisheit und Kraft, die man von ihnen, in ihrer Lage, blos durch die gewöhnlichen Mittel nicht erwarten konnte: das kann nicht scharf genug untersucht werden. Dabei mögen und sollen Sie Ihre Vernunft ganz ernstlich brauchen. Könnte das Christenthum dabei verlieren; so wäre nichts daran verloren. Wer die schärfste Prüfung der Beweise für das

Christenthum scheut; der glaubt eigentlich nicht an seine Göttlichkeit. Aber hüten Sie sich, daß Ihre Religion, nicht blos Sache des Kopfs, der Vernunft, nicht blos Gegenstand der Spekulation werde. Religion soll Sie heben, beleben, stärken, trösten, beruhigen; oder was soll sie Ihnen sonst? Und was blos Gegenstand der Spekulation ist; das thut von dem Allen, wenig oder nichts. Religion muß Ihre ganze Menschheit erfassen; muß Ihr Herz erwärmen, indem sie Ihren Verstand erleuchtet; muß Ihrer Empfindung, Ihrer Einbildungskraft, einen neuen Schwung, eine höhere, heiligere Richtung geben. Das kann keine Demonstration, und wenn sie so unwiderleglich, wie Euklids Elemente wäre. Religion, die blos Sache der Vernunft bleibt, ist wie Philosophie, und so unzureichend, wie Philosophie. Alles was ich Ihnen davon sagte, gilt auch von bloßer Kopfreligion. Besonders lassen Sie sich nicht bereden, auf das Lesen blos moralischer Schriften, oder das Anhören blos moralischer Predigten, allzuviel Werth zu legen. Moral ist gut und nöthig, um sich an seine Pflichten zu erinnern,

sich ihren Umfang und ihre Wichtigkeit zu vergegenwärtigen, um es zu verhüten, daß nicht das Gewissen gegen herrschende Modelaster etwa abgestumpft werde. Aber wer noch keine Neigung für das Gute hat, der wird dadurch nicht besser; und wer sie schon hat, dem wird sie durch bloße Moral nicht gestärkt. Es ist eine sehr gewöhnliche Erfahrung, daß selbst verkehrte Menschen, strenge Moralpredigten, — nicht mit Widerwillen, sondern mit Vergnügen hören, davon rühmen, und öfter Gelegenheit sie zu hören suchen. Und die Ursachen liegen ganz nahe. Entweder, sie haben das Laster nicht an sich, wogegen der Prediger gerade eiferte; und dann können sie mit einem sehr wol stehenden Schein von Tugend, die Sklaven desselben bedauren. Oder sie rechnen sich das Anhören und Billigen der strengen Moral, schon zum Verdienst an, und gefallen sich darin. Zu ihrem Kopfe ward geredet; und er nahm es dankbar an, was ihm gegeben ward. Weiter wirkt es nichts. Die Sittenlehre Jesu, die man mit Recht, aber nur zu Einseitig rühmt, ist bei Weitem nicht das Wichtigste, und gar nicht das

Eigenthümliche, Unterscheidende seiner Lehre. Es ist ausgemacht, daß Er keine Pflicht vorgeschrieben hat, die nicht schon die Weisen, Guten, unter den Griechen und Römern, dafür erkannt hätten. Die Art, wie Er sich Zutrauen erwarb, und dadurch jedes seiner Worte wichtig machte; die mächtige Triebfeder der Liebe, die Er in Bewegung zu sezen wußte, durch Liebenswürdigkeit und Liebe; die Neigung für das Gute, die Er dadurch belebte, die hohen Kräfte, die Er dadurch wekte, die höheren, die Er Einigen mittheilte und Allen versprach: das ist das Unterscheidende seiner Wirkungsart; dadurch, und nicht durch seine Sittenlehre, wurden so viele tausend Menschen geändert, gebessert, veredelt und beruhigt, wie man es kaum für möglich gehalten hätte. Und gerade dieß darf nicht blos mit dem Kopfe gedacht; es muß empfunden werden, die Empfindung muß den ganzen Menschen durchdringen, wenn es wirken soll.

Eben so gut würd' ich Ihnen sagen, daß Religion nicht blos Sache der Empfindung seyn dürfe, wenn dieß in unserer Zeit nöthig wäre.

Ich müßt' und könnt' Ihnen zeigen, daß auch die besten religiösen Eindrüke, etwa aus der Jugend geerbt, oder durch irgend etwas Aeußeres gemacht, die immer an sich heilig sind, früher oder später ausgelöscht werden müssen, wenn man der Vernunft gar keine Rechenschaft davon geben kann; daß der festeste Glaube endlich schwindet, wenn man gar keinen Grund dafür weiß; daß die Furcht, lächerlich zu werden, unüberwindlich, und die Beschämung über seinen Aberglauben, bis auf einen unleidlichen Grad, peinlich werden müsse, wenn man gar nicht weiß, warum man an Religion hängt. Auch deßwegen schon könnte Religion keinem Menschen Poesie seyn, wenn er sie blos für Poesie, d. h. für hebende, belebende Dichtung hielt. Allein ich will dieß Anderen überlassen, die den Geizigen immer von den Nachtheilen der Verschwendung, und den Trägen von dem Schaden der Vielthätigkeit reden, und — gerne gehört werden. Ich mag keine Kühlungsmittel anwenden, bei Menschen, denen vor Frost, die Zähne klappern.

Ich habe bisher meist nur vom Christen-

thum geredet, als ob es die Einzige Religion wäre. Und ich bekenne für mich auch, daß ich es für die Einzige halte, die diesen Namen verdient. Aber darum schäze ich nicht weniger, Alles, was einem Menschen, Gott, seine Bestimmung und seine Pflichten, wichtig macht; Alles, was ihn über das Alltägliche, über die gewöhnliche Sinnlichkeit und Eigensucht zu erheben vermag. Ich habe Menschen gekannt, die durch zartes Gefül für die Harmonie und Herrlichkeit der Natur; Andere, die durch eine gewisse Kunst, zu der höchsten Harmonie, zu dem Einzigen, Großen und Erhabenen, geleitet wurden. Anderen diente Liebe statt Religion. Ich möchte sagen, was G—e wol von sich sagte: sie waren Atheisten, so bald sie nicht liebten. Ich habe einen Freund, auf dessen Veredlung die kritische Philosophie vortheilhaft gewirkt hat. Alle diese Menschen sind mir ehrwürdig; und heilig ist mir das, was sie über die Erde hob. So müss' es auch Ihnen seyn! Auch bin ich sicher, daß dieser Sinn für das Erhabenste in der Natur oder in irgend einer Kunst, dieser Sinn für Liebe, oder für den Zusammenhang

eines erhabenen Moralsystems, sie früher oder später zum Christenthum leiten wird, wenn höhere Bedürfnisse in ihnen aufgeregt werden, und ihnen das Christenthum in seinem wahren Lichte, als berechnet auf unsere Bedürfnisse erscheint. Und in so fern', aber nur in so fern' ist es wahr, daß die erhabenste Poesie, Religion sey, oder das ist vielmehr wahr: der Sinn dafür leitet zu Religion. Er giebt der Seele die Stimmung, die Exaltation, bei der sich Religion fassen läßt. Ich lege Ihnen einen dramatischen Dialog bei, der Ihnen diese Idee mehr entwikelt, und Sie besonders auf den rechten Gesichtspunkt stellt, aus dem Sie Christenthum ansehen müssen.

Vorausgesezt also, daß der aufgeklärte, gutgesinnte Mensch, Alles schäzt, was irgend einen Menschen für das sittlich-Gute belebt; vorausgesezt, daß er aus der Geschichte der Menschheit gelernt hat, wie verschieden die Wege sind, auf denen der große Erzieher, zum Ziele zu leiten weiß; daß manche dahin führen, die Anfangs davon abzuführen scheinen; daß man über dem Wege, nie das Ziel vergessen darf, und sich

freuen soll, wenn wir uns nur am Ziele treffen; — das Alles vorausgesezt, was sich bei geradsinnigen und wirklich religiösen Menschen, von selbst versteht: so getrau' ich mir doch zu behaupten, daß ächtes Bibelchristenthum, die Einzige recht menschliche, d. h. für Menschenbeschränktheit, Menschenbedürfnisse, und auf die kräftigsten Federn in dem Menschen berechnete Religion, auf einer gewissen Stufe von Bildung sey. Hören Sie mich an und aus; und prüfen Sie, uneingenommen von der herrschenden Philosophie, das, was ich sage. Erwarten Sie keine Demonstration, indem ich Ihnen ja gerade zeigen will, daß mit Demonstrationen nicht viel gethan sey; Ihrem gesunden Menschenverstande mögt' ich blos zeigen, daß es keine andere Religion gebe, für den gebildeten Menschen, der nicht blos Religionskenntnisse, oder nur gewisse gut oder schlecht aneinander gereihten Säze über Gott, Unsterblichkeit und Sittlichkeit, blos zum Gegenstande des Denkens bedarf, sondern der es fült, daß ihm wirklich Religion nöthig ist; — ein Mittel, sich Gott und Göttliches zu vergegenwärtigen, vor Gott sich zu

sammlen, und sich seine höhere Bestimmung heiliger und lieber zu machen. Und ich denke, das läßt sich thun, wenn Sie mich mit ruhiger Aufmerksamkeit aushören wollen.

Als endliche Wesen, können wir uns eigentlich ein unendliches, oder Gott, gar nicht denken; einen deutlichen Begriff von dem Unendlichen haben, sezt schon Unendlichkeit voraus. Von sinnlicher Empfindung gehen alle unsere Begriffe aus; darauf muß all unser Denken gestüzt bleiben, wenn wir nicht in zielloser Schwärmerei herumirren wollen. Sie begreifen also, daß sich ein so sehr abhängiges Wesen wie wir, von einem ganz unabhängigen, ein so sehr beschränktes Wesen, von einem unbeschränkten, ein endliches von einem unendlichen, gar keinen Begriff machen kann; und gerade der am Wenigsten, der dieß wähnte. Für uns, in Raum und Zeit eingeschlossene Wesen, sind es eigentlich leere Worte: Gott ist nicht eingeschlossen in Raum und Zeit. Wenn wir es genau nehmen; so heißt es nur so viel, als: Gott existirt und existirt auch nicht; denn eine Existenz außer Zeit und Raum, ist für uns ein Unding. Und dar-

über dürfen wir uns nicht wundern und nicht erschreken; so wenig, wie darüber, daß wir nicht ohne Augen sehen, und nicht ohne Ohren hören können. Im Gegentheil: wir müssen uns willig darin ergeben, daß wir — Menschen sind. Haben wir gefunden, daß das sich selbst regierende Auge je mehr und je länger es sich anstrengt, um Gott und eine andere Welt aufzufinden, und am Ende nur deutlicher sieht, daß es — nichts sieht; so solten wir aufhören, die Augen nach einem leeren Orte hinzurichten. *) Wir solten auch nicht wähnen, wir hätten — die Sonne am Ostertage tanzen sehen, weil es uns durch das lange Hinstarren, — grün und gelb vor den Augen wurde. **) Also müßten wir davon eigene Anschauung haben, oder von glaubwürdiger fremder, Gotteswürdigen wissen. Wir müßten früh'ere positive Offenbarungen darüber kennen, oder es müßten neue ins

*) Jakobi in seinem trefflichen Gespräche über den Idealismus und Realismus. S. 190 — 196.

**) Ein gewöhnliches Vorurtheil der Landleute in manchen Gegenden, worin sie sich auf die berührte Art bestärken.

Mittel treten. Neue Offenbarungen kennen wir nicht; und frühere, ältere giebt es im Christenthum oder nirgends. Im Christenthum finden wir also eine Religion, oder wir haben gar keine.

Noch mehr! Je tiefer wir in die wundervolle Harmonie des Universums eindringen; je mehr sich unser Sinn öffnet, für das schöne Verhältniß von Macht, Weisheit und Liebe in der Schöpfung: je mehr werden wir darauf geführt, daß der Urheber dieses Universums, das allervollkommenste Wesen seyn müsse. Gerade diese Allvollkommenheit ist auch nothwendig, oder, wie es in der kritischen Philosophie genennt wird, ein Postulat unserer Natur, wenn wir volles Vertrauen zu diesem Wesen, in allen Lagen des Lebens fassen sollen. Aber diese Allvollkommenheit hindert uns auch wieder an der traulichen Annäherung. „Die Menschen brauchen Mitgefül," sagt Schiller im Don Karlos; „und einem Gott kann man nur opfern, vor Ihm zittern; mit Ihm zu fülen, wagt man nicht." — Natürlich! denn man kann sich nicht denken, daß Er mit uns Schwachen, Unvollkommenen,

fülen könne. Er müßt' uns näher verwandt seyn; wir müßten's glauben können, daß Er mit uns zu empfinden vermöge, wenn wir uns traulich an Ihn schmiegen, Ihm unser Herz ganz ausschütten solten. Denn, so lange wir Menschen sind, die so vieles wollen und nicht können, die vieles bedürfen und nicht haben, die durch ihre ganze Natur bestimmt sind, sich anzulehnen an ein weiseres, mächtigeres Wesen; so lange bleibt es gewiß: wir bedürfen „einen unsichtbaren Freund, der aus unbezweifelbarem, einzig — und einzig-reinem Gefüle von Wolwollen, an uns Theil nimmt," *) der sich in unsere Schwachheit, Beschränktheit, Unwissenheit, Verlegenheit hinein fülen, und ihr abhelfen kann. Wüßten wir Proben dieses Mitgefüls und dieser Macht; so würden wir uns desto zuversichtlicher Ihm nahen, und von Ihm,

*) So sagt Soden, den Niemand für bestochen für das Christenthum halten wird, in seiner Mythologie der Christusreligion. S. 68. 69. Ein Buch, in dem so viele schäzbare Wahrheit unter so vielem Unerwiesenen und Unerweislichen steht.

auch für uns, Hülfe erwarten. „Diese so natürlich, so unwiderstehlich, unserer Seele sich aufdringende Idee, die heilige Pfand-urkunde seiner Geisterverwandschaft, kann uns auch Einzig die Lasten unserer Existenz tragen helfen. Vertrauen und Seelenergießung sind eigentlich die ursprünglichen Bestandtheile der subjektiven Religion,“ oder von dem, was dem Einzelnen Menschen eigentlich Religion ist. Soll uns Gott so nahe kommen; so müssen wir zu Ihm hinaufsteigen; oder er muß sich herablassen zu uns. Sie verstehen mich, wenn ich sage: der Mensch muß etwas Göttliches, oder Gott muß etwas Menschliches annehmen. Auf Deifikation, Vergöttlichung, haben es so viele Theosophen und Schwärmer angelegt; und wir wissen, mit welchem Erfolge. Aus dem Bedürfnisse, daß Gott sich zu uns herablassen müsse, aus dem Wunsch' einer Humanisirung Gottes entstanden so viele Erzälungen von Göttererscheinungen, fast unter allen Völkern, und die Mythologieen fast aller Völker, besonders unter den Griechen und Römern. „Fast alle Völker der Erde,“ sagt Son-

nerat, *) „lebten in der Erwartung eines Gottes. Die Römer erwarteten einen großen König, der von den Sybillen angekündigt worden. Das Orakel zu Delphos bewahrte eine alte und geheime Weissagung, von der Geburt eines Sohns Apollons, der das Reich der Gerechtigkeit wiederherstellen solte. Die Perser erwarteten am Ende der Zeiten, Aly, die Chineser Phelo, u. s. w.“ Nach der Lehre der Indier, verkleidete sich die Gottheit, wenn sie einem Lande Gutes thun will, jedesmal in menschliche Gestalt. In der schönen Griechischen Fabel vom Jupiter und der Semele, liegt die schöne Wahrheit verhüllt, daß das Wesen der Gottheit sich nie Anders, als in dem gemilderten Lichte der Menschengestalt uns offenbaren könne, wie dem schwachen Menschenauge der hellstralende Sonnenglanz kaum Anders als in dem milderen Lichte des nahen Mondes sichtbar werden kann. Für jene Zeit waren jene Mythologieen wol wirksam. Die Menschen werden durch ihre Zeit und durch Zeitumstände gebildet. In jeder Pe-

*) Voyages, L. 2; 171.

riode und an jedem Orte sind die Menschen gerade nur so vernünftig, als sie Gott seyn lassen will, ob sie gleich wähnen, daß sie allein so vernünftig wären, als es ihnen gefällt; und in jeder Periode läßt Er ihnen so viel Religionslicht, und so viel Mittel zu religiöser Belebung, als sie für diese Zeit bedürfen. Für unsere Zeiten könnten diese Mythologieen schon deßwegen nichts seyn, weil uns ihr Mythisches, Fabelhaftes, nicht verborgen bleiben könnte. So viel bleibt indeß gewiß: nur in dem Menschen, ist Gott dem Menschen erkennbar; nur dann hat der Mensch an Gott, was Er von einem Gott bedarf, wenn Ihm Gott, nahe, wie ein Mensch ist. Wir bedürfen einen Gott, der uns so nah' ist, wie ein Freund, oder einen Freund, der so mächtig ist, wie Gott. Und diesem Bedürfniss' entspricht so ganz, der Jesus, von dem uns die Bibel erzält. Er hatt' all' die Nähe zu Menschen, die uns das Zutrauen einflößen kann, Ihm alle unsere Bedürfnisse zu ergießen. Er war arm, verkannt, gelästert, verfolgt, innerlich und äußerlich versucht; sein Herz wurde verwundet, zerrissen von allen

Seiten, von denen ein fein- und tief-fülendes Menschenherz zerrissen werden kann. Weiß irgend Einer, wie es einem Gedrükten, Unglüklichen, von Gott und Menschen Verlassenen zu Muth' ist; so weiß Er's. Und alle Gotteskraft zu helfen, war in seine Hand gegeben. Mogt' es Jemand am Leib oder an der Seele fehlen; mogte sein Körper durch Krankheit, oder seine Seele durch Laster gedrükt seyn; bedurft' er Brod oder Muth oder Gotteskraft: Jesus hatt' Alles, und Alles nur darum, um es mittheilen zu können. Einen größeren Beweis von aufopfernder Liebe, kann kein Mensch und kein Gott den Menschen geben, als durch einen Tod, wie ihn Jesus starb. Mit innigerer Liebe zu allen Menschen, selbst zu seinen Mördern, kann Niemand sterben, wie Er gestorben ist. In Ihm ward sicher Alles erfüllt, was die Menschheit von einem Gott bedarf.

Er war das sprechendste, verständlichste Bild der Gottheit, das es für die Menschen geben mag, weil Er ein ganz reiner, vollendeter Mensch, ein Menschenideal, und doch mit Gottesmacht begabt war. Ja; die Sonne ist das

erhabenste physische Gottesbild, dessen Anschauen Alles entzükt, erwärmt, belebt; das durch Licht, eine Welt für unser Auge schafft, und eine Welt von Pflanzen reift; dessen Entfernung Alles in Nacht und Tod hüllt. Es gab keinen sanfteren, wolthätigeren und liebenswürdigeren Irrthum, als den Irrthum der Peruaner, die Sonne anzubeten. Ich stimme selbst mit Young ein: sie ist

So bright, with such a Wealth of Glory st'ord,
Twere sin in Heathens, not to have ad'ord. *)

Sünde für die Heiden! Aber gewiß nicht Sünde für uns, da wir ein höheres, edleres Gottesbild kennen. Das höchste sinnliche Gottesbild, ist die Sonne; aber das höchste geistige Gottesbild, das wir kennen, ist der Mensch — der reine, edle, liebevolle Mensch. Die Sonne erleuchtet, erwärmt, belebt: aber ohne Bewußtseyn. Der Mensch giebt, hilft,

---

*) So glänzend, mit solch einer Welt von Glorie ausgestattet, daß es bei den Heiden Sünde gewesen wäre, sie nicht anzubeten.

erfreut mit Bewußtseyn. Er will geben, erfreuen; er kann lieben, und liebt. Das ist der heiligste Gottesfunke, der in ein Geschöpf fallen, und es mit Gottessinn durchglühen kann. Nicht an der Sonne kann der Mensch lernen, was Weisheit, Heiligkeit, Liebe heißt; aber wol an dem Menschen. Glanz, und wär' es auch Sonnenglanz, ist nur für den gröbern Sinn des gemeinen Menschen: aber die Weisheit, die von der Stirne stralt, die Milde, die vom Munde lacht, die Liebe, die aus dem Auge spricht, ist für den edleren Theil unseres Geschlechts. In der Nähe des Edlen, Großen, Liebevollen, vergißt der Mensch das irrdene Gefäß, in dem er diesen Schaz trägt, weil selbst das Gefäß davon durchglüht, verklärt, veredelt ist. Mangelhaft sind alle Bilder der Gottheit, bei fehlervollen Menschen: aber in Jesus wurd' uns die Macht, Weisheit und Liebe Gottes, so nahe gebracht, so fülbar gemacht, wie sie es Menschen werden kann. Ohne Uebertreibung konnt' Er sagen: „wer mich sieht, der sieht den Vater.“ Menschen konnten den Vater nicht besser, nicht Anders sehen, als in Ihm!

Nichts mehr davon! Wer Sinn für diese hohe Gottesoffenbarung, oder auch nur für das Göttliche im Menschen hat; der versteht mich. Bei Anderen wäre jedes Wort verloren.

Hauptsache bei der Christlichen, und bei jeder Religion, die nur einigermaaßen diesen Namen verdient, ist das, daß sie auf Sittlichkeit wirkt, daß sie den Menschen der Gottheit ähnlicher macht, die er verehrt. Freilich ist es also nicht gleichgültig, wie sich der Mensch seine Gottheit denkt: aber er kann sie sich ganz menschlich-richtig denken, und doch sehr irreligiös seyn, wenn nemlich sein religiöser Glaube bei ihm nicht zum lebendigen Prinzip des Handelns wird; wenn er sich durch ihn nicht göttlicher Natur fült, und sich kein Drang in ihm aufregt, abzulegen alles „ungöttliche Wesen," und dem Ziel entgegen zu streben, das ihm seine Religion zeigt.

Religion, die nicht auf Sittlichkeit wirkt, ist Licht das nicht leuchtet, Feuer, das nicht wärmt. Es hat nur das Ansehen von Licht und Feuer; aber es ist's nicht.

Speise, die nicht nährt, ist keine Speise; Getränke, das nicht erfrischt, ist kein Getränk,

und Religion, die nicht veredelt, ist nicht Religion.

Alle Religionen in der Welt hatten und haben die Absicht, uns in irgend eine Verbindung mit der Gottheit zu sezen. Ist nun die Gottheit rein und edel, was sie ihrer Natur nach, seyn muß; so findet ohne Reinheit, keine Verbindung statt, weil alle wahre Verbindung, auf Aehnlichkeit beruht. Reiner Aether verträgt keine Sumpfluft. Zwischen Lord Chatham und Lord Bristol fände nie vertrauter Umgang statt.

Also — auf mehr Sittlichkeit muß alle ächte Religion hinleiten. Diese Sittlichkeit ist das Vorgebürge der guten Hoffnung. Wenn man ihm nahe kommt, ist man sicher, daß man auf dem rechten Wege nach dem reichen Indien ist.

Aber Sittlichkeit leitet auch am Sichersten zur Religion. Beide sind natürliche Bundesgenossen, haben gleiches Interesse, gleichen Zwek. Man bleibt nicht leicht bei dem Einen, ohne sich auch dem Andern zu nähern. Sie leben en famille: man wird mit der ganzen Familie bekannt, wenn man Eins von beiden, kennen lernt.

Ist Ihr religiöser Sinn nicht recht belebt; streben Sie nur ernstlich sittlicher zu werden, und das religiöse Bedürfniß wird schon erwachen. Liegt Ihnen Sittlichkeit nicht sehr an; nähren Sie nur Ihren religiösen Sinn, und sie wird Ihnen gewiß wichtig.

Der sittliche Mensch hat, als solcher, schon weit mehr Sinn für alles Geistige, Göttliche, — für Gerechtigkeit, Güte, Sanftmuth, Milde, Liebe. Gerechtigkeit ist die Einzige Anschauung für Gerechtigkeit. Nur der, der selbst sanftmüthig ist, hat einen rechten Begriff von Sanftmuth; nur der, der liebt, versteht Liebe. Gott ist gerecht, gütig, liebevoll — das sind also todte Ausdrüke dem, der nie, selbst gerecht, gütig, liebevoll war. Ist er es aber selbst; so weiß er etwas von Gott, — aus sich selbst. Nur der sittliche Mensch kann also von Gott etwas erkennen, und Andern diesen Gott erkennbar machen. So verstehen Sie auch das herrliche Wort Johannes: „wer lieb hat, der kennt Gott. Wer nicht lieb hat, kennt — bei aller Weisheit — Gott nicht; denn Gott ist die Liebe.“ „Der Mensch kennt Gott nur, in so fern' er

den Menschen, das ist, sich selbst kennt," — sagt der treffliche Verfasser von Lienhard und Gertrude. „Er ehrt Gott nur, in so fern er sich selbst ehrt, das ist, in so fern er an sich selbst und an seinen Nebenmenschen, nach den reinsten und besten Trieben, die in ihm liegen, handelt. Daher soll auch ein Mensch den Andern nicht durch Bilder und Worte, sondern durch sein Thun zur Religionslehre empor heben. Denn es ist umsonst, daß du dem Armen sagst, es ist ein Gott, und dem Wayslein, du hast einen Vater im Himmel. Mit Bildern und Worten lehrt kein Mensch den Andern, Gott kennen. (Also erhält auch kein Mensch dadurch Kenntniß von Gott.) Aber wenn du dem Armen hilfst, daß er, wie ein Mensch leben kann, dann zeigst du ihm Gott; und wenn du das Wayslein erziehst, wie wenn es einen Vater hätte, so lehrst du ihn den Vater im Himmel kennen, der dein Herz also gebildet, daß du es erziehen mußtest." (Und wenn du zu der Zeit in dein Herz blikst; dann weißt du, was es heißt: Gott liebt uns, wie ein Vater.)

Auf Christenthum werden Sie am besten

geleitet, durch ernstliches Streben nach Sittlichkeit. Kommen Sie weiter darin; so wird es Ihnen ehrwürdiger, was Jesus lehrte und that. Nur der Tugendhafte fült den wahren Werth der Tugend. Können Sie nicht recht fortkommen; so wird es Ihnen wichtiger, was Jesus verspricht. Nur der Matte, zu Boden Gesunkene, weiß Stärkungsmittel zu schäzen. Werden Sie bewahrt vor einem Fall; Sie werden bald merken, daß es auf dem Wege geschah, den Jesus gieng, durch die Mittel, die Jesus brauchte. Fallen Sie wirklich; es wird Ihnen nicht entgehen, daß Sie ein Wesen bedürfen, wie Er Eins ist, wenn Ihnen Muth bleiben soll.

Haben Sie vieles zu bereuen; Sie fallen in Muthlosigkeit oder in Leichtsinn, ohne Christenthum. Was Jesus lehrt, bewahrt Sie vor beidem. Wer auch noch so viel Böses stiftete, kann Vergebung finden. Wer Vergebung fand, soll besser werden. Wer beides glaubt, wird weder muthlos, noch leichtsinnig.

Den erfahrenen Wegweiser lernt man schäzen, wenn man selbst einen Weg durch die Py-

renden finden wolte; den geschikten Arzt, wenn man eine Zeitlang sein eigener Arzt war.

Wenn Ihnen ein erfahrener Seeman, ein Kästgen mit mancherlei Sachen auf Ihre erste weite Seereise mitgab; so werden Sie auf dem Lande nicht merken, welchen Werth jedes Einzelne Stük in dem Kästgen hat: aber auf der Reise selbst, finden Sie es gewiß. Sie verstehen mich!

Also: von Sittlichkeit geht Christenthum aus; zu Sittlichkeit führt es hin. Davon muß es auch bei Ihnen ausgehen; dahin auch Sie leiten. Sonst ist es das ächte Christenthum nicht.

Und jede Religion muß das; sonst ist sie Gözendienst und keine Religion. Mag sie auch in sich, ganz vernünftig-zusammenhängend seyn; es ist Einerlei, ob sich unsere Hand oder unsere Vernunft, einen Gözen macht.

Ich seze Ihnen nun noch einige bedeutende Stellen, aus der Schrift eines unserer Ersten Denker, und unserer redlichsten Wahrheitsforscher her, die Ihnen Stoff zu weiterem Nachdenken geben mögen. Es ist Jakobi, Verfasser des Woldemar.

Kann lebendige Philosophie, je etwas Anders, als Geschichte seyn? Wie die Gegenstände, so die Vorstellungen; wie die Vorstellungen, so die Neigungen und Leidenschaften; wie die Neigungen und Leidenschaften, so die Handlungen; wie die Handlungen, so die Grundsäze und die ganze Erkenntniß. Was hat der Lehre eines Helvetius, eines Diderot, den schnellen, allgemeinen Eingang verschafft? Nichts Anders, als daß diese Lehre die Wahrheit des Jahrhunderts wirklich in sich faßte. Es kam aus dem Herzen, was sie sagten, und mußte wieder zu Herzen gehen.

Die Handlungen der Menschen müssen nicht sowol aus ihrer Philosophie hergeleitet werden, als ihre Philosophie aus ihren Handlungen. Ihre Geschichte entspringt nicht aus ihrer Denkungsart, sondern ihre Denkungsart aus ihrer Geschichte.

Wenn die Ersten Menschen, als Schwämme aus der Erde, oder als Würmer aus dem Schlamm, nicht weit vollkommener hervorgegan-

gen sind, als sie jezt aus Mutterleibe geboren werden: so mußte Etwas sich ihrer annehmen. Das Ohngefähr? Oder was?

Alle sagen aus Einem Munde: es habe ein Gott sich ihrer angenommen; und noch ehe, denn sie waren.

Von einem höheren Wesen gehen alle Verfassungen aus; alle in ihrem Ursprung waren Theokratisch. Das Erste, nothwendigste Bedürfniß, wie für den Einzelnen Menschen, so für die Gesellschaft, ist — ein Gott.

Vollkommene Unterwerfung unter ein höheres Ansehen; strenger, heiliger Gehorsam, ist der Geist jeder Zeit gewesen, welche große Thaten, große Gesinnungen, große Menschen in Menge hervorbrachte.

Wo der feste Glaube an ein höheres Ansehen nachließ, eigener Dünkel die Oberhand gewann: da sank jede Tugend, da brach das Laster durch, da verdarb Sinn, Einbildung und Verstand.

Und bei keinem Volke hat dieser Glaube nachgelassen, als nachdem es sich von Leidenschaft bethören ließ, die kein Gebot hat, und den Geist in Ketten legt, so daß nun Jeder von dem Baum der Erkenntniß nahm, und selbst wußte, was gut und böse sey.

Sieh deine Kinder an, oder die Kinder deines Freunds. Sie gehorchen dem Ansehen, ohne den Sinn des Vaters zu begreifen. Sind sie widerspenstig und gehorchen nicht; so werden sie nie dieses Sinnes inne werden, nie den Vater selbst, wahrhaft erkennen. Sind sie folgsam; so geht des Vaters Sinn, sein inneres Leben, allmälich in sie über; ihr Verstand erwacht, sie erkennen den Vater. — Der Verstand beim Menschen kommt überall nur hintennach. Zucht muß den Unterricht, Gehorsam die Erkenntniß vorbereiten.

Je umfassender, tiefeingreifender, erhabener ein Gebot ist; je mehr es sich auf die innerste Natur des Menschen und ihre Verbesserung, auf Verstand und Willen, Tugend und Erkenntniß

bezieht: desto weniger kann vor der Befolgung, seine innere Güte von dem Menschen eingesehen werden; desto unfähiger ist seine Vernunft, es zu billigen; desto mehr bedarf es Ansehen und Glauben.

Nicht weise, nicht tugendhaft, nicht gottselig kann sich der Mensch vernünfteln; er muß da hinauf bewegt werden, und sich bewegen; organisirt seyn, und sich organisiren. Diese gewaltige Einrichtung hat keine Philosophie bisher zu ändern vermocht. Es wäre Zeit, daß man anfienge sich gutwillig in dieselbe zu fügen, und es aufgäbe, Brillen erfinden zu wollen, mit denen man ohne Augen sehen könne — und besser! *)

Welche Wahrheiten! Wenn Sie ihren Geist, Umfang, und ihre Folgen recht durchdenken, und sich von ihnen leiten lassen; so bedürfen Sie meiner ganzen Vorlesung nicht. Hätt' ich aber nur das Verdienst, Sie mit ihnen bekannt gemacht zu haben; es wäre mir genug.

*) Ueber die Lehre des Spinoza, neue Aufl. Breslau. 89. S. 239 — 248.

Die
höchste Tendenz.

Ein
dramatischer Dialog.

Personen:

Ludwig Wilhelm Herrmann Eleonore Eduard	Einau, Geschwister.

Emma Lieblich, Eduards Verlobte.
Alexander Gotthard, Ludwigs Freund.

Die Scene ist in Spaa.

1.

(Eduard und Emma in Morgenkleidung, traulich umschlungen, eine Seiten-Allee im Kapuzinergarten hinunter.)

Emma.

Nein, Lieber, bei so manchen Naturszenen ich Dich auch sah; so lieblich sich mir Dein Herz oft entfaltete, ich habe Dein Wesen von mehr Seiten gefült; ich habe Dich neu genossen in Deinem trefflichen Geschwistern. Was hätt' ich von Deinem hohen Kunstsinn gewußt, ohne die Unterredung, die Du gestern mit Deinem Wilhelm hattest! Die physiognomische Ideen, die Du mit Herrmann wechseltest, als wir vorgestern zum erstenmal die Menschen Alle in der Allee gesehen hatten, werd' ich nie vergessen. Und Deine Schwester Eleonore, sie hat Dir über unsere gewöhnliche Musiken so manches Wort abgelokt, das mir wahre Musik lieber und heiliger macht, (mit einem Blik) und Dich nebenher auch.

Eduard.

Also reu't Dich's doch nicht, das Rendes-vous, das wir uns hier gegeben, und die Reise, die wir darum machen mußten? so sehr Deinem Sinne für Still-leben, auch dieß Geräusch, zuwider seyn mag!

Emma.

Ob sie mich reu't! Giebts ja einen Kapuzinergarten, wenn das Geräusch zu arg wird! Lieber; es sind gar interessante Menschen, Deine Geschwister. Jedes so ein eigenes Wesen für sich, und doch haben alle einen Familienzug von Deinem Sinn, daß man sie für — Einau's erkennt. Unser Ludwig hat mitten unter ihnen bei mir gewonnen, und auch Du, Lieber. Ludwig acht' ich noch mehr als sonst, wenn's möglich ist. — Nie habe ich seine stille Erhabenheit so gefült, und nie so ganz Deinen weiten, großen Sinn.

Eduard.

Engel! — ich mögte Dich denn auch einmal recht unter den Deinigen sehen, obs möglich wäre, daß Du mir noch mehr werden könntest. Auch neulich, als Du in Coo staunend da standst auf der Brücke, und den Wasserfall ansahst; als Dein Blik mit herunter glitt, und Deine Wan-

gen sich röthheten, und Du mich so groß und hehr ansahst und meine Hand nahmst, und kein Wort sprachst: auch da, dünkt mich, wurdest Du mir lieber. Ich hätte Dir in dem Augenblik mein ganzes Herz gegeben, hättest Du es nicht schon gehabt. Sieh! ich mögte Dich auf den majestätischen Broken führen, um dort am Morgen eine Weltschöpfung zu sehen; ich mögt' in der Weinlese mit Dir die Bergstraße hinauf wandern, mich unter jeden Obstbaum mit Dir lagern, in jedem schönen Weinberg einkehren, und unsere Fantasie solte mit fortströmen mit dem großmächtigen Rhein, und unser Herz solte sich hineinfülen in all' den Seegen und den Jubel, und sich erheben zu dem Herrn der Schöpfung, der uns Sinn und Herz für das Alles gab. (mit steigendem Enthusiasmus) Ich mögte mit Dir wandern zu all' den hehren, heiligen Orten in der Schweiz, wo es so laut verkündiget wird, wie groß Gott ist; an jenen Rheinfall, Rheinsturz, Rheinkatarakt. — Wer hat ein Wort für die einzige Erscheinung? — an jenen See, in dem sich Himmel und Erde spiegelt, an dem man Himmel und Erde genießt, in jene stillen traulichen Thäler, wo der Mensch allein auf der Erde zu leben wähnt, und wo

man an der Seite eines liebenden Wesens all' den Frieden, den die Erde hier hat, genießt, und ihren Taumel vergißt. (Mit funkelnden Augen) O! Emma; in das Paradies von Italien mögt' ich Dich bringen; nach Rom, wohin sich der genußdurstigste Mensch verbannen lassen könnte, und er entbehrte keinen Genuß; nach Neapel, dem ewigen Frülinge nahe, und den verheerenden Vesuv in der Ferne, damit Du wüßtest, was Himmel und Hölle ist. Da wird der Sinn groß, das Herz weit! — Da lernt man die Schöpfung umfassen, wie ein Gott, und Alles in der Schöpfung genießen, wie ein Gott. —

Emma. (schmiegt sich an ihn)

O Du Lieber, Glühheißer! Deine Emma bedarf das Alles nicht. Sie hat Dich und in Dir Alles! Du weißt wol: der Mensch wird oft eine Welt im Kleinen genannt; so gab mir Gott eine Welt in Dir. Bei Dir kann sich Alles, was in mir ist, entwikeln. Du wekst und regst Alles in mir auf. Wir Weiber können so viel nicht fassen; wir genießen die Quintessenz der Schöpfung in unserm Geliebten.

Eduard.

Auch ich find' Alles in Dir; ich muß Alles mit Dir, in Dir genießen, wenn ichs recht

genießen soll. Aber eine Naturherrlichkeit, mit Dir genossen, erhöht doch den Genuß der Liebe. Fültest Du das nicht vorhin, als wir auf der Brüke standen? Genoßest Du mich nicht auch mehr, weil ich Dich ohne Worte verstand, weil mein Gefül, ohne Worte dem Deinigen begegnete? Du warst so seelig!

Emma.

In Dir — Laß uns theilen, was Du vorhin sagtest. Du solst mit mir genießen, und ich genieße in Dir. — Ich sah den Wiederschein der ganzen schönen Schöpfung in Deinem Auge, mein Eduard. Das war für mich das Medium, sie recht zu genießen, und — Du weißt, wie ich da bin! — Du bist eben meine Welt. In Deinen Augen liegt das wahre Paradies für mich; besser als es Italien hat. Und den Vesuv seh' ich manchmal gern' aus Deinen Augen drohen — aber in der Ferne.

Eduard.

Schmeichlerin! Du wirst mich noch eitel und thöricht machen! Ich muß mir nur recht oft sagen, daß die Liebe blind ist.

Emma.

Pfeffel ist auch blind; dafür fült er feiner

als andere Sehende, wie uns Dein Wilhelm gestern erzälte.

Eduard.

Am Ende mußt Du doch wieder recht haben. Wann hat so ein Mädchen nicht recht? — Sieh da, Eleonore — Guten Morgen, Schwester.

(Eleonore kömmt etwas niedergeschlagen.)

Emma.

Guten Morgen, liebe Eleonore. Eben hat sich eine Disharmonie bei uns in Harmonie aufgelöset. Aber was ist Dir, Gute? Ich sehe ja eine Disharmonie in Deinem Gesicht! Dein Mund lächelt, und Dein Auge lächelt nicht mit, (schlingt ihren Arm um Eleonoren) Du hast doch nichts?

Eleonore.

Guten Morgen, Ihr Seelen! Warum mußt Du denn jedes Wölkgen auf der Stirne sehen?

Eduard.

Du verstehst das nicht, Emma. Vielleicht ist die Ausführung eines hohen Fugen-Themas nicht gelungen; oder ein Chor, das sie sezte, wirkt nicht nach ihrem Ideal. Es ist gar ein wunderliches Mädchen, meine Eleonore. Weißt Du noch, wie sie eine Melodie auf das Wechsel-Chor für unsere Tante, die Pflegerinn unserer Liebe, komponirt hatte? Uns traten die

Thränen in die Augen, und sie schüttelte den Kopf und zerriß es.

Emma.

Du vergißest aber doch nicht, Lieber, daß sie eine noch weit einfachere und herzergreifendere machte?

Eduard.

Das Bessere ist vielleicht noch nicht zu Stande; und da hat der Geist seine Geburtsschmerzen —

Eleonore.

Spötter! — Ich hab' an kein Komponiren gedacht. Mir war's etwas bänglich diese Nacht, weil gestern Abend keine Briefe vom Vater gekommen sind. Er wolte doch gewiß mit erster Post schreiben, und jezt sind zwei Posttage herum, und an Wilhelm nach Düsseldorf hat er auch nicht geschrieben.

Emma.

Weißt Du das schon?

Eleonore.

Ich fragt' ihn gleich gestern Abend, als er ankam. Er fürchtet aber nichts.

Eduard.

Und du soltest auch nichts fürchten. Bei seinen vielen Geschäften, und dem neuen Bau;

wie leicht können da ein Paar Posttage versäumt werden!

Eleonore.

Aber eben der neue Bau! — könnt' er da nicht zu Schaden gekommen seyn! Du weißt, wie er überall ist. Freilich bin ich leicht besorgt.

Emma.

Gutes Mädchen, wenn wir alle Möglichkeiten fürchten wolten, so hätten wir immer zu fürchten. Als Eduard das leztemal in Mannheim war, schrieb er mir einmal in vollen drei Wochen nicht; und gerade las ich in der Zeitung, der Rhein sey übergetreten, und habe die ganze Gegend überschwemmt; man hab' einige Leichname gefunden. Wenn ich nun gleich hätte fürchten wollen, er sey auch in dem Rhein umgekommen! —

Eduard. (drükt ihre Hand an seine Wangen.)

Freilich, als ich Dir geschrieben hatte, warst Du gar nicht mehr besorgt, weil die Ertrunkenen gewöhnlich nicht mehr schreiben. — Aber jezt bist Du braver und fester worden, und ich liebe Dich darum nur desto mehr.

Emma. (schlägt ihm sanft auf den Mund, und droht ihm mit dem Finger.)

Ihr Männer seid's nicht werth, daß man

so besorgt um Euch ist. Man wird nur von Euch genekt! und dann wolt Ihr alle Eure Unarten mit einer Liebesversicherung gut machen.

Eduard.

Wirkt ein platonischer Kuß etwa besser? (er küßt sie auf die Stirn) (zu Eleonore) Komm, liebes Mädchen, laß uns an Dein geborgtes Klavier gehen, und fantasir' uns etwas vor, oder laß Dir die Guitarre holen, und singe Dich aus den Sorgen heraus.

Eleonore.

Ich würde mich nur mehr hinein fantasiren und singen, und Euch am Ende mit mir. Ihr wißt, ich kann nur geben, was in meinem Herzen ist. Der einzige Gegenstand meiner Musik ist der innere Mensch. Nur ihn kann ich darstellen; und wie ich ihn darstelle, so wirkt er wieder auf mich, und Andere, die den Ausdruk hören. Freilich; wenn Liebe aus ihm quillt, und sich in die Saiten oder in die Stimme ergießt: so glüht mein Herz stärker von Liebe. Wenn ich Dank zu singen gedrungen werde: so schmelzt mein Herz noch mehr wie vorher in Dank dahin. Aber wenn mir weh ist; dann singt auch nichts als Weh aus mir. So sind wir ja Alle.

Eduard.

Ich weiß! Wilhelm bildet und zeichnet lauter Laokoons Gesichter, wenn ihn sein heftiger Schmerz ergreift. Herrmann weidet sich an lauter schmachtenden Physiognomieen, wenn Sehnsucht der Liebe aus ihm seufzt. Und selbst unsern gesezten Ludwig find' ich mehr über Klagpsalmen und Jeremiaden, wenn er sich nach besseren Zeiten sehnt.

Emma.

Mein Eduard macht keine Ausnahme. Ich weiß auch, was es bedeutet, wenn er die finstersten Waldthäler aufsucht, und bei Nacht hinaus ins Gewitter geht. Dann ist auch meine Guitarre verstimmt, und ich möchte Laokoons Gesichter zeichnen, und mich an schmachtenden Physiognomieen weiden. Wenn's lange dauerte, so fände man mich wol gar auch über Jeremias Klagliedern, aus denen mir Ludwig einmal so eine schöne Stelle vorgelesen hat.

Eduard.

Aber wo denn die Andern bleiben? Ob ihnen Gotthard wieder ein Stük Schauspiel vorspielt, oder ob sie wol gar noch schlafen?

Eleonore.

Keins von beiden! Wilhelm hat schon seit

fünf Uhr gesessen und an einem Weiberkopf gemodelt, und Herrmann maaß und zeichnete gerade den Schädel einer Dame, bei der sich die beiden Organe des Scharfsinns und der Schwärmerei, gleich stark finden sollen. Seit die Gallische Büste angekommen ist, hat man ihn nur halb. Ludwig, — das weißt Du — bleibt Morgens gern' eine Stunde allein.

Eduard.

Laßt uns gehen und sie abholen. Wenigstens Wilhelm und Herrmann; denn Ludwig stör' ich nicht gerne. Deswegen sind sie doch wol nicht dreißig Meilen von Münster, und wir dreißig aus dem Elsaß hieher gereiset, um Köpfe zu boßeln und Schädel zu zeichnen. (sie gehen aus dem Garten nach dem großen Plaze hin.)

Ludwig, Wilhelm und Herrmann.

(in der Prammadenstraße)

Wilhelm. (lebhaft gestikulirend)

Nie hab' ich etwas Aehnliches gesehen. Ich hätte nicht geglaubt, daß es möglich wäre, die Mutter und die Jungfrau so in Eins zu schmelzen, wie's Raphael hier bei seiner Einzigen Madonna gethan hat. Mein höchstes Ideal in der Art war Maria von Leonardo da Vinci; ich

hielt sie für unübertreffbar, aber Raphael hat ihn übertroffen — der einzige Mensch!

Herrmann.

Mich reuet fast, daß ich nicht mit Dir über Düsseldorf gegangen bin. Es muß ein wahres Studium für den Physiognomiker seyn; wenn es nur kein Ideal, sondern Natur ist.

Ludwig.

Es gab ja wenigstens einmal eine solche jungfräuliche Mutter; und ich dächte, wir fänden manche, wenn wir umhersehen und suchen wolten. Aber man rühmt noch viel von einer andern Maria in Düsseldorf.

Wilhelm (mit noch heftigerer Bewegung.)

Ich bitt' Euch, bringt mich nicht darauf! Ich kann sie nicht beschreiben, und nicht zeichnen; und doch ist mir die ganze Seele voll davon.

Herrmann.

Wovon?

Wilhelm. (ungeduldig)

Ach! von Guido's Himmelfahrt Mariä. Wovon sonst? Ich möchte nie wieder zeichnen, und noch weniger malen, seit ich sie sah; — nicht sah! Ich genoß sie mit dem Besten, Fein-

sten, Geistigsten, Göttlichsten, was in mir ist. Das ist eine neue Welt! Blos möglich! Licht umflossen nur in reinem Licht. Da ist Euch nichts Irrdisches, nichts Ungeläutertes zu sehen. Man sieht, daß sie nicht mehr auf der Erde bleiben kann; nicht mehr für die Erde gemacht ist. Selbst der große blaue Mantel der Verklärung ist reiner, verdichteter Aether des Himmels, wenn man ihn mit Kleidern von irrdischem Gewebe vergleicht. Die Jungfrau ist ganz bekleidet, ist Jungfrau, und doch so schlank, so schwebend; sie scheint bereits einer himmlischen unzerstörbaren Lichtnatur theilhaftig. Man sieht sie an, und glaubt an eine Auferstehung.

Ludwig.

Sonderbar, wenn die Fantasie eines Erdenmenschen sich mehr Verfeinerung, Erhöhung der Menschheit dichten könnte, als Gott ihr geben will! war sie doch auch geschaffen, diese Schöpferkraft; und schwehrlich blos um zu träumen.

Wilhelm.

Ja; mir ist auch so etwas durch den Kopf geflogen. Ich kann mich dabei nicht fest halten. Wüßten wir nur etwas mehr davon!

Ludwig.

Sagst Du denn nichts von dem Täufer Johannes?

Wilhelm.

Den müßtest Du sehen; und nur Du könntest den Geist des Künstlers recht erfassen, weil Du Dich so in den Geist der Bibel hineingelesen hast. Ich las selbst seine Geschichte wieder durch, eh' ich ihn zum zweitenmal sah; und nun verstand ich erst, was der Schöpfer oder Nachbilder des herrlichen Kopfs wolte. Da steht der edle, kraftvolle Mann, nachdenkend über sein versunkenes Volk, über seine Bedürfnisse, und die Unzulänglichkeit dessen, was er dafür gethan hatte, thun konnte. Er wäre bereit, Alles zu thun: aber man sieht's, ohnerachtet all' seiner Kraft vermag ers nicht. Es ist, als ahnd' ers leise, daß es der Jüngling Jesus seyn werde, durch den die Erdenbewohner Rettung haben solten.

Ludwig.

Ob wol ein ganz unsittlicher Mensch so etwas machen oder nachfülen könnte? Oder Einer, der durch bloße Sittenlehre das Menschengeschlecht für ganz besserungsfähig hielt?

Wilhelm.

Ich denke kaum! Der Johannes sieht wenigstens aus, als ob er Alles gethan habe, was er zu thun vermöge, was man durch Sittenlehre predigen, thun kann; und doch so, als geh' es nicht.

Ludwig.

Oder scheint er muthlos?

Wilhelm.

Nein; er scheint noch ein anderes Mittel zu kennen, das besser wirken werde. Nur er kann nichts mehr.

Ludwig.

„Er wird Euch mit Geist und Feuer taufen!" Es muß ein braver Künstler seyn. Aber fandest Du keinen Christuskopf, der Dir genug that?

Herrmann.

Wie fände man den? Ueberall weiß ich nicht, wie man es noch wagen kann, einen Christus als Kunstwerk darzustellen. Malt man ihn mit den Zügen eines Götterideals, so hat er nur das Interesse der Größe; aber er ist uns nicht nahe genug, er trift unser Herz nicht. — Schildert man einen Menschen; wie will man das Göttliche so hineinverschmelzen, daß es dem In-

tereſſe des Herzens nicht ſchadet? Und läßt man dieſes ganz weg; wie iſt es möglich, die Menſchheit ſo hinauf zu adeln, daß ein Gottesſohn ſichtbar wird?

Ludwig.

Aber *muß* es, *ſoll* es das? Jeſus lebte als wirklicher Menſch. Er hatte alſo ein wirklich-menſchliches Geſicht. Nur ſo viel Göttliches war darin, als aus einem Menſchengeſichte herausdämmern kann; war in Ihm ſelbſt ſo viel Göttliches, als ein Menſchenweſen zu faſſen vermag. Was *wirklich war*, müßte ja der Maler *darſtellen* können, wenn er der Mann darnach wäre.

Wilhelm. (nach einer Pauſe)

Das iſt mir neu, Ludwig. Ich dachte, auch die göttliche Natur, wie man ſie in Jeſus annimmt, müßte dargeſtellt werden. Und das hielt ich immer für unmöglich.

Herrman ~~Ludwig~~ (lächelnd)

Auch ich. Das Göttliche kann uns nicht Anders erſcheinen, nicht näher treten, als in einem Menſchengeſichte, das Weisheit, Kraft und Liebe, in ſchönem Verhältniſſe darſtellt; ſo war Jeſus, ſo war ſein Göttliches, was ſich auf der Erde zeigte. Könnt' ein Künſtler einen

Geist, bis zu einem solchen Ideal erheben, und dieß schöne Verhältniß darstellen: so hätten wir einen Christuskopf. Aber — freilich daran fehlt es. Entweder Köpfe mit sogenanntem Ausdruk, wie ihn die Malermanier will; ohne Ruhe, Würde, Erhabenheit. Oder es ist Eine Seite an Jesus gut dargestellt: seine Sanftmuth, seine Demuth, seine Kraft, seine Ruhe. Aber was soll ein so einseitiger Christus?

Ludwig.

Ganz mein Gefül! ich denke, wenn die ganze Bibel eine Reihe von Gemälden wäre; Du sentirtest sie besser als ich. Hätten wir doch recht wahre Christusbilder; wenigstens solche, in denen der feinsinnige Christusverehrer seinen Christus wieder fände. Auf Manche würd' es gewiß trefflich wirken.

Wilhelm.

Ich versteh's, versteh's! Es mußte nothwendig einmal eine Zeit seyn, wo die Christen Alle Katholiken waren. Und manche Völker, solt' ich denken, müßten's noch jezt seyn. Vereinigung des Sinns für Schönheit mit der Religion, hat schon bei den Griechen so gut gewirkt. Man gab den Kunstwerken neben ihrem ästhetischen Werth, der nur von Wenigen rein

empfunden werden konnte, für das Volk noch ein näherliegendes und höheres Interesse; und so wurde der Sinn für Schönheit verfeinert und geschärft.

Ludwig.

Und durch den verfeinerten Sinn für wahre Schönheit, auch der religiöse Sinn. — So willst Du sagen, Lieber?

Wilhelm.

Ich denke: ja! Aber hätt' ichs gesagt, ich hätte mich selbst nicht recht verstanden, wie es uns oft gehet.

Ludwig.

Bei etwas Nachdenken hättest Du's wol bald gefunden. So wie das Ideal von Menschenschönheit, Menschenvollkommenheit, Menschheit erhöht wird; so werden es auch die Begriffe von Gott, den wir ja nicht anders, als durch Begriffe von menschlichen Eigenschaften kennen. Der einzige Weg, wodurch der Mensch etwas Lebendiges von Gottes Weisheit, Milde, Liebe und Erhabenheit erfassen kann, ist durch Anschauung von weisen, milden, liebevollen, erhabenen Menschen. Und wodurch könnte feinsinnigen, zum Schönheitsgefül organisirten Menschen, das Ideal von Menschenvollkommen-

heit mehr erhöht werden, als durch Menschengestalten von der reinsten Erhabenheit?

Wilhelm.

Durch einen Apoll, durch einen Jupiter, oder eine Minerva von Phidias, meinst Du? — Und doch meyn' ich, sie könnten nicht mehr so auf uns wirken. Wir müßten Götterbilder haben, die wir mehr verwandt mit uns fülten. Jene Menschen, die für sich allein stehen konnten, hatten vielleicht keckes Bewußtseyn genug, um ihren Göttern ins Auge zu sehen, sich verwandt mit ihnen zu fülen, und sich um dieser Verwandtschaft willen ihren Beistand im Nothfall zu versprechen. Unsere Hülfsbedürftigkeit ändert die Sache. Wir darben unaufhörlich, und trauen nie auf eigene Kräfte. Einen Vertrauten zu finden, dem wir unsere Noth mit uns selbst klagen; dem wir unser Herz mit allen seinen Widersprüchen, Verirrungen und geheimen Anliegen ausschütten; dem wir durch anhaltendes Bitten und Thränenvergießen, Beistand und Mitleid abloken können, das ist das Hauptbedürfniß unsers Lebens. Natürlich müßten wir Götter für dieß Bedürfniß haben.

Ludwig.

Denkst Du, Lieber, das sey bey den Grie-

chen so ganz anders gewesen? Sie waren, wenn Du willst, eine größere, edlere Nation, als wir; aber sie waren Menschen, wie wir. Die Edelsten unter ihnen, ihre Sokratesse, Platos, fülten die Zerrüttung, die Disharmonie ihrer Natur, so gut wie wir. Auch sie darbten an dem besten, geistigsten Theil ihrer selbst. Auch sie bedurften ein Wesen, dem sie ihre Noth mit sich selbst klagen, dem sie ihr Herz mit allen seinen Widersprüchen, Verirrungen und geheimen Anliegen ausschütten konnten. Du erinnerst Dich ja wol, was ihre Weisesten selbst darüber sagten. Die ganze Menschheit bedarf ja wol einen solchen Gott, wie Du Einen für uns fordertest. —

Wilhelm.

Ich weiß nicht was ein Anderer soll.

Ludwig.

Und Du weißt doch auch, daß wir einen solchen haben; ein Wesen mit all' der Macht und Weisheit eines Gottes, und dem wir doch jede Noth mit uns selbst klagen, dem wir unser Herz mit all seinen Widersprüchen und Verirrungen ausschütten können, weil das Wesen selbst etwas von diesen Widersprüchen empfand, und

so tief fülte, wie leicht sich das Menschenherz verirren kann, weil es selbst — Mensch war.

Wilhelm. (nachdenkend)

Wol wahr. — Mir ists oft selbst unbegreiflich, warum ich so gleichgültig dagegen bin. — (Pause.) Gott! als ich zum Erstenmal in die Peterskirche trat, und das schöne große Ganze mich recht ergriff; als jeder neue Blik mir Alles verschönerte; als ich die Säulen an meinem Körper maß, und mir nun anschaulich ward ihre ungeheure Höhe und Dike — und das Alles doch wieder so in Ebenmaß und Verhältniß verloren, daß es nicht einer Felsenmasse, sondern einem Hause ähnlich sah, — mein Wesen wurde wunderbar gehoben! Ich verstand mich selbst nicht. Mir war's, als sey ich nicht in der wirklichen Welt, wo man etwas so Großes, so Vollkommenes nicht zu sehen gewohnt ist. —

Ludwig (faßt ihn unter den Arm, und hängt mit inniger Liebe in seinem Blik an ihm.)

Wilhelm.

Und doch erscheint Dir nichts Wüstes, unerreichbar Hohes. Es ist der Fantasie oft alles so nahe gebracht, daß man es mit den Händen greifen könnte. Kurz: mir war wol bei dem

Anblik; ich war in der Welt gar nicht verloren, sondern von allen Seiten bequem und gemächlich eingeschlossen. In so vielen gothischen Kirchen, war das Haus zu einer Felsenmasse, hier war die Felsenmasse zu einem Hause geworden. — O! Ihr glaubet nicht, wie sich mein ganzes Wesen sehnte in der Stunde, mit vollem Herzen anbeten zu können, den, dem doch eigentlich dieß Haus erbauet ward, und den so Viele mit der herzlichsten Andacht anbeten.

Ludwig.

Und wahrlich, Lieber! Du warst nicht ferne von dieser Anbetung. Hätte sich Dein Sinn von dem *sinnlich*-Schönen, *sinnlich*-Großen erhoben zu dem *sittlich*-Schönen, *sittlich*-Großen; Du wärest noch weit tiefer und heiliger ergriffen worden, von dem Charakter Jesus. Du hättest anbeten müssen, wie Du athmen mußt. Wie gilts auch von Ihm: bei den Grandison's und Friedrich's soll der Mensch einem Gott ähnlich sehen, bei Jesus sieht Gott einem Menschen ähnlich.

Wilhelm ~~Karl~~. (mit aufwallender Wärme)

Unbegreiflich! Unbegreiflich! warum Er mir nicht Alles ist.

Herrmann.

Und daß Er mir nichts ist, noch unbegreiflicher! Das war doch nur eine todte Steinmasse, ein Werk der Kunst; aber Gott in dem Menschen zu erkennen, durch einen Menschen lieben zu lernen; das ist Auffoderung meines Herzens an mich, sobald ich ein edles Menschengesicht sehe. Und Du sagtest so manchmal, eben das sey Christenthum.

Ludwig.

So leitet es uns wenigstens zu Gott! — Indeß ist Eure Gleichgültigkeit gegen Jesus — mir nicht unbegreiflich; so wenig, wie sie es mir bei Eleonore, Emma, Eduard, Gotthard, und so manchen edlen Menschen ist.

Wilhelm. (aus seinem Nachdenken wie erwachend)

Nicht unbegreiflich?

Herrmann.

Mach' es uns doch begreiflich, Lieber.

Ludwig. (sanft lächlend)

Aus eben der Ursache, warum Du mein Herrmann, so wenig aus schönen Gegenden machst; und Du Wilhelm, eben nicht an Musik hängst.

Wilhelm.

Ja; ich habe so viel zu zeichnen. —

Herrmann.

Und ich bin mit meiner Physiognomik so sehr beschäftigt. —

Ludwig.

— Daß Euch für das Uebrige keine Zeit, und keine Lust übrig bleibt. So ists mit Christus und Christenthum eben auch. Ihr seid gesätigt an dem, was Ihr habt. Physiognomik und Kunst füllt Eure ganze Seele aus; so wie Eleonorens Seele von ihrer Musik, Eduard's Seele von der Natur und seiner Emma, und Emma's ganzes Wesen von ihrem Eduard ausgefüllt wird. Da ist für Christenthum kein Raum; Ihr fület das Bedürfniß eines Christus nicht.

Wilhelm.

Aber wie kommen wir zu diesem Gefül?

Ludwig.

Vielleicht durch genauere Bekanntschaft mit Euch selbst; vielleicht durch einen Fall; vielleicht durch Liebe; vielleicht durch Schmerz. Ihr könntet dazu kommen in einer stillen Stunde, die Ihr dort an jenem Orte verweilet, der uns daran erinnert, was aus uns Allen werden wird.

(Er zeigt auf einen Kirchhof, den man sieht.) Dafür sorge der Schöpfer Eures Herzens und Eures Sinns! (Man hört in der Nähe reden.)

Emma.

Der Musiker ist ja wol ein elender Spielmann. — (Unter dem Reden kömmt um eine Ecke herum)

Emma, Eleonore und Eduard.

Eduard.

Haben wir Euch nicht gesucht! Daß Ihr den schönen Morgen so verlieren mochtet!

Wilhelm.

Nennst Du das einen Morgen verlieren, wenn man sich bemüht, das Höchste, Heiligste nachzubilden, was je der göttliche Genius in einem Menschen hervorgebracht hat?

Herrmann.

Oder, wenn man das Beste, Herrlichste der Erdenschöpfung, einen Menschenkopf nachzeichnet, um es dem Schöpfer nachfülen zu können? zu bewundern die Einheit und Mannichfaltigkeit in der Natur?

Ludwig.

Ich denke, Jeder von Euch genoß den Morgen, wie er ihn genießen konnte. Das thaten

wir auch. (lächlend) Gut, daß Gott unserm Geist ein so reiches déjeuné giebt, daß jeder wälen kann. — Aber Du warst ja in einer so warmen Deklamation, liebe Emma — Wovon sprachst Du?

Eduard.

Worüber könnte sie warm werden, als über das große Kapitel der Liebe?

Emma.

Eitler! ich werd' einmal einen ganzen Tag recht kalt gegen Dich seyn, und von dem hohen Ideale der Kunst, von der Natur, die sich rein ausspricht, oder gar von meinem Ich, das sich selbst sezt, reden; blos um Dich hübsch in der Demuth zu erhalten.

Ludwig.

Laß Dich's nicht verdrießen, daß Du über etwas warm worden bist, was doch auch eigentlich allein Wärme verdient.

Emma.

Eben das wolt' ich sagen.

Eduard.

O Liebe; sag's aus, was du sagen woltest.

Emma. (nimmt ihn bei der Hand)

So geht's besser! — Ich wolte sagen, daß der Musiker ein elender Spielmann ist, wenn

ihn nicht Liebe begeistert, wenn er nicht Liebe wekt; und der Maler, ein kunstgelehrter Zeichner, ein kunstfertiger Pinseler, wenn seine Figuren nicht Liebe athmen. Unter dem Meissel des geschiktesten Bildhauers, bleibt Stein — Stein, wenn nicht Liebe aus seinen Gestalten spricht. Das hat uns Schlegels Prometheus so herrlich gepredigt. Und was wollet Ihr mit dem größten Gesicht, mit der erhabensten Stirn, mit der porduktifesten Nase, mit dem feurigsten Auge, und dem männlichsten Kinn, wenn keine Liebe herausstrahlt? Man bewundert kalt und sehnt sich weg. (mit steigender Wärme) — Liebe macht den Musiker zum Musiker, den Maler zum Maler, den Dichter zum Dichter, den Menschen zum Menschen, und Gott zu Gott; sie macht jeden zu dem, was er seyn soll. Sie ist die Luft, ohne die nichts gehört, das Licht, ohne das nichts gesehen wird, die Sonne, die alles zur Reife bringt.

Eduard. (umarmt sie)

Einzige! Ja ich fül' es! die ganze Schöpfung wäre mir todt, war mir todt, ohne Liebe, ohne Dich!

Wilhelm.

Sehr wahr, was Emma sagt. Wie oft fülte

ich's bei den höchsten Meisterstüken der Kunst, und wußte kein Wort dafür!

Herrmann.

Und wie oft ich bei den regelmäßigen, eiskalten griechischen Profilen, die man für Schönheiten gab! Eine Linie in dem Gesichte unserer Emma, — wie viel mehr ist sie werth!

Eleonore.

Ja; Emma hat recht. Immer konnt' ich am besten fantasiren, wenn ich eben eine recht gute Stunde mit unserm Vater (mit einem verstekten Seufzer) gehabt hatte. Und ich hätt' Alles thun können, ihn wol zu machen, wenn ein Lied von Schulze, oder ein Chor von Mozart in mein Herz gedrungen war. Ja wol

— Auch mein Herz schwamm
Im Strom der Melodie zum großen Ozean
Der Allvollkommenheit.
Aus keiner Engelsharf' entquoll er; er kam
Von des Ew'gen Munde selbst
Und war mir Ewigkeit;
War Gottesgefül in mir, der unendlichen Harmonie
Vorahnung. —

Ludwig.

Wie tief ich Dich verstehe! Harmonie fülen in Tönen, wie natürlich führt doch das dazu, Harmonie fülen im Menschen — zwischen Men-

schen — in der Schöpfung — im Plane Gottes! Wie natürlich öfnet's den Sinn, um zu verstehen Gottes Gang in der Schöpfung, und in unserm Schiksal!

Was zagest Du? der Erde Noth
Ist wie ein Traum vorbei;
Was jezt Dir dumpfer Mißlaut dünkt
Wird ew'ge Harmonie.

Das spricht ja wol eines Engels Stimme gleich, durch Musik zu unserm Herzen.

Eleonore.

Auch mich hat Musik oft sehr gehoben. Wenn ich eine reiche, große, volle Harmonie recht tief fülte; dann war auch mein ganzer Sinn offen, um die Harmonie zu fülen, in dem Plane Gottes, den mir die Bibel darlegt, und den Einzigen zu verstehen, dessen Gang sich durch alle Dissonanzen durch, in die volleste, reinste, kühnste, neueste und doch einfachste Harmonie auflöset, — Bachs „Heilig" in der sittlichen Schöpfung —

Eduard. (zu Emma.)

Wie er Alles auf Ihn reduzirt!

Emma.

Ich verstehe das vollkommen. (mit Blik auf Eduard.)

Eduard.

Was verstehst Du durch Deine Liebe nicht?

Eleonore.

Ich muß Dir gestehen; nie kann ich etwas von Händels Messias singen, ohne von der Einzigen Geschichte des Einzigen tief erschüttert zu werden. Wenn er redet; so ist's als fasseten mich seine Worte da, wo mich sonst nichts fasset, und nie habe ich mit trokenen Augen das Chor:

Fürwahr, Er trug unsere Krankheit —

mitsingen können. Aber — es ist denn freilich nur Musikrührung, Musikinteresse. Bei Glucks Iphigenie fült sich etwas Aehnliches, ob es gleich nicht die Wahrheit hat, und nicht so ganz von der menschlichen Seite ergreift. Mir ist es übrigens, als müßt' es doch anders mit mir seyn. Oft sehn' ich mich nach etwas, das ich selbst noch nicht kenne. — (nachdenkend)

Herrmann. (zu Wilhelm)

Gerade so war mir's in meiner leztern Krankheit.

Wilhelm.

Ihr seid wunderliche Menschen. Ich versteh' Euch kaum.

Eleonore.

Und diese Trostlosigkeit bei einer Gefahr — jezt die Furcht vor dem Schiksal meines Vaters —

Ludwig.

— ist wol unnöthig. Auch mir ists indeß im Innern gewiß, daß Du Jesus nahe kommen wirst; nur wünscht' ich, daß es nicht durch Trostlosigkeit geschehe. Doch müßt' auch das schon seyn; (er faßt sie mit Liebe bei der Hand.) Er hält reichlich schadlos, meine Eleonore.

Eleonore.

Du hast doch nicht etwa schon schlimme Nachrichten? —

Ludwig.

Bängliche! Würd' ich so mit Dir reden können, wenn ich sie hätte? Ich will sehen, ob noch keine Briefe gekommen sind.

(Sie gehen Alle in ein Haus.)

2.

(Eleonore, Emma und Eduard sizen ernst und nachdenkend an einem dunklen Ort im Kapuzinergarten. Man hört langsam eine Gloke anschlagen.)

Eleonore.

Was ist das? Gott! wie schauerlich!

Eduard.

Ein Bruder, der im Sterben liegt. Erinnerung, für ihn zu beten.

Emma.

Das ist ein fürchterlicher Ton. O! mein Eduard! daß es einen Tod giebt!

Eleonore.

Gott! und daß man nicht hinter den dichten Vorhang bliken kann! Daß kein Laut aus der fernen, fremden Welt herüber kömmt! (leise zu Emma) Ach! mein Vater. Ich habe schrekliche Angst.

Emma. (zu Eleonore.)

Du bist ein Kind. Sey doch ruhig.

Eduard. (Erwacht aus Nachdenken)
Nein; ich faſſ' es nicht, dieß undurchdringliche Dunkel über unſere Beſtimmung. Oft ſo viele treffliche Anlagen in einem Menſchen; ſo viele Kräfte, um Gutes zu wirken, ein ſo guter Wille; und kaum hat der Menſch angefangen zu wirken: ſo wird er weggerißen von ſeiner Stelle, und man ſieht und hört nichts mehr von ihm. Und ein untauglicher, abſcheulicher Menſch bleibt. Mit Schauern las ich neulich, daß das Ungeheuer, Muley-Jsmael, das ſeinen Säbel an Menſchenköpfen verſuchte, über achtzig Jahre alt geworden ſey. Wenn man nun gar liebt — Emma, (ſie drükt ſich an ihn, und weint ſanft) wie iſt es möglich, ſich den Gedanken zu denken: man ſolle getrennt werden, für immer, immer! Und doch — Anlagen für eine Ewigkeit dauern ſiebenzig Jahre! Herzen, die nie aufhören können zu lieben, ſollen ſich nur durch ein armſeliges Lebensalter durch lieben! — Ein Paar verſtopfte, oder Eine zerrißene Ader, ein Lufthauch, der irgend einen böſen Stoff entwikelt, ſoll das Glük von Millionen hindern, oder das Glük der Liebe. Und vielleicht für immer, wenigſtens nach unſerm Blik.

Eleonore.

Wie kannst Du so sagen, lieber Eduard? Sind denn unsere Kastanienbäume nicht wieder grün worden, weil ihre Blätter im Winter abgefallen waren? Kam die Sonne nicht wieder herauf, weil sie gestern Abend untergieng? Wer weiß, was der Geist jezt erst kann, und jezt erst wirkt!

Eduard.

Wer weiß es! Eben da liegt das Uebel, daß wir davon nichts wissen, daß all' unsere Aussichten nur Hoffnungen sind. Ein weites Meer liegt vor uns, das sehen wir klar. Und am äußersten Ende des Horizonts schimmert etwas, das man für Land halten könnte, das aber auch eine Wolke seyn kann. Man sieht es, fürcht' ich, nur für Land an, wenn man zum Hoffen gestimmt ist, und wenn man noch festes Land unter sich fült. Das Schlimmste ist, daß wir Alle über das Meer hinüber müssen —

Emma.

Rede mir doch nichts davon, Lieber! Schon so oft bat ich Dich darum. Der Gedanke droht mir meine ganze Glükseligkeit zu zerstören; ich will, ich mag ihn nicht denken — durchaus nicht! — Ich habe Dich, und will Dich ewig

haben. Mein Herz thut's nun einmal nicht anders. Du bist, lebst ja! Wie soltest Du nicht ewig leben? Du blikst ja auf Deine Emma; Dein Auge wird heiterer; Deine Stirn' entfaltet sich, weil ich Dich liebe, weil Du diese Liebe in meinem Auge liesest. (sie umschlingen sich) Sieh! ich kann Dich beleben; und wenn ichs kann, so stirbst Du nimmer. Du solst auch nicht; ich kann Dich nicht entbehren. Glaube mir, was sich liebt, das stirbt nicht. Liebe ist eine Universalmedizin gegen den Tod; die einzige Lebenstinktur — das fül' ich, weiß ich. Die Menschen sterben blos, weil sie nicht lieben, nicht so recht lieben. Thäten sie das; sie wären unsterblich, ihrer Natur nach.

Eduard.

Hätte doch auch ich diesen kindlichen Sinn noch. So glaubt' ich von einer Frau von Eisenberg, die mich in meiner Jugend pflegte und liebte. Man mogte mir sagen, was man wolte; ich sagte, sie und ich, wir könnten nicht sterben. Es war mir gar nicht der Mühe werth, den Menschen zu widersprechen, wenn sie das Gegentheil glaubten. Ich glaubt' es noch immer, als sie schon todt war: aber —

Emma. (hält ihm den Mund zu, und sieht ihm mit der innigsten Liebe in die Augen.)

Still! still! ich will nichts mehr hören.

Eduard.

Süße, liebe Schwäzerin! wie Du mir alle Zweifel aus der Seele wegzauberst! wenn Du es nur immer könntest oder immer kannst!

Eleonore.

Das wird sie freilich nicht immer; aber die Natur wird's und kann's; jeder Frühling, jeder Morgen, jeder Schmetterling, der sich aus einer häßlichen Raupe entwikelt —

Eduard.

Es wär' etwas, wenn nicht dem Baum sein lezter Frühling käme; wenn des Schmetterlings Leben länger als ein paar Tage, höchstens Wochen dauerte. Die Natur sorgt nur für die Geschlechter, für die Arten; das Einzelne wird verschlungen in des Ganzen Fluth. Gewiß kömmt auch der lezte Morgen. —

Emma.

Kann ich doch das Wort: lezte gar nicht ausstehen. Der lezte Blik, der lezte Kuß, der lezte Händedruk! — das ist kein Blik, kein Kuß, kein Händedruk mehr! Es ist ein Dolchstich, eine Vergiftung, ein Mord! Es könnt'

Einem die ganze Freude am Leben verderben. Nicht wahr, Eleonore, es kann nichts Leztes geben? Das ist ein Widerspruch! Der lezte Augenblik meiner Liebe! Der lezte Tropfen, der sich vom Rhein ergießt! Wer kann so was glauben? Die ungläubigen Männer, daß sie dabei so abergläubig sind!

Eleonore.

Daß Du recht hättest! Daß es doch nichts leztes gäbe! —

Emma.

Ich sage Dir, es soll nichts Leztes geben zwischen uns. So will's mein Herz; und was das Herz recht will, geschieht am Ende doch. Ward ja doch ein Eduard Einau mein, weil mein Herz gerad' einen Eduard bedurfte! Das wäre mir ein artiges Kind, das immer fürchtete, der Vater mögte ihm sein schönes, warmes Winterkleid wieder nehmen, das er ihm auf seinen Geburtstag gab! Und gerad' im Winter nehmen und es nakend gehen lassen! —

Eduard. (drükt sie mit warmer Liebe an sich.)

O! meine Emma, daß ich glauben könnte, wie Du; Kind seyn könnte, wie Du! wie glüklich wär' ich! —

Emma.

Das nennt Ihr nun glauben, und thut, als wenn Wunder viel daran wäre! Die Augen aufthun, und sehen, was vor Einem steht; das ist etwas Rechts! — Wenn Du Dein Vergrößerungsglas einmal vor den Augen wegthätest, Du Lieber, und die Dinge ansähest, wie sie unsern bloßen Augen erscheinen, dann würdest Du sehen, wie ich. — Da denk' ich an meinen Vater. Er wolt' es auch nicht haben, daß ich mit hieher solte; Du soltest allein von mir weg: aber ich bat ihn so viel, daß er's zugab. Ich wolte nicht von Dir entfernt seyn, und ich konnt' es nicht; und so wurd' es auch nicht. Ich denke, der Vater da oben wird nicht härter seyn, als mein Vater ist, den Er ja so gemacht hat. — Erst bitt' ich Dich, daß Du bei mir bleibst, und Du bist gut; — bist mir zu gefallen so oft zu Hause geblieben, wirst's dann ja auch thun. Aber wenn Du dann nöthige Geschäfte hast, und nicht kannst; so bitte ich unsern gemeinschaftlichen Vater, daß er mich mitgehen läßt. —

Eduard.

Und wohin? wozu?

Emma.

Dafür laß doch den Vater sorgen. Hast Du ja meinen Vater auch für das Haus sorgen lassen, das wir bewohnen sollen. Sind wir ja doch bei einander.

Eduard.

Laßt uns gehen, ehe mich der alte Feind, die Zweifelsucht wieder befällt. Du hast mir ihn glüklich weggebannt, Emma, durch die Zauberei deiner Liebe.

Emma.

Und durch Wahrheit! daß ihr uns doch nichts, als höchstens den Vorzug der Liebe lassen wollet! Es war Ludwig, der mir darauf winkte, aus meinem guten Vater Gott kennen zu lernen. Freilich fand ich's so natürlich, daß ich nicht begriff, warum ichs nicht schon lange so gemacht hatte.

(Es schlägt, Eleonore sieht nach der Uhr.)

Eleonore.

Ihr Lieben; wir müssen uns anziehen. Wir versäumen fast das Essen.

Emma. (sieht Eduard liebend an)

Machst Du mir denn Alles entbehrlich?

(Sie gehen.)

3.

Abends in Eleonorens Zimmer.

(Wilhelm sizt an seiner Madonna und boßelt, Herrmann zeichnet, Eleonore am Klavier, fantasirt schwermüthig, Eduard und Emma sizen Hand in Hand und hören ihr zu; Emma flüstert Eduard manchmal etwas Erheiterndes ins Ohr. Ludwig lieset und hört auf die Musik.)

Ein Bedienter

(bringt die Zeitung, und will sie hinlegen.)

Ludwig.

Geb' er mir sie nur, Friedrich (er nimmt sie und lieset, verfärbt sich aber bald, wird sehr unruhig, sucht sich aber zu fassen.)

Wilhelm.

Was hast Du Ludwig?

Emma.

Mein Gott, Bruder; wie sie aussehen! wie sie zittern! (Sie springt auf; Wilhelm, Eduard, Herrmann, Alle nach ihm zu.)

Eleonore. (fährt herum, sieht auf Wilhelm.)

Großer Gott! Die Zeitung! die fürchterliche Zeitung. (Sie reißt sie ihm aus der Hand, blättert und lieset sehr schnell.) Strasburg, den 16ten July. „Wir haben Einen unserer würdigsten Mitbür-„ger verloren. Bei dem schnellen Austreten „des Rheins, wurden einige niedrige Gegenden „unter Wasser gesezt. Philipp Einau (Alle horchen mit gespanntem Blik.) „wolt' aus einem nie-„deren, baufälligen Häusgen, eine Familie ret-„ten, die um Hülfe rief; der Kahn" (ihre Stimme und Hände beben) „schlug um, und — (Sie stokt, Wilhelm reißt ihr das Zeitungsblatt weg, und stürzt heraus.) „eben bei dem Abgange der Post „bringt man ihn todt herein." — Heiliger, Allmächtiger Gott! und Du?

Eleonore (sinkt ohnmächtig auf einen Stuhl. Niemand bemerkt's.)

Ludwig.

— O! Jesus! Jesus! gieb Kraft zu tragen. Ich vermag's nicht. (er stürzt nieder auf die Knie; man hört ihn laut schluchzen.)

Herrmann.

Mein Vater! (er steht stumm und starr da.)

Eduard und Emma. (fallen sich einander in die Arme.)

O! Eduard! O! Emma!

Wilhelm. (außer sich in der Stube herum.)

— Und das kann Gott zulassen? Und man nennt Ihn einen gerechten, gütigen Gott, einen Vater! — (fürchterlich lachend) Ein rechter Vaterstreich, Kindern ihren Vater zu nehmen; das Einzige, was sie auf der Erde noch hatten, weil er — weil er — ja! er hat ja wol Menschen erwürgt, unschuldiges Blut vergossen. — Nein; dann lebt' er gewiß noch! Er hat Menschen gerettet; darum muß er sterben! O! mein Vater! du warst ein anderer Vater! Ha! als ich ins Wasser sprang, und unser Lamm rettete: da küßtest du mich, und nanntest mich deinen guten Wilhelm. Aber das war auch ein Lamm; und was mein Vater rettete, waren nur Menschen. — Nur Menschen! ja; wer ein Lamm, ein Wurm, eine Auster wäre, wie glüklich wäre der, der fülte doch nichts. Aber Er gab uns dieß Gefül, dieß peinigende Herz! Und Er will geliebt seyn! — Geliebt! (lautes fürchterliches Lachen) O mein Vater! du mußtest umkommen, weil du Menschen rettetest. Warum? Warum?

Ludwig. (steht auf, und geht auf ihn zu.)

Lieber Wilhelm, der, der uns Alle rettete, mußte sterben; und es begriff auch Niemand! warum? Und doch wolt' es der beste Vater, aus Liebe. Aber Er verzeiht Dir Deinen Schmerz. Es ist schreklich, schreklich! Unser guter Vater! Wir sollen ihn nicht wieder sehen auf dieser Erde. Ach! wie dachten wir das, als er uns so liebevoll zum Abschied ans Herz drükte — das war der lezte Vaterkuß für diese Welt! (Er bricht von neuen in Thränen aus; Wilhelm mit noch weit heftigern Thränen an seinem Hals. Er sieht endlich Eleonoren liegen.) Gott! unsere Eleonore! O Gott! nicht mehr! es ist genug!

Emma.

Eleonore! Eduard! Eleonore! (nach ihr zu) Gott! sie ist todt, auch todt! (Man hebt sie auf.)

Eduard.

O! Emma; wären wir alle todt!

Herrmann.

Ja; Alle, Alle, Ach! bei dem Vater! Wenn ich nur zu ihm komme, zu dem Edlen, Reinen, der hier schon im Himmel lebte, der mich so oft mit Thränen bat, rein zu werden, wie er. — Und ich — (Er sinkt auf einen Stuhl hin, und seine Thränen brechen los. Alle übrigen sind mit Eleo-

noren beschäftigt, die sie auf einen Sopha gelegt haben. Endlich schlägt sie die Augen auf.)

Eleonore.

Warum thatet Ihr das? Was soll ich mit dem Leben? Das war eine grausame Liebe! Ich will nach Hause reisen, will mich auch in einen Kahn sezen, will auch Menschen retten. Der Kahn wird ja auch einmal umschlagen, und dann ist Alles gut. Dann komm' ich zu meinem Vater. Meint Ihr nicht? Nicht? (Sie sieht sich wild um.)

Ludwig. (faßt sie zärtlich bei der Hand.)

Und Deine Mutter?

Eleonore. (Starr mit aufgerißenen Augen.)

Meine Mutter.

Ludwig.

Die Mutter, der es so schwer ward, Dich zu entbehren; die ihre Thränen so sichtbar zurükdrängte beim Abschied; die ihre eigene Schwester nicht besuchen mochte, weil sie so lange ohne Dich hätte seyn müssen; die Mutter, die jezt Alles verloren hat, Alles. Was soll aus ihr werden?

Eleonore. (mit einem Thränenstrom.)

Ach! meine Mutter! meine arme, liebe,

gute Mutter! verzeih, daß ich dich verlassen wolte; dich allein lassen wolte unter den Menschen! Verzeih, daß ich nur an mich dachte, und nicht an dich; — dich, die immer sich selbst vergaß, und für ihr Kind sorgte, für ihre Eleonore. Verzeih, daß ich dich vergaß in meinem Schmerz. O! mein Ludwig; meine Emma, verzeihet der Eigensüchtigen, die ihre Mutter vergessen konnte; diese Mutter! (ein neuer Thränenstrom.)

Emma.

Ach! Eleonore! auch mein Eduard wünschte sich ja den Tod! mein Eduard — den Tod — Ja; er wird sterben; ich habe es nie gefült bis jezt. — Er wird sterben, so gut unser Vater gestorben ist. — Auch an seinen Tod dachte ich nicht; wolt' ich nicht denken; und er kam doch! Er kömmt auch meinem Eduard; und was dann? (stärker) Was dann? (sie fällt vor Ludwig hin.) O! Ludwig! Sie sagten ja so oft, Sie kenneten Einen, der Wiedersehen, auch nach dem Tode gelehrt hätte. Wo ist er? wo find' ich ihn? Um aller Liebe und Barmherzigkeit, machen Sie mich bekannt mit ihm! Ich kann's nicht ertragen, daß ich getrennt werden solte von meinem Eduard; Eleonore kann nicht leben ohne ihren

Vater, und wir Alle nicht. Und wir sind getrennt. Sonst wolt' ichs mir nicht sagen; ich wich dem Gedanken aus. Jezt kann ich nicht mehr. Ich bin mit Gewalt darauf gestoßen, daß auch er mir stirbt — Vater im Himmel! mein Eduard! — stirbt! O! Ludwig! um des Vaters willen, von dem Sie mir manchmal redeten — einen Tropfen Trost in das trostlose Herz!

Ludwig. (richtet sich auf, und weint an ihrem Gesicht.)

Emma.

Haben Sie keinen Trost für mich, Ludwig? Nichts? Gar nichts?

Ludwig.

Liebe; ich kann nur mit Ihnen weinen. Wir bedürfen jezt weiter nichts, fassen weiter nichts.

Eduard.

Hätt' ich nur Thränen. — Ich habe keine. Hier Alles verschlossen und eng! Im Kopf so wüste! Kein lichter Gedanke; nichts, sich daran zu halten; nichts! — Gott, wenn du bist; so gieb mir Thränen; versage mir die einzige Erleichterung nicht, die du dem Elenden noch ließest. — Ich bin auch ein Mensch!

Ludwig.

Ich bitte mit Dir, für Dich, mein Eduard.

Ach ich fül' es ganz, welche Gottesgabe Thränen sind; wie dadurch das Geschwür geöffnet wird, das bis ins Herz brennet. Als unser gute Vater vor zwei Jahren krank war, — Du weißt noch, wie wir vor jedem Tag, als vor seinen Todestage zitterten, — Dir und mir wolte keine Thräne ins Auge, und keine Klage über die Lippen. Aber als er uns ans Bett rufen ließ, und uns Alle mit der Liebe anblikte, und uns Allen die Hand gab, und uns ermahnte und segnete; als er sich bemühete, seine Müze abzuthun, und sein graues Haupt entblößete, und die Hände faltete, und betete für uns, — (stärker aus Rührung) daß Jesus uns bilden möge, wie Er ihn gebildet habe; daß Er uns dahin bringen möge, wohin er jezt gehe — mit ruhigem Herzen; (mit Thränen) O! mein Eduard!

Eduard.

O! Ludwig! (stürzt ihm mit Thränen um den Hals.)

Eleonore.

Ach! daß er uns nur noch gesegnet hätte!

Emma.

Unsere Ehe — Dich Eduard, mich.

Herrmann.

Daß er mir verziehen hätte!

Wilhelm.

Und mir verzeihen könnte — da ich ihn noch kurz vor unserer Abreise sehr gekränkt habe.

Herrmann.

Du? — Wann hättest Du den Vater gekränkt?

Wilhelm.

Durch meine Heftigkeit, die kein Gesez und keine Grenzen kennt. Ihr kennet den absprechenden, stolzen General B., der so viel Einfluß hat, vor dem sich Jeder so sehr scheuen muß. Er besah meine kleine Sammlung. Ich hatte meinen kleinen Rafael bei Seite gethan, weil ich ihn nicht gerne Jedermann zeige. Er überblikte die Zeichnungen und Gemälde, mit einem stolzen Wesen, das mich schon empörte. Mein Vater — ach! der Gute, Gefällige — erinnerte mich an diesen Rafael. „Mein Sohn muß doch etwas zeigen, was Ihre Aufmerksamkeit verdient," sagt' er mit himmlischer Liebe. Ich holt' ihn hervor. Kaum hatt' er es angesehen, so fuhr er heraus: „Sie halten doch das Ding für kein Original? das hab' ich bei Lucian Bonaparte gesehen." — Ich hielt mich kaum. „Ohnehin," fuhr er mit Nasenrümpfen fort, „sieht die Donna etwas zu liederlich aus." —

Ich konnte nicht mehr. Ich sagt' ihm eine Impertinenz, er hob den Stok auf, gegen mich; ich faßt' ihn an der Brust, daß er den Stok wieder sinken ließ: allein er war wütend, drohte, tobte. „Je trouverai le jeune insolent, — je le trouverai!“ schrie er. Mein Vater kennt seinen Einfluß, bat ihn, flehte, demüthigte sich. Und ich — Rasender, sagte meinem Vater, ich verachte ihn, weil er sich vor einem Elenden so demüthigen könne, oder etwas dergleichen, und rannte fort. Ich kam wieder zu meinem Vater, als der General fort war, und fand ihn tief-traurig. „Mein Leben ist mir zur Last,“ sagt' er, „denn meine Kinder verachten mich — weil ich sie liebe.“ O! es ist schreklich, unverzeihlich!

Ludwig.

Lieber; Deine Heftigkeit übertreibt Alles. Du weißt ja, wie gern unser Vater vergab. Er hat Dir gewiß vergeben, wenn Du in Zukunft vorsichtiger bist.

Wilhelm.

Ist denn damit aller Schade gut gemacht? Hat man nicht schon des Vaters Foderung an die Regierung zurükgewiesen? Hat man ihn nicht in den Verdacht gebracht, daß er Englische

Waaren kommen lasse? Und welche Folgen wird es noch haben? Welchen Haß wird unsere ganze Familie erfahren? Wenn man nun Eduard, nicht von der Emigrantenliste ausstreicht! (Er verbirgt sich das Gesicht.) O! glaubet mir; in der Hölle ist der Mensch, der sich so etwas schuldig weiß, und es nicht gut machen kann, — auch mit seinem Tode nicht kann. —

Herrmann.

Wie soll mir's dann seyn, wenn dir's so ist. Du betrübtest den Vater nie, und ich so oft. Du machtest ihm so viel Freude; und ich verbitterte ihm seine besten Freuden. Glaube mir; keinen unter Euch kann sein Tod so hart treffen wie mich.

Ludwig.

Was hätte denn unser Herrmann, was ihn so schmerzen könnte?

Herrmann.

Ach! der Vater trug das Alles so still und allein. Er wolte seinen Sohn vor Niemand herabsezen, selbst vor seinen Geschwistern nicht. Aber ich muß es, und will es sagen, daß ich ihn oft tief, bis auf den Tod gekränkt habe. Noch vorigen Sommer, die Polnische Gräfin,

das abscheuliche Weib! Blut mögt' ich darüber weinen, wie sie mich bethört hatte.

Ludwig.

Lieber Hermann; es muß Dir weh thun, davon zu reden. Ich weiß Alles; ich weiß auch, daß Dir's Dein Vater vergeben hat.

Herrmann.

Aber ich selbst habe mir's nicht vergeben; und Gott nicht. Diesen Sinn für Schönheit und Ausdruk — wie schändlich hab' ich ihn mißbraucht! Da sah ich jene Züge von Seelenadel, von tiefer, inniger Empfindung, von Liebe — das zog mich an, durfte, mußte mich anziehen, weil mich Gott so und nicht anders gemacht hat. Ich näherte mich, und man näherte sich mir. Man fand bald an mir dies reizbare, hinschmachtende, sich ganz hingebende Wesen, was die Weiber so gern mögen. Die feinsten, reinsten und erhabensten Sentiments wurden gezeigt; vielleicht quollen sie Anfangs wirklich aus dem Herzen. Wenigstens bei mir war es so. Aber bald wurde sich damit herausgepuzt; man brauchte sie nur zum Vorwande, um täglich vertrauter mit einander zu werden. Alles war heilig und rein, weil man reine, heilige Worte im Munde führte, und — ein schändliches Ende

nahm gemeiniglich die ganze Geschichte. Es ist ein abscheulicher Ton, ein abscheuliches Zeitalter, daß das Heiligste, Göttlichste, zur Maske der gröbsten Sinnlichkeit gebraucht wird. Gerade das that auch meinem Vater am meisten weh. O! mein Vater! wenn ich dich noch vor mir sehe, mit welcher Liebe du mich warntest; wie du mir entwikeltest all' die schlaue List der satanischen Koketterie, und mich aufmerksam machtest auf mein Herz; wie du mich an dein Herz drüktest, und mir diesen Ring gabst —

Wilhelm.

Zeige mir den Ring.

Eleonore.

O! Herrmann, laß mich's einmal sehen, das holde Angesicht —

Herrmann. (sucht in der Tasche)

Ich Elender! ich that ihn vom Finger, damit ich das — ach! wie tief ins Herz blikende Auge nicht immer sehen müsse. Es sagte mir, ich solle rein und gut seyn, und ich wolte nicht; — wolte wol, aber konnte nicht. Der Ring war mir, wie das Gewissen; ich mußte mich seinen Erinnerungen entziehen oder — (Er giebt Eleonoren den Ring.)

Eleonore. (lieset)

„Der bittende Vater" (mit hervorstürzenden Thränen) der bittende Vater! und ein solches Gesicht! Und in so einem Augenblik gegeben! Herrmann wie konntest Du? wie konntest Du?

Herrmann.

Fasset Ihr's bald, daß ich nie wieder Ruhe finden kann auf Erden? Ich kann ja jezt nichts mehr zurüknehmen, ihm nicht mit Freude vergelten den Schmerz!

Ludwig.

Denkst Du, er sähe nicht herab auf Deine Reue? Es macht' ihm jezt keine Freude, wenn Dein Sinn fester wird?

Herrmann.

Fester? Und wer bürgt mir dafür, daß er's werden wird? Denkst Du, ich hätte nicht oft eben solche Reue gefült? es hätten sich nicht eben solche Vorsäze in mir geregt, wie jezt? und wo sind sie hin? — Als Du den Kaufmann la Tour für mich bezaltest, mir von der verführerischen Lindau meine Briefe wiederschaftest, ihren tobenden Bruder wieder besänftigtest — denkst Du, ich hätte nicht auch mit Abscheu hingesehen auf meinen Leichtsinn? und was war's? — O ich bin ein versunkener, verlorener Mensch!

Eduard.

So fül' ich mich auch.

Emma.

Du, mein Eduard? O! dann bin ichs doppelt, zehnfach, hundertfach. Was soll mir die Welt, ohne Aussicht, ewig bei Dir zu seyn? Was soll ich mir selbst?

Wilhelm.

Bei Gott im Himmel! mir ist, als seien wir alle verloren! Ludwig etwa ausgenommen, der sich auf etwas stüzt, was wir nicht fassen. Unser Wesen ist geknikt; unser Muth ist zerdrükt; der Vereinigungspunkt, unsere Familie ist weg. — Wir fülen nichts, als unser einsames, fehlervolles, unglükliches Selbst.

Eleonore.

Ja wol! ja wol! und unsere Schwäche. Ich soll jezt meiner Mutter etwas seyn, Alles seyn; und bin mir selbst nichts. Gott weiß es, ich will gern; aber wie kann der trösten, der selbst keinen Trost hat? So viel wurde nie von mir gefordert, als jezt, und so schwach fült' ich mich nie, wie jezt! O! mein Ludwig; daß ich doch etwas hätte, woran ich mich halten könnte, wie Du! Sich so allein fülen, so verlassen in der Welt, aus der man doch nicht gehen kann,

soll; — verzeih Lieber! Du hast Sinn dafür, daß mir kein menschliches Wesen meinen Vater ersezen, daß Niemand mich so heben und stärken kann, wie mein Vater, der — nicht mehr ist, für uns nicht mehr. — (ein neuer Thränenstrom)

Ludwig.

Ich fass' es vollkommen, liebe Eleonore, ich verstehe Dich Wilhelm, Dich Herrmann, Dich Eduard, Euch Alle. Ihr müsset trostlos seyn, und jeder Mensch muß es, wenn er nichts kennt, das ihm bleibt, an das er sich immer halten, das ihn in jeder Lage stärken, beruhigen, das ihm Gewißheit geben kann über das, worüber er Gewißheit bedarf. Welcher Mensch könnte das! Oder wähnten wir einen solchen Menschen gefunden zu haben, so nimmt ihn uns der Tod, und wir sind elender wie vorher. Wir kommen in die entsezliche Lage, daß wir wünschen mögten, wir hätten ihn nie gekannt. —

Eleonore.

Daß du Recht hast!

Ludwig.

Oder trifts einen Andern, so wankt das ganze Gebäude unserer Hoffnung und unsers Glüks. Wer kann auf sein Haus rechnen, wenn

die unwiderstehlich-verheerende Wasserflut die festesten Häuser in seiner Nachbarschaft wegreißt?

Emma.

Ich erschreke vor mir selbst. Gott! ich fürchte, so wirds auch noch mit mir. O! mein Eduard!

Eduard (drükt sie schweigend und in sich gekehrt an seine Brust.)

Ludwig.

Alles erscheint uns dann anders! Es ist, als sähen wir es in den Reisekleidern des Abschieds. Die ganze Schöpfung um uns her neigt sich zum Winter; wir fülen, wie Alles alt wird, und wir selbst. Und doch will das unser Herz nicht. Ewigkeit wohnt in unserer Brust; wir wollen ewig besizen, ewig genießen, was uns wol that; und fülen nichts als Vergänglichkeit um uns her. Unser Herz bedarf Gewißheit einer ewigen Dauer, und wir finden sie nicht.

Eduard.

Schreklich! keine Gewißheit! — Schreklich!

Ludwig.

Unser Blik auf den Vater im Himmel wird dann trübe; wir fülen uns ferne von Ihm und werden dadurch — warlich! nicht glüklicher, nicht besser! Je ferner Er uns wird, je mehr ver-

dammen wir uns selbst; und je mehr wir uns verdammen, je ferner fülen wir uns von Ihm. Der Vater schwindet uns aus den Augen; der Gott bleibt! — Von uns und unserer Bestimmung wissen wir nichts mehr; wir fülen nur, daß wir elend sind, und unser Herz macht's wie Hiob's Freunde — es sinnt auf Alles, wodurch wir es uns zugezogen haben können, das Elend.

Wilhelm.

Die Krankheit kennst du vollkommen, Ludwig; aber wer heilt sie?

Herrmann.

Ja; wer wird sie heilen? wer kann's?

Ludwig.

Gott freilich, und kein Mensch. Von Ihm allein erwarte ich's auch. Aber Lieben, wir Alle bedürfen Ruhe. Laßt uns gehen, Brüder; damit Eleonore und Emma zur Ruhe kommen. Gute Nacht. Gott sey bei Euch!

Eleonore.

Ja das wird nöthig seyn. Wir bedürfen einen Gott, wenn uns Ruhe werden soll.

(Sie sagen sich gute Nacht. Eduard, Herrmann und Wilhelm, auch dem Ludwig, der allein nach seiner Stube geht.)

4.

Eduard

(tritt herein zu Ludwig, den er weinend und betend antrifft. Er steht auf.)

Es thäte mir leid, Lieber, wenn ich Dich störte. Aber in meine Augen kann kein Schlaf kommen; denn in mir ist keine Ruhe. Du siehst so beruhigt, so gestärkt aus.

Ludwig.

Mein Herz ist noch wund, lieber Eduard; ich bin ein Mensch. Aber wie solt' ich nicht ruhig werden, wenn ich mich ergossen habe vor Dem, der Alles weiß und Alles kann? Wird's uns ja schon leichter, wenn wir uns bei einem Freund ergießen!

Eduard.

Aber wie Du nur glauben kannst, daß Er auf Dich höre; daß Dein Gebet etwas helfe? — So gerne möcht' ich mir auch den Glauben geben, und Gott weiß es! — ich kann nicht.

Ludwig.

Ach! mein Eduard; es giebt Lagen im Le-

ben, wo der Mensch durch seine ganze Natur gedrungen wird, zu beten, wie er manchmal unwiderstehlich gedrungen wird, zu danken; wo er beten würde, und wenn er nie von einem Gott gehört hätte. Der Mensch, durch unleidliche Schmerzen zerrissen, fragt nicht, ob Schreien vernünftig sey, ob es zu etwas helfe; er schreit, weil er schreien muß, weil er nicht schweigen kann. — Und wenn ihm dann nach dem Naturschrei, nach der Befriedigung seines Gebets-Instinkts ruhiger und woler wird; wenn er sich Gott näher fült: wie solt' ihm nicht das Gebet heilig seyn? So ward es mir wenigstens heilig.

Eduard.

Aber ist diese Ruhe nicht ganz natürliche Folge des Ausweinens, des Ergußes, der das Herz etwas entlastet hat?

Ludwig.

Ich hatte viel geweint, meinen Freunden viel geklagt, und das Alles gab mir diese Ruhe nicht. Aber wär' es auch bloße Folge des Ausweinens; wenn es Dir nur Ruhe gab, wenn es nur Deinen Schmerz erträglich machte — ist eine Arzenei darum weniger Gottesgabe, weil sie auf eine ganz natürliche Art wirkt?

Eduard.

Dann darf ich aber nie von dem Gebet etwas mehr als eine psychologische Wirkung erwarten.

Ludwig.

Erwarte davon vorerst, so viel oder so wenig Du erwarten kannst. Wenn es Dich nur in einer Art von Vertraulichkeit mit Gott erhält!

Eduard.

Ich kann aber nie beten, ohne mir zu sagen, daß ich eine psychologische Uebung vornehme, und daß die Wirkung eigentlich Täuschung ist.

Ludwig.

Denkst Du, es werde Deinen Genuß erhöhen, wenn Du Dir sagst, der Ausdruk im Blik Deiner Emma sey Täuschung, weil ihr Auge hinter dem Mikroskop ganz anders aussieht? Oder wirst Du Dich recht ausweinen können, wenn Du Dir vornimmst, Du wollest ein Erleichterungsmittel versuchen? — Du mußt nicht beten, und kannst nicht beten zu einer Zeit, wo Du blos ein Experiment machen willst.

Eduard.

Ja; das fül' ich wol. Schon diesen Abend versucht' ichs; aber Gott ist mir so ferne, so weit erhaben über mich, daß ich Ihn nicht zu

erreichen, zu erfassen vermag. Ich soll Ihm mein Herz ausschütten; und Er erfült Himmel und Erde! Ich soll glauben, daß Er mich, meinen Schmerz, meine schrekliche Ungewißheit verstehe; und Er ist Allseelig — Er kennt keine Zweifel! — Eher könnt' ich einem König in seinem Audienz-Zimmer, meine Bettelarmuth klagen, als mein Herz ausschütten vor Gott —— Nur, wenn ich den Verheißungen der Bibel glauben könnte; nur dann könnt' ich beten. Dann wüßt' ich auch etwas Gewisses von der Zukunft, und mir wäre woler.

Ludwig.

Und warum soltest Du das nicht können? Fülst Du doch, daß der Mensch von der Zukunft, von der unsichtbaren Welt, und von seinem Verhältniß gegen Gott nichts Gewisses weiß, wenn es ihm Gott nicht offenbart! Und daß es Lagen giebt, wo man Gewißheit über Zukunft bedarf; das fülst Du auch.

Eduard.

Schreklich fül' ichs. Wenn ich jezt meine Emma ansehe: mir blutet das Herz. —

Ludwig.

Fandest Du denn nie etwas in der Bibel,

das Dich anzog, das Deinem Kopf oder Deinem Herzen wol that?

Eduard.

Genug. So manche Psalmen; so manche Stellen aus Hiob sind mir aus der Seele geschrieben. Viele von den Reden Jesus haben das Gepräge des unwiderstehlichsten Menschenverstandes; und die Briefe Johannes athmen eine Liebe, die durch mein ganzes Wesen nachklingt. Wir lasen einmal den ersten Brief am Weihnachtmorgen; Emma und ich — und — hätten alle Apostel so vom Christenthum geredet, wie Johannes, ich wäre von dem Tage an ein Christ' worden. Aber da giebts denn auch wieder so Vieles, was mir ganz gegen die Stirne stößt, was auch meinem Herzen unerträglich ist.

Ludwig.

Es wird damit seyn, wie mit der Natur, wo es auch nicht blos Frühlingsluft und Nachtigallengesang, sondern auch verwüstender Sturm, Schneegestöber und Froschgequake giebt; wo Manches uns gegen die Stirne stößt und unser Gefül empört.

Eduard.

Das muß ich aber doch nicht Alles als Gottesoffenbarung an die Menschen respektiren.

Ludwig.

Aber doch als Gottes Werk für die Menschen —

Eduard.

Wenn ich doch Manches aus der Bibel herausnehmen, mich daran halten, und das übrige bei Seite sezen könnte!

Ludwig.

Und warum das nicht, wenigstens vorerst? Genieße nur recht, was Du an der Bibel mit Wahrheit genießen kannst; befolge nur treu, was Dir nöthig zu befolgen scheint, und überlaß das Uebrige der Zeit.

Eduard.

Aber wenn Bibel eine Gottesoffenbarung ist; so muß ich sie ja ganz annehmen, oder ganz verwerfen.

Ludwig.

Das wirst Du auch mit der Zeit, wenn Du Dir selbst und der Wahrheit treu bleibest. Alles in dem Buche steht in einem innigen Zusammenhang, wie die Werke Gottes in der Natur; — und in einem noch auffallendern, wenigstens für uns, die wir erst am A B C der Naturwissenschaft lernen. Nimmst Du einmal den Ersten Brief Johannes als wahr an; so

weiset er Dich schon wieder auf das Wesentliche der Geschichte Jesus, auf sein Erdenleben, auf seinen Tod als Opfer der Liebe, auf seine Verbindung mit uns durch den Geist, auf seine Erhabenheit und Herablassung, auf Glaube als das Medium, von Ihm etwas zu erhalten auf sein Wort! — kurz, auf das Wesentliche der ganzen Offenbarung.

Eduard.

Das ist's eben! blos Einzelne Stellen könnten mir etwas seyn. Jene Zuversicht, mit der Jesus von Zukunft, Auferstehen und Wiedersehen spricht; und daß Er das nicht beweist, nicht einmal zu beweisen versucht, sondern will, daß man es Ihm glauben solle, weil Er selbst auferstehen werde — ach was wär' es mir jezt werth, wenn ich Ihm glauben könnte! Jene trefflichen Aussprüche, daß man durch Liebe Gott kennen lernt; daß Liebe von unserer göttlichen Natur zeugt, — sie durchdrangen mein ganzes Wesen, als ich sie zum Erstenmal las; mein ganzes Wesen war mir aufgeschlossen, und der Aufschluß trug das Gepräge einer Gotteswirkung — durch seine Einfalt, Natürlichkeit und Bedeutung.

Ludwig.

Aber Lieber; warum wäre Dir das weniger, wodurch diese Liebe in uns gewekt, und auf den erhabensten Gegenstand geleitet wird?

Eduard.

Du meynst Jesus Tod für die Menschen? — Ich bitte Dich, bringe mich nicht darauf. Gerade das, was dieser Tod soll, hat mich hauptsächlich von der Bibel entfernt. Es empört meinen Kopf und mein Herz zugleich. Gott soll versöhnt werden? Gott soll ein Opfer für die Sünde brauchen? Wenn ein Unschuldiger leidet; so sollen die Schuldigen weniger schuldig seyn? Die Leiden eines Unschuldigen, sollen der Gerechtigkeit eines Gottes genug thun? — Gestehe mir, lieber Ludwig; daß Du Dich schämen, und den für einen Verläumder halten würdest, der so etwas von Dir sagte. —

Ludwig.

Das würd' ich allerdings, und es würde mich kränken, wenn ich nicht dächte, das Vorgeben sey so unsinnig, daß es kein Mensch glauben würde.

Eduard.

Aber spricht denn die Bibel nicht so?

Ludwig.

Die Bibel sagt nirgends, **Gott** solle versöhnt werden, sondern die **Menschen**; nirgends: Gott **brauche** ein Opfer für die Sünde, sondern Jesus sey Opfer **worden**. Es ist nicht die Rede davon, ob die Schuldigen durch den Tod eines Unschuldigen weniger schuldig würden, ob dadurch der Gerechtigkeit Gottes genug gethan werde; sondern es ist die Rede von der Liebe Gottes, der das Beste, Einzige seines Wesens aufopferte für Menschen, die sich losgerissen hatten von Ihm; der das thut, um neuen Muth, neue Kindlichkeit in ihnen aufzuregen, und sich ihr Herz zu gewinnen, daß sie gerne folgten seinem Wink. Für das Bedürfniß, für das Krankheitsgefül eines Jeden ist das gesprochen, woraus man kalte Theorieen gemacht hat. Dem, der sich seiner Vergehen wegen, ferne von Gott fült, wird gesagt, er solle mit Gott versöhnt seyn; dem Juden, der für jede Sünde Opfer zu bedürfen glaubte, wurde der Tod Jesus, als höchstes, bestes, Einziges Opfer verkündigt; dem Unreinen solt' er Reinigungsmittel — dem, der sich gefangen fülte, Lösegeld seyn; dem Strafe Fürchtendem, ward dadurch die Strafe weggenommen; dem nach

Vergebung Schmachtendem, wurde dadurch Vergebung verkündigt. Jeder solte nach seinem Gefül versichert werden, daß durch diesen Tod, die höchste Stufe des Gehorsams, und das höchste Opfer der Liebe, jede Folge seiner Sünde aufgehoben, Gott ihm wieder nahe gebracht, und das ursprüngliche Verhältniß zwischen Gott und Menschen wieder hergestellt werden soll — durch ein Wesen, das so viel Göttliches, und so viel Menschliches hat. — Das Wie? wird in der Bibel gar nicht berührt; das wie? begriffen wir weniger, als wir das eigentliche: wie? der Schöpfung begreifen. Beruht ja, wie Du weißt, der ganze Begriff von Ursache und Folge, auf der menschlichen Denkform von Zeit, die im Uebersinnlichen nicht angewendet werden kann! An die höchste Liebe sollen wir glauben; die höchste, in ihrer Art Einzige Liebe Jesus unsers Bruders, der Alles that, und Alles hingab für uns. Und wenn wir sie fülen, so ist darauf gerechnet, daß wir — Menschen sind; daß sich Freude, Dank und Gegenliebe in uns regt. Wir **sind** entsündigt, wenn wir Entsündigung glauben; wir **sind** dem Vater näher gebracht, wenn wir **glauben**, wir **seien** Ihm nahe. An Ihm lag's bei der Entfernung nie. Wir

streben nach Reinheit und Tugend, weil das der will, der sich unsere Liebe, warlich nicht wolfeil erworben hat. Wie oft gehen wir vom Anblik einer Naturherrlichkeit, vom Genuß eines Frühlingsmorgens weg, mit dem Entschluß, nach dem Sinne dessen zu leben, der uns den Genuß bereitet! Und das kostet Ihn doch nichts. Wie solt' ein Mensch mit menschlichem, zu Dank und Liebe organisirtem Herzen, nicht streben, Ihm zu leben, wenn er weiß und glaubt: Gott that für Dich, was Ihn so viel kostete; weswegen er seinem Vaterherzen weh thun mußte; was Er, der Himmel und Erde besizt, nur Einmal hatte, seinen Einzigen, geliebten Sohn! — Freilich rechnet die Bibel darauf, daß wir Gott — menschlich fülen; und wie können wir anders, so lange wir Menschen sind? Freilich ist das nicht für Grübelköpfe, für Theorieenweber, für kalte Dogmatiker und Weise gesagt, die uns die Tiefen des göttlichen Denkens vorrechnen, und weiter nichts als ein Buch schreiben wollen. Es ist dabei blos an Menschen, mit menschlichen Bedürfnissen und menschlichen Herzen gedacht. — „Das ist die Liebe — nicht, daß wir Ihn liebten, sondern, daß Er uns liebte, und seinen Sohn gab für uns. Lasset uns ihn

lieben; denn er hat uns zuerst geliebt. Furcht ist nicht in der Liebe; die vollkommene Liebe vertilgt alle Furcht. Wenn wir Ihn lieben, so laßt uns auch untereinander lieben. Das ist Liebe zu Gott, wenn wir seine Gebote halten; sie sind dem Liebendem nicht schwer. Wir sind Gottes Kinder; aber noch ists nicht sichtbar, was wir seyn werden; das wissen wir aber, wenn es sichtbar wird, so werden wir Ihm gleich seyn, werden Ihn sehen, wie Er ist. Und Jeder der solche Hoffnung hat, der reinigt sich, wie der Geliebte seines Herzens rein ist." — Sieh, Eduard; das ist Johannes Religion, und die Religion meines Herzens. Ich weiß, daß ihre Wahrheit in der Tiefe Deines Herzens gefült werden muß; denn Du weißt, was Liebe ist.

Eduard. (der unbeweglich gesessen, und mit unverwandtem Blik auf Ludwig gesehen hat, — nach einer Pause)

Ludwig! welche Religion hast Du mir verkündigt! wie könnt' ich lieben, und diese Religion der Liebe verkennen! — Gott! — der Jesus! welch ein Wesen! — (steht auf) Gute Nacht mein Bruder! Dank, Dank! — — und ich denke, noch in der Ewigkeit Dank. Ich

muß zu mir selbst kommen, und mir's bewußt werden, was meinem Innersten worden ist.

Ludwig. (umarmt ihn)

Gute Nacht, mein Eduard. Auch Dich mußte Leiden führen zu Gottes Reich!

5.

(Eleonore, Emma, Eduard, Wilhelm, Herrmann, zusammen in Eleonorens Zimmer. Ludwig tritt herein.)

Emma. (ihm entgegen)

Tausendfachen Dank, lieber, von Gott uns zugeführter Ludwig! Sie haben meinem Eduard gestern Abend Ruhe ins Herz gegossen; Gott weiß, wie Sie es gemacht haben. Er sagt, er könne nichts davon reden; es sey ihm, als müsse er es im Herzen bewahren, um es nicht zu verlieren.

Eduard.

Ja; das hast Du, mein Ludwig; und Du hast mir damit ein wahres Brudergeschenk gemacht. Noch einen großen Theil der Nacht dacht' ich dem nach, was Du mir gesagt hattest; ich las das Evangelium Johannes, und je mehr ich es mit dem verglich, was mein Wesen bedarf; je mehr fand ich, daß es hier zu finden sey. Ach! mir kam Alles so anders vor, als

sonst; jezt, da der Grund meiner ganzen Ruhe von Grund aus erschüttert ist.

Ludwig.

Natürlich; nur der Hungrige weiß gesundes Brod zu schäzen; nur der Lechzende, Ermattete fült die Gottesgabe, die in dem Wein liegt.

Eduard.

Manches leise, kaum fülbare Bedürfniß meines Innern hat der Jesus aufgeregt, und mich gleich auf Befriedigung hingewiesen; ich fand Alles so für mein Inneres gesprochen, für mein Inneres berechnet, daß ich schon deswegen nicht anders denken kann, als: der Schöpfer meines Herzens müsse auch der Schöpfer dieses Einzigen Buchs seyn. Wer könnte das Licht so geschaffen haben für unser Auge? wer die Luftkreise so für unser Ohr, als der Schöpfer unsers Aug's und Ohrs?

Emma.

O! lieber Ludwig; wenn Sie doch auch mir die Ruhe geben könnten, die Sie meinem Eduard gegeben haben. Ich werd' ihn sonst mit meinen Bänglichkeiten wieder zu Boden drüken, wenn er sich auch aufgerichtet hat.

Eleonore.

Ach! Ludwig; wenn Du das könntest. Wir bedürfen wol Alle dieser Ruhe.

Wilhelm und Herrmann. (zugleich)

Ja wol! ja wol!

Ludwig.

Ich vermag Euch keine zu geben; ich kann Euch nur hinweisen zu Dem, der nicht gewohnt war zu pralen, der aber doch Allen Gedrükten Ruhe versprach. Aber ich dächte, es wäre noch zu frühe, Euch zu Ihm zu wenden. Ihr hattet ja sonst Manches, was Euch viel war. Vielleicht findet Ihr darin Beruhigung. Musik, Zeichnung, Physiognomik und Naturgenuß erheitert' Euch ja wol manche trübe Stunde.

Eleonore.

Ach! Musik — mein Klavier erneuert nur meinen Schmerz; und die Stimme würde mir stoken, wenn ich singen wolte.

Ludwig.

Aber Du weißt doch, daß Liebe zuerst aus dem Menschen und aus der ganzen lebenden singenden Natur sang; daß sie zu dem Herzen, wie aus dem Herzen singt. Und macht nicht Liebe wol?

Eleonore.

Mir nicht mehr. (mit Thränen) Eben weil Liebe zu dem besten Vater mein Herz erfüllt, darum fül' ich mich so unglüklich. — Ich wäre glüklicher, wenn ich nicht lieben könnte.

Wilhelm.

Ach! glaube mir, unsere bisherigen Spielereien sättigen nicht, wenn sie auch nicht aufrührten unsern Schmerz. Eine trübe Stunde können sie wol erheitern: aber wenn das Herz tief verwundet ist; wenn wir Alles verloren haben, oder Alles zu verlieren fürchten müssen; wenn das Unstäte, Vergängliche alles Erdenbesizes auf eine so schrekliche Art unserm Herzen lebendig gemacht wird: dann will's craion und Pinsel nicht thun. —

Herrmann.

Nein warlich nicht! Im Gegentheil — wenn mir das Gesicht meines Vaters recht vorschwebt, als er mich warnte, mich bat; als seine Liebe so scharfsinnig Alles aufsuchte, was mir Muth machen konnte — mir vergab — mir wird nicht besser.

Ludwig.

Aber könnte Dich, Wilhelm, Philosophie nicht beruhigen?

Wilhelm.

Das hätt' ich noch vor drei Tagen geglaubt; aber ich wußte nicht, was Unruhe des Herzens war. Ach! diese Philosophie, die immer nur belehrt, beweiset, fordert, und nichts verspricht; die noch die meisten Hoffnungen unsers Herzens als Wahn darstellt, — was könnte sie dem geben, der sich recht unglüklich fült? — Der edle, tiefdenkende Mann, der so viele hochgepriesene Weisheit als Wahn und Schwärmerei dargestellt hat — ja; er entwikelt es trefflich, als das Ideal menschlicher Tugend, Alles blos, um des Gesezes willen zu thun, sich selbst ganz zu vergessen und Verzicht zu thun bei seiner Moralität, auf jeden eigenen Vortheil: aber wie tief fül' ichs, daß ich noch nicht so bin! Und eben dieses Gefül machte mich noch muthloser, als ich war; und diese Muthlosigkeit, raubt mir den Rest von Kraft, der mir blieb. Meine ganze Philosophie hat mich nur die traurige Wahrheit gelehrt, daß ich nichts habe, nichts weiß und nichts bin.

Ludwig.

So hat sie Dich viel gelehrt; das ist bei Menschen der Grund Alles Wissens, Alles Besizes, und Alles Seyns.

Herrmann, Eleonore und Emma.
(zugleich)

Ja; so weit sind wir auch.

Ludwig.

Und Ihr seid damit weit genug.

Eleonore.

Aber Lieber; es ist kein süßes Gefül, nichts zu haben, nichts zu können — besonders wenn man viel bedarf, und viel soll; Trost und Stüze einer unglüklichen Mutter seyn soll, da man selbst unglüklich ist, und eine Stüze braucht.

Herrmann.

Es thut nicht wol, das Gefül in sich tragen, daß man seinen guten Vater beleidigt habe; besonders wenn der Vater nicht mehr ist. —

Wilhelm.

Wenn man aber gar das Unglük seiner Familie gemacht hätte?

Emma.

Schreklicher als Alles ist's, das Geliebte, Einzige seines Herzens, das Leben, die Seele seines Wesens verlieren — für immer! Gott! — für immer!

Ludwig.

Aber wenn es nun Einen giebt, der alle

diese Lagen und Bedürfnisse voraus sah, für ihre Befriedigung voraus sorgte, durch sein zuversichtliches Versprechen und durch seinen ganzen Gang; Einen der uns gewiß machte über das, was uns ungewiß war; der dem Muthlosen Muth, dem Ohnmächtigen Kraft, dem Unruhigen Ruhe versprach — mit einer Sicherheit, wie der Reiche dem Armen einen Thaler verspricht; wenn Er so spricht, daß es Unsinn wäre zu denken, unsere Vergehungen seien nicht vergeben, ihre Folgen seien nicht aufgehoben, weil dann das erhabenste Wesen der sittlichen Welt, umsonst müßte gestorben seyn; wenn Er von dem Wiedersehen unserer Geliebten so redet, wie wir am Abend von dem folgenden Morgen reden; — und wenn Er Alles, was er sagte, durch Thaten bestätigte, von Allem, Proben und Beweise gab — wirklich Folgen von Vergehungen wegnahm, wirklich Unruhige beruhigte, Muthlosen, Muth einflößte, Schwache stärkte; wirklich die Geliebten seines Herzens wiedersah; wenn Er durch so viele auffallende Thaten zeigte, daß Er wirklich mit der unsichtbaren Welt in Verbindung stand, von der Er zeugte: — — saget selbst, ob uns nicht eben dies Gefül zu Ihm treibt? Ob nicht der Mensch gegen seinen ersten

Naturtrieb handeln würde, wenn er nicht nach Brod griffe, sobald ihn hungert, und nach Arzenei, wenn er sich krank fült; da er so Manche weiß, die durch das Brod gesättigt, und durch die Arzenei geheilt wurden? Wär' er gesättigt, geheilt worden, ohne dieß Gefül?

Eleonore.

Aber will Er wirklich noch jezt Kraft mittheilen den Schwachen?

Emma.

Macht Er auch uns gewiß darüber, daß wir uns wiedersehen werden?

Ludwig.

So gewiß Brod jezt noch nährt, wenn man es ißt, und Wein jezt noch stärkt, wenn man ihn trinkt. Ihr wisset, daß das die Symbole von Ihm sind, bis auf diesen Tag.

Emma.

Ach! dann ist er auch mein Herr, mein Wolthäter. Wer könnte mir versichern, was Er versichert?

Eleonore.

Ja; darum halt' ich mich auch an Ihn.

Wilhelm.

Kannst Du das schon?

Eleonore.

Ja. Unsere Zweifel sind immer nur Zweifel des Herzens; wer unser Herz beruhigt hat, der hat unsere Zweifel gelöset.

Wilhelm.

So ist mirs nicht ganz. Ich stoße mich an das Wunderbare seiner Thaten, und überhaupt an die Thaten, die uns die Bibel erzält! Man begreift nichts davon; man ist in eine ganz andere Welt versezt. Alle Geseze der Natur scheinen aufgehoben; und mich dünkt doch, es sey gegen Gottes Weisheit, diese Geseze unterbrechen zu lassen, die sonst so fest und unveränderlich sind.

Ludwig.

Dünkte Dich auch, es sey Gottes Weisheit und Gottes Güte gemäß, daß unser Vater so sterben mußte? Was wissen wir von Gott, und wie Er handlen müsse, und was seiner Weisheit gemäß sey? zu achten auf das, was Er thut, und hintennach zu erforschen suchen, warum Er's thut; das ist die Einzige wahre Menschenweisheit von dieser Seite. Und über Naturgeseze solten wir, dächt' ich, nicht absprechen, da wir blos einen so kleinen Flek der

Schöpfung, diese Erde, und auch auf ihr noch bei weitem nicht alle Naturgeseze kennen.

Wilhelm.

Das wissen wir doch aber gewiß, daß man mit Einem Wort keinem Blindgeborenen die Augen öffnen, keinen Lahmen wieder herstellen, keinen Todten erweken, und mit ein paar Broden keine fünf tausend Menschen sättigen kann. So viel wissen wir wenigstens von den Gesezen der Natur. —

Ludwig.

Wenn aber diese Erzälungen so historisch bestätigt sind, wie es wenige Geschichten sind; wenn die Thaten öffentlich vor einer großen Menge unausgesuchter Menschen geschehen, und unleugbar bis jezt noch fortdaurende Wirkungen hervorbrachten, die nichts Geringers als solche Thaten voraussezen, sollen sie nicht noch größere Wunder seyn; wenn sie so leicht bemerkt werden konnten, und Täuschung, Betrug der Augen oder der Fantasie dabei so unmöglich war: — sollen wir sie leugnen, oder sollen wir glauben, es seien auch Naturkräfte, aber nur Kräfte einer höheren Natur im Spiel? Wär' es Philosophie und gerader Sinn, die Wirklichkeit einer fast allgemeinen Ueberschwemmung zu leug=

nen, die uns so viele Geschichten bestätigen, deren Wirkungen in der Erde wir noch sehen, weil wir nicht gut berechnen können, wie sie möglich war? weil es zu unseren Zeiten keine gab? Oder denkst Du, Einwirkung höherer Kräfte sey hier am unrechten Orte gewesen, wenn sie je am rechten Orte seyn kann? Wenn ein Gottessohn nicht andere Thaten thut, als ein Menschensohn; wie kann Er fordern, daß man ihn dafür halte? Der, auf dessen Wort wir so viele wichtige Aufschlüsse von der unsichtbaren Welt annehmen sollen, von denen uns die Vernunft nichts sagte, und die uns doch so höchst-wichtig sind; mußte der nicht Beweise geben, daß Er aus der unsichtbaren Welt stamme, mit ihr in Verbindung sey? Du erwartest ja wol eine Probe von dem, der mehr als Raphael und Titian zu seyn vorgiebt! Konnte Jesus fordern, daß man Ihm zutraue, Er werde helfen, wo kein Anderer hilft, wenn Er nie so half; oder Er werde geben, was kein Anderer zu geben vermag, wenn er nie etwas dergleichen gab? Hätte nicht jeder Geradsinnige so etwas von Ihm fodern müssen, wenn Er es nicht gethan hätte? Wär' es nicht Aberglaube und Schwärmerei gewesen, Ihm zu glauben, ohne

solche Thaten, wie Er that? Wer ohne Authorität und Glauben wirken will, muß Alles beweisen; und ich denke, Kant hat uns davon abgebracht, aus dem Reiche des Unsichtbaren etwas demonstriren zu wollen. Wer aber mit Authorität und durch Glauben wirken will, der muß zeigen, daß er Authorität habe und Glauben verdiene. Mich dünkt, das ist Grundsaz jeder gesunden Philosophie. —

Herrmann.

Es ist Sprache des gesundesten Menschenverstands. O! Ludwig, aus welchem andern Gesichtspunkte seh' ich jezt diesen Jesus, diese Bibel, die mir vorher so gar nichts war! Kann Er denn auch wol mich beruhigen über die Folgen meiner Sinnlichkeit? —

Ludwig.

Lies nur das Gleichniß vom verlorenen Sohn. —

Wilhelm.

Mein Kopf hat wenig einzuwenden gegen das, was Du mir sagtest, Ludwig. Aber ich will, ich muß erfahren, ob Er auch mir Ruhe geben kann. Ich respektire das, was Er an Andern that; aber wer krank ist, muß selbst Hülfe von dem Arzte haben. Der größte Ruf

des Arztes, die Geschichte aller Kranken, die er je geheilt hat, hilft ihm zum Genesen noch nichts. —

Ludwig.

Recht, mein Bruder! Nur auf diesem Wege wird man recht überzeugt, was Jesus den Menschen ist. Nur daß Dich die Geschichte der Kranken dahin bringe, die Arzeneien des Arztes ordentlich zu brauchen, und Dich seiner Lebensordnung zu unterwerfen.

Wilhelm.

Das will ich, Ludwig. Bei Gott! das will ich. Du weißt's, Dein Wilhelm hält sich selbst Wort. O! wenn mir's würde, wie es Dir ist!

Ludwig.

Du kannst mehr werden, als ich, weil in Dir mehr liegt, als in mir. Es wäre nicht das Erstemal, daß die Lezten die Ersten werden.

6.

Die Vorigen, Gotthard.

Gotthard.

Guten Morgen, Ihr Lieben. Wie gieng's Euch? wie gehts Euch?

Wilhelm.

Wie Du denken kannst, und doch besser als Du denken wirst.

Gotthard.

Es liegen so manche Resourcen zu Beruhigung in dem Menschen; und selbst die Ermüdung, die er nach heftigem Schmerz empfindet, ist Eine. Kommt dann die Zeit dazu —

Eduard.

Du weißt wol, daß die Zeit bei mir gerade das Gegentheil wirkt; daß ich nur immer mehr grüble, je länger ich zum Grüblen Zeit habe. —

Eleonore.

Ach! lieber Gotthard, und die Ruhe, die

uns blos durch Erschlaffung wird, ist eine erbärmliche Ruhe. Man erholt sich, um von Neuem zu leiden.

Wilhelm.

Wir haben unsere Ruhe wo anders her. Ludwig sprach mit uns von dem, was uns sonst nichts war, worüber auch wir uns so oft unterhielten, vom Christenthum. —

Gotthard.

So? Und ist es Dir jezt wirklich etwas? Und Euch auch?

Herrmann.

Viel, unbeschreiblich viel. Wir mußten gerad' in eine solche Lage kommen, um zu fülen, was man daran hat.

Emma.

O! Gotthard — ich werde meinen Eduard wieder sehen! Ein Mann, der in der unsichtbaren Welt zu Hause ist, hat es mich versichert!

Eleonore.

Ich werde meinen Vater wieder finden. —

Gotthard.

Vielleicht früher als Du denkst — doch; ich mag Euch nicht durch falsche Erwartungen aufspannen. Aber mir ist gar lieb, daß Ihr etwas gefunden habt, was Euch beruhigen kann. So

seid Ihr ja wol in der besten Stimmung, um einen Brief zu lesen, den ich eben dem Briefträger abgenommen habe.

Alle, (außer Eleonoren)

Einen Brief? O! gieb ihn, lieber Gotthard.

Eleonore.

Ach! was für eine Nachricht wird er wieder—

Gotthard.

Nur nicht ängstlich ohne Noth, Eleonore! Er kann leicht etwas besseres enthalten, als Ihr wisset, aber kaum etwas Schlimmeres. Das begreift sich doch leicht. Mir scheint es Eures Vaters Hand.

Eleonore und Wilhelm zugleich.

(auf ihn zu)

Des Vaters Hand? O! laß sehen, Gotthard.

Herrmann und Emma.

(nach ihnen zu)

Ja; den Brief, lieber Gotthard! den Brief!

Eduard.

Vielleicht ein Abschiedsbrief! —

Gotthard.

Das ist's, was ich fürchte, und fast ahne. Und darum erlaubet mir, daß ich den Brief erbreche, und ihn für mich lese. Enthält er gegen Erwarten etwas Gutes; so geb' ich ihn

Euch. Ist es blos ein Abschiedsbrief; was soll er Euch?

Ludwig.

Erbrich ihn, lieber Gotthard; aber ich muß ihn lesen, was er auch enthalten mag. Warum solt' ich die lezten Worte meines Vaters an uns nicht hören? schrieb er sie ja für uns! Es ist etwas Süßes in solchem Schmerz, das sich noch lange hernach fült.

Alle.

Ja wir müssen's hören; wir können's hören!

Gotthard. (Erbricht den Brief, und lieset ein Stük mit großer Bewegung. Dann laut)

„O! meine Eleonore, daß ich noch einmal an Dich schreiben kann! Daß Ihr noch einen Vater habt! — Mir ist's, wie Einem, den erstikender Dampf betäubte, und der von einer tiefen Ohnmacht wieder zu sich selbst kommt! — Noch vor zwei Tagen glaubt' ich nicht, daß ich Dich auf dieser Erde noch meine Tochter nennen würde. — Gott! welch ein Tag war das! Wenn ich es nur erzälen könnte, wie mir war und ist! Ihr wisset ja wol aus den Zeitungen, daß der Rhein schnell und fürchterlich übertrat. Der arme Bertrand in seiner baufälligen Hütte,

eine Stunde von hier, war in Lebensgefahr mit seinen fünf Kindern. Man mußt' ihn retten; man hätte kein Mensch seyn müssen, wenn man nicht seine Rettung versucht hätte. Ich bot Geld über Geld: aber vergebens. Das Haus drohte jeden Augenblik den Einsturz. Ich empfahl mich Gott, und bestieg einen elenden Kahn mit dem braven Pierre" —

Eleonore.

Ach Vater! dachtest du auch da an deine Eleonore?

Gotthard. (liset fort)

„Wir kamen glüklich an die Hütte. Mann, Frau und Kinder strekten die Hände nach uns aus, und weinten aus Angst und Hoffnung. Ein Knabe sprang aus dem Fenster in den Kahn, oder vielmehr auf den Rand des Kahns; der Kahn schlug um, und wir fielen in den Rhein. Ich verlor gleich alles Bewußtseyn, hörte aber hernach, der wakere Pierre habe sich des Kahns bemächtigt, sich hineingeschwungen, mich und den Knaben aus dem Wasser gezogen, ans Ufer gebracht, und dann die ganze Familie gerettet. Zum Glük hatt' es Matthieu gleich erfahren, der aufs Land zu ein m Patienten reiten wolte. Er war gleich herbeigesprengt, hat eine Stunde

lang, alle Mittel angewendet, und mich gerettet. Zwar war ich nicht gleich außer Gefahr. Matthieu fürchtete noch nachher einen Zufall. Und das war eigentlich meine Leidensstunde. Ich sah Euch Alle vor mir, weinend, trostlos; Dich besonders, meine Eleonore" —

Eleonore. (mit Weinen)

O! der gute Vater! daß er da noch meiner besonders dachte!

Gotthard. (lieset)

„Aber ich empfal mich Dem, der einen weit schwehreren Tod starb, um Menschen zu retten; und Ruhe kam in mein Herz. O meine Eleonore! O! meine Kinder! wie hab' ich in diesen Stunden wieder gefült, was der Mensch an Christenthum hat. Glaubet mir, es giebt Stunden und Lagen, wo Alles den Menschen verläßt, was er sonst für Wahrheit hielt, was ihm auch sonst etwas war; wo nichts ihn aufrecht halten kann, als das Wort eines höchst glaubwürdigen, seinem Herzen nahe und lieb gewordenen Wesens, daß Alles unter der Regierung Gottes stehe, und daß wir gewiß ewig leben sollen. Das Wort Jesus: „Alle Haare auf Eurem Kopfe sind gezält," gab mir mehr, als die scharfsinnigsten Beweise für die Vorsehung

und den Plan Gottes mit der Welt; und ich mußt' es wissen, mit welcher Zuversicht Er zu seinen Geliebten sagt: — „so vertraulich sizen wir nicht wieder zusammen, bis die bessere Welt uns vereint" — wenn ich nicht unterliegen solte meinem Schmerz. Wie hätt' ichs ertragen wollen, von Euch getrennt zu seyn auf ewig! Wie hätte sie mir genügen können, eine bloße Hoffnung des Wiedersehens!" —

Eduard.

O! Emma, wie versteh' ich jezt unsern Vater!

Emma.

Lieber; laß uns nur Gott recht danken, daß uns der Sinn geöffnet ward, für diesen Jesus—

Gotthard.

Ich sehe, bei Euch ist Eures Vaters Wunsch erfült. (lieset weiter) „O! ihr Lieben; wäre Jesus Eurem Herzen, was Er mir und unserm Ludwig ist; wüßtet Ihr so gut, was der Mensch an Ihm hat; wie ich es weiß — doch ohne diese Leiden, die ich Euch um keinen Preis wünschen kann — dränge nur der Gedanke sich Euch recht auf, das muß ein guter Arzt seyn, der uns unsern Vater erhielt, da er mit dem Tode rang: ich wolte sie Euch mit ganz frohem Her-

zen melden, die traurige Nachricht, die ich Euch noch zu melden habe" —

Wilhelm und Eduard. (zugleich)

Traurig?

Eleonore.

Der Vater lebt ja! Was kann es groß seyn?

Gotthard. (lies't)

„Meine Fabrik ist von dem wüthenden Rhein umgerissen, ganz zerstört. Meine Gerberei auch. Ich bin ein armer Mann, der selbst seinen Kindern nichts mehr geben kann.

Eleonore.

Desto besser! So ist die Zeit gekommen, wo sie Dir etwas geben können!

Wilhelm.

Wie freu' ich mich, daß ich etwas von Baukunst weiß!

Herrmann.

Und ich, daß ich zeichnen kann. —

Eduard.

Und ich meiner Pflanzensammlung, meiner Pflanzenkenntniß. —

Ludwig.

Und ich danke Gott von ganzem Herzen, daß wir den Sinn für Christus nicht durch das

Leben unsers Vaters erkaufen mußten, und daß Er uns noch eine Gelegenheit gab, dankbare Kinder zu seyn. Wie ist das den Reichen so schwer gemacht! das todte Geld thut meist bei ihnen, was Vatersorgfalt und Kindesdankbarkeit bei den Aermeren thut.

Eleonore.

Welches Fest für mein Herz, wenn ich mit meinen Talenten und meinem Kopf dem Vater eine Gemächlichkeit verschaffen kann, der mir im Leben so viele verschafft hat!

Wilhelm.

Wir wollen uns ein schönes Landgut miethen — wollen zusammenziehen, und ihm den Genuß des Landlebens verschaffen, der ihm bei all' seinem Vermögen noch nicht recht geworden ist.

Eduard.

Und das will ich anbauen und verschönern —

Emma.

Und ich will die Haushaltung besorgen —

Herrmann.

Und ich mit Karl will das nöthige Geld herbeischaffen.

Ludwig.

So kann ich ja wol meine alte Lieblings-

idee ausführen, und junge Leute zur Erziehung zu mir nehmen, die ohne Erziehungskunst, durch Natur, Liebe und eigene Erfahrung erzogen werden, wie Gott die Menschen erzieht.

Gotthard.

Beinahe mögt' ich auch unter Euch wohnen, und Euren Kindern Mährchen erzälen. Wenn ich sonst nur unter Euch taugte.

Wilhelm.

Wegen Deines Unglaubens? Du wirst nicht dabei bleiben, Gotthard; Du kannst nicht dabei bleiben. Wir Alle, unsere Ruhe, unser Glük, der Anblik unsers Vaters — Alles das muß Dich bekehren.

Gotthard.

Du hast Recht! Gute und glükliche Menschen sind immer der evidenteste Beweis für eine Religion, wenn sie es dadurch worden sind. Aber nicht Alles ist für Alle. In mir wirrt und treibt zu viel. Mich mit Euch zu freuen, soll vorerst meine Religion seyn.

Eleonore.

Sich freuen, daß Andere etwas Nahrhaftes zu essen fanden, und nicht auch hingehen und essen, wenn man Hunger hat — das ist doch sonderbar.

Gotthard.

Warum sonderbar? Wenn es nun Brod und Fleisch wäre, und Jener blos von Obst lebte?

Wilhelm.

Das mag gut gehen, bis es Winter wird: aber was dann?

Gotthard.

Wollen erst sehen, wie es uns im Winter ist. Noch hängen mir alle Bäume voll Obst; und ich empfange gerne meine Nahrung von der Natur aus der ersten Hand.

Eduard.

Gotthard; wenn Du liebtest, Du wärest gewiß ein Christ.

Gotthard.

Warst Du es denn immer, da Du liebtest? Eben wenn ich liebe, bedarf ich Christenthum am wenigsten. Der Gegenstand meiner Liebe ist mir immer Bild und Stellvertreter der Gottheit; wenigstens Gefäß, in das ich mir Alles hineingießen kann, was mein innerer Sinn von Gott ahnet. Euer Gottesbild, Christus, ist selbst unsichtbar. Und was soll mir ein unsichtbares Bild eines Wesens, von dem ich gerade darum ein Bild bedarf, weil es unsichtbar ist?

Emma.

Warum konnte mir denn Eduard nicht Bild von Christus seyn, wie es Christus von Gott ist?

Ludwig.

Daß doch die Neubekehrten so gerne bekehren! Hab' ich Euch denn jemals meinen Sinn für Christus so aufgedrungen, wie Ihr ihn jezt Gotthard aufdringen wolt?

Wilhelm.

Das thatst Du freilich nicht; aber ich an Deiner Stelle hätt' es gethan. Und bei Gotthard gar! Wer überall keine geistige Bedürfnisse hat, von dem erwart' ich auch nicht, daß ihm der geistige und für geistiges Bedürfniß berechnete Christus etwas seyn werde. Wen das Große, Erhabene überall nicht anzieht; dem kann auch der Größte, Erhabenste noch nichts seyn. Aber Gotthard, den seine höheren Bedürfnisse so herum treiben; der Alles sentirt, was in irgend einer Art groß und edel ist — wie kann der gleichgültig bleiben gegen ein Wesen, dessen Aeußerungen an sich schon manches Bedürfniß befriedigen, dessen Erhabenheit man fülen muß? —

Ludwig.

Aber Du selbst? —

Wilhelm.

Ich hatte die Bibel nicht gelesen; ich kannte sie wenig. Aber Gotthard kennt und lieset sie.

Gotthard.

Ja; ich lese sie oft und gerne. Aber was mir Ludwig so oft von einem Gottesplan sagte; — wie der das Mannigfaltigste in Eins faßte, wie das persönliche Ideal aller Vollkommenheit Jesus sey, — das sagt sich wol gut. Nie ist mir's aber noch gewiß worden, ob die Bibel auch wirklich diesen Plan enthalte, oder ob ihn die Bibeldilettanten nicht hineintragen, wie's den Dilettanten so oft begegnete. Mir ist überhaupt oft wunderbar bei manchen Büchern der Bibel. Noch vor einiger Zeit las ich Johannes; und der stillerhabene Geist des Mannes wirkte auf mich. Aber man weiß nicht, woraus Alles stammt, was Alles soll. Ein regelmäßig-gebautes, einfach verziertes Haus im besten Styl; das aber in der Luft schwebt! Ein Freiheitsbaum ohne Wurzel! Und was der Genuß dem Menschen soll, von dem der Johannes freilich so Einzig spricht! Vereinigung mit Jesus, mit Gott! Theilnahme an seinen Kräften, seinem Sinn, seiner Herrlichkeit? — Es geht ein gewisser Opernzauber durch das Ganze durch, den

ich wol füle: aber für die Sache fehlt mir Sinn und Bedürfniß — den Göttern sey's gedankt! — Mir wird's dabei, als wenn ich von der geistigen Vermischung, von dem Ineinanderfließen zweier Herzen ohne Sinne und Sinnlichkeit höre, das noch kein Auge gesehen hat. —

Ludwig.

Aber es wäre Dir doch wol nicht unangenehm, wenn Du mit einem erhabenen Wesen in so inniger Verbindung ständest! Suchtest Du ja in die nähere Bekanntschaft jedes Mannes, den Du für groß hieltest!

Emma.

Und hatten Sie keine Stunde, keinen Augenblik bei Ihrer Lilla, wo sie unmittelbar in ihrem Herzen lasen und Sinne und Sinnlichkeit vergaßen?

Gotthard.

Bei ihr machten mich die Sinne am Ende alle Sinnlichkeit vergessen. Ihre Blike drangen so tief in mich, daß ich nicht mehr wußte, ob ich Blike sah. Der Ausdruk ihres Gesichts wirkte so auf mich, daß ich mir von ihrem Gesicht nichts mehr bewußt war. Aber hier fängt Alles mit Unsichtbarkeit an, und führt in höhere Unsichtbarkeiten hinein. Dieser Wolkengang ist nicht

für den Menschen, wenigstens nicht für mich. Festen Boden muß ich unter mir fülen; dann seh' ich wol nach den Sternen hin.

Ludwig.

Wir wollen Dir auch keine Unsichtbarkeiten aufdringen. Nichts Aufgedrungenes ist Wolthat oder Genuß. Ich denke, Deine Zeit kömmt auch; denn Du hast für Manches einen Sinn, der Dich dazu leiten kann. Ihn voreilig beschleunigen wollen, das heißt einen Apfelbaum ins Treibhaus sezen, weil seine Frucht nicht zugleich mit den Kirschen reif wird.

Wilhelm.

Wer nur so gewiß wüßte, daß dieser Sinn sich entwikeln wird, wie man gewiß weiß, daß die Reife des Apfels kommt! Die Bedürfnisse können auch allmälich erstikt werden. Mit der Fähigkeit, jugendlich zu lieben, könnte Gotthard auch diesen Sinn verlieren, *) wie ihn so viele verloren; denn, sage mir doch, Ludwig, worauf gründest Du Deine Erwartung, daß der Sinn

*) Leider! ist dieß in der Folge nur zu sehr eingetroffen. Dieser Gotthard wurde zu einem Menschenwesen, das in sinnlichem Genuß und in angenehmen Eindrüken der Fantasie seine ganze ärmliche Glükseligkeit suchte.

fürs Schöne, Große, Edle zu Christenthum leiten müsse?

Ludwig.

Nicht: müsse; aber leicht leiten könne, und oft leite! Das war ja bei Euch Allen der Fall. Jeder Sinn ist Gefül für irgend eine Ausströmung des Göttlichen, deren Aeußerstes, Körperliches unser Wesen affizirt. Jedem äußern Sinn entspricht etwas in dem Menschen, das vorzüglich affizirbar ist, und vorzüglich affizirt wird; ein inneres Auge, ein inneres Ohr, mögt' ich sagen. Ein gewisses hohes Ideal von Symmetrie, Schönheit, Harmonie, von Wahrheit, Freiheit, Edelsinn, an dem wir den Gegenstand messen, nach dem wir ihn schäzen. Natürlich findet denn der Mensch in der Schöpfung hauptsächlich das, was diesem inneren Sinne homogen ist; was ihm etwas geben, ihn affiziren kann. Er reduzirt Alles darauf, sieht Alles von der Seite an.

Eleonore.

Wie ich Alles von Seiten der Harmonie und Melodie.

Wilhelm.

Und ich Alles von Seiten der Symmetrie, der Haltung, des Malerischen —

Herrmann.

Und ich Alles von Seite des physiognomischen Ausdruks.

Emma.

Und ich Alles von Seite der Liebe.

Ludwig.

Es kann Einer durchaus ehrlich seyn; er kann viel Verstand, viel Empfindung haben; er kann den Namen eines trefflichen Menschen verdienen, und der vorzügliche Sinn für Musik, für Malerei, für Gesichtszüge, für Naturschönheiten fehlt ihm doch. Auch wo dieser Sinn ist, bleibt er oft blos bei dem Einen Gegenstande stehen. Das musikalische Ohr hört dann blos Harmonie in der Musik; das malerische Auge sieht blos Symmetrie, reine Formen, Schönheit und Grazie in Gebäuden und Gemälden. Selbst der religiöse Sinn kann vereinzelt im Menschen bleiben, und weiter nichts auf ihn wirken. *) Aber meist und leicht führt der Sinn weiter; auf höhere Schönheit, höhere Freiheit, auf Harmonie und Uebereinstimmung anderer Art; auf geistige, sittliche Erhabenheit, auf reinere,

*) Mögten sich doch das, so manche Musik- Kunst- und Religionsschwärmer und Schwärmerinnen sagen!

geistigere, Gotteswürdigere Religion. Am Ende erfaßt dann ein solcher Sinn den ganzen Menschen; und dann war der Einseitige Sinn nur Kanal, wodurch ihm Mehreres und Größeres zugeführt ward; Ahnung, daß so etwas seyn müsse, wirklich sey. Und wie bald fült dann der Mensch, daß es ihm noch woran fehle!

Gotthard.

Freilich ist das schon genug bei dem Menschen, der Alles will, was er kennt. Er sucht sich nun gewiß in das Reich des Unsichtbaren hinein zu arbeiten, weil er in der sichtbaren Welt so nichts findet. So weit versteig' ich mich aber nicht.

Wilhelm.

Wie kann man doch Anders? Wer strebte nicht nach der höchsten Freiheit?

Herrmann.

Und wer nicht nach der Schönheit Urbild?

Eduard.

Und nach der größten, reichsten Natur —

Eleonore.

Kann man Harmonie kennen, und sich nicht dahin sehnen, wo die reinste, vollste Harmonie ist?

Emma.

Lieber Gotthard; wollen Sie nicht Ihre Lilla wiedersehen; Ihre Lilla ewig besizen?

Gotthard.

Fraget mich doch lieber, ob ich nicht Lust hätte, Sonne, Mond und Sterne zu bereisen. Wollen, was man nicht kann, macht elend; der gesunde Mensch will so nichts.

Ludwig.

Ich weiß doch, lieber Gotthard, daß es Dir wol thun würde, wenn Du es erhieltest. Indeß wollen wir uns keine Bedürfnisse erkünsteln, die der Schöpfer unserer Natur nicht in uns legte; wir wollen aber auch keine tödten, die Er in uns gelegt hat. Mußt' Er doch wol wissen, was Er damit wolte, so gut Er weiß, was uns Hunger und Durst soll. Für die Wahrheit wollen wir immer offen bleiben; mag sie gegen oder für unsere vorige Meinungen seyn. Jedes Gefül von Liebe wollen wir heilig halten in uns. Und dann, lieber Gotthard (er faßt ihm die beiden Hände und sieht ihm liebevoll in die Augen) will ich mein Christenthum aufgeben, wenn mich's die Wahrheit heißt, und Du wirst ein Christ werden, wenn Dich Dein Herz dazu leitet. Lieb behalten wir uns auf jeden Fall.

Wilhelm.

Das spricht Gott aus Dir, Ludwig. So ist's Recht!

Gotthard und Alle. (umschlingen sich)

Ja; dabei wollen wir bleiben! So will's auch unser Herz!

Eleonore.

-Und nun zum Vater! Menschlichkeit hat uns zum Christenthum gebracht; Christenthum soll uns menschlicher machen. Eine schöne Verbindung!

Ludwig.

Sie ward von Gott geknüpft; und was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht scheiden.

Braunschweig,

gedruckt bei Friedrich Vieweg.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ewald, Johann Ludwig,

Der gute Jüngling, gute Gatte und Vater, oder Mittel, um es zu werden Ein Gegenstück zu der Kunst ein gutes Mädchen zu werden

Bd.: 1

Frankfurt a. M. 1804

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.4(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108824-2